

The background of the cover is a textured, abstract pattern of swirling reds, oranges, and yellows, resembling a close-up of a flame or a microscopic view of a cell. The colors are vibrant and somewhat chaotic, creating a sense of mystery and intensity.

Boyd
Morrison **DIE**
ROSWELL
VERSCHWÖRUNG
THRILLER

GOLDMANN

Buch

Seit dem vermeintlichen UFO-Absturz 1947 in Roswell ranken sich zahllose Legenden und Verschwörungstheorien um die kleine Stadt in New Mexico. Fay Turia hat das Flugobjekt als kleines Mädchen gesehen – und nicht nur das, sie konnte auch eines der Wrackteile an sich nehmen. Dieses mysteriöse Artefakt droht ihr 60 Jahre später zum Verhängnis zu werden, als zwei bewaffnete Männer sie in ihrem Haus überfallen. In letzter Sekunde gelingt es Tyler Locke, dem ehemaligen Kampfenieur der US-Armee, die alte Dame in Sicherheit zu bringen. Fay weiß, dass ihre Verfolger hinter dem Wrackteil her sind, und engagiert ihren zunächst skeptischen Retter, das Geheimnis rund um die Ereignisse von Roswell zu lüften. Auf

der Suche nach den Drahtziehern des Überfalls kommt Tyler dem russischen Exspion Wladimir Koltschew auf die Spur. Dieser wurde einst unehrenhaft aus dem Geheimdienst entlassen und versucht nun, seine Ehre wiederherzustellen. Sein tödlicher Plan: die USA durch einen Angriff mit einer übermächtigen Waffe zu schwächen. Um sie fertigzustellen, fehlt ihm nur noch eins: das geheimnisvolle Objekt, das Fay Turia einst an sich nahm
....

Weitere Informationen zu Boyd Morrison sowie zu lieferbaren Titeln des Autors finden Sie am Ende des Buches.

Boyd Morrison

Die Roswell-
Verschwörung

Thriller

Übersetzt
von Max und Otto Merkatz

GOLDMANN

Die englische Originalausgabe erschien
2012 unter dem Titel
»The Roswell Conspiracy« bei Sphere,
an imprint of Little, Brown Book Group
London

1. Auflage
Deutsche Erstveröffentlichung Oktober 2013
Copyright © der Originalausgabe 2012 by Boyd
Morrison
Published in agreement with the author c/o

Baror International, Inc., Armonk, New York, USA
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München
Umschlagmotiv: FinePic, München
Redaktion: Antje Steinhäuser
MR · Herstellung: Str.
Satz: IBV Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin
ISBN: 978-3-641-10031-5
www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Für meine angebetete Randi

PROLOG

23. Juli 1918

Iwan Dombrowski stapfte durch den Sumpf und hielt nur ab und an zum Verschnaufen inne. In der Ferne hörte er Spürhunde heulen. Sie hatten es schwer, denn über der Gegend lag ein entsetzlicher Fäulnisgeruch. Er fasste kurz nach dem Holster, in dem sein Revolver steckte, um sich zu vergewissern, dass er sich nicht gelockert hatte. Wenn die Zeit gekommen wäre, würde er den Nagant brauchen, um

für seinen Zaren zu kämpfen.

Die Wolkendecke riss kurz auf. Er duckte sich, damit er im Licht des Vollmonds nicht zu sehen war. Kaum hatte der Regen aufgehört, umschwirrten ihn Schwärme von Stechmücken und Bremsen, aber mit einem Netz vor dem Gesicht und von Kopf bis Fuß in wollene Kleidung gehüllt war er vor den Blutsaugern geschützt. Er fand sich damit ab, dass er schweißgebadet war, denn er erinnerte sich nur zu gut daran, wie die Hälfte seiner Leute auf dem Weg in diese gottverlassene

Gegend Sibiriens von den Insekten in den Wahnsinn getrieben worden war.

Als das Regenrauschen verstummte, meinte er, in der plötzlichen Stille sein Herz laut pochen zu hören. Vorsichtig hob er den Kopf und suchte die Umgebung ab. Wassili Susdalew, der Mann, den er verfolgte, musste ganz in seiner Nähe sein. Die Spuren im Schlamm konnten nur bedeuten, dass sie einander umkreisten und er ihn wegen des lauten Regens nicht gehört hatte.

Um ihn herum vermoderten achtzig Millionen Baumgerippe wie mit der Sense umgelegt im Sumpf. Obwohl er sich schon über eine Woche in der Todeslandschaft Tunguska aufhielt, hatte er sich noch nicht an den Anblick der unglaublichen Zerstörung gewöhnt. Die einheimischen Ewenken berichteten, das zehn Jahre zurückliegende Ereignis – ein greller Blitz und ein Donnerschlag, der so laut gewesen war, als hätte man eine Million Kanonen gleichzeitig abgefeuert – habe nur wenige Sekunden gedauert.

Nach seiner Schätzung betrug der Radius des betroffenen Gebiets, vom Mittelpunkt der Explosion aus gemessen, zwanzig Kilometer, entsprach also einer Fläche, die größer war als Moskau. Ihm war keine Substanz bekannt, die über eine solche Sprengkraft verfügte. Dabei war trotz des in der Menschheitsgeschichte einmaligen Ausmaßes der Verheerung anscheinend niemand ums Leben gekommen, vermutlich, weil die Gegend so dünn besiedelt war.

Wassili Susdalew stand im Dienst

der Bolschewiken. Er hatte zwei Jahre zuvor ein Metall in der Tunguska entdeckt, das bisher an keiner anderen Stelle der Erde gefunden worden war. Zufällig wurde die Probe bei Labortests zerstört, deshalb war er mit einer neuen Expedition nach Sibirien zurückgekehrt, um sein Glück noch einmal zu versuchen. Iwan Dombrowski hatte den Auftrag, die Proben an sich zu bringen, bevor Wassili Susdalew damit nach Moskau zurückkehren und das Schicksal Russlands besiegeln

konnte. Dombrowski war fest entschlossen, den Kommunisten das Metall nur über seine Leiche zu überlassen. Sie waren für den Tod seiner Frau und seiner Tochter verantwortlich. Er würde zu verhindern wissen, dass sie auch sein Vaterland zerstörten.

Die Wolken zogen erneut vor den Mond, und wieder prasselte der Regen nieder. Iwan warf einen letzten Blick um sich, dann wuchtete er sich auf den Baumstamm, hinter dem er gekauert hatte, und rannte auf ihm entlang, um sich nicht durch

den Sumpf quälen zu müssen. Am zersplitterten Ende angekommen wollte er auf den nächsten Stamm springen, doch in diesem Augenblick schoss eine Hand in die Höhe und griff nach seinem Stiefel. Er stürzte und fiel rückwärts in den Morast.

Im Handumdrehen kniete Wassili Susdalew auf seinem Brustkorb, schnürte ihm die Luft ab und angelte nach dem Nagant. Iwan Dombrowski wehrte sich mit einer Handvoll Schlamm. Der Bolschewik war noch damit beschäftigt, sein Gesichtsnetz freizuwischen, um wieder sehen zu

können, da hatte ihm sein Gegner schon einen Faustschlag gegen den Hals versetzt. Er sackte zusammen. Iwan Dombrowski rollte zur Seite, zog seine Pistole und stand taumelnd auf, die Waffe auf seinen keuchenden Gegner im Schlamm gerichtet. Der war keine Bedrohung mehr, dachte er. Der Bolschewik musste unbewaffnet sein, sonst hätte er ihn schon längst erschossen.

Wieder Hundegebell. Es war noch näher gekommen, und nun waren auch die Rufe der Begleiter zu hören.

»Wo hast du es?«, herrschte er den Bolschewiken an.

Der hockte sich hin und spuckte Schlamm aus.

»Es nützt dir sowieso nichts.«

»Irrtum. Wir werden daraus eine mächtige Waffe für den Zaren machen ...«

»Der Zar wurde hingerichtet, zusammen mit seiner ganzen Familie.«

Iwan Dombrowski kniff die Augen zusammen. »Was soll das heißen?«

Die Wolken öffneten sich wieder, und er konnte sehen, dass Wassili

Susdalew im Schatten seiner Kapuze lächelte.

»Es soll heißen, die Romanows gibt es nicht mehr. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis die glorreiche Revolution unser Land in ein Arbeiterparadies verwandelt hat.«

»Woher willst du wissen, dass der Zar tot ist?«

»Ein enger Vertrauter Lenins weiß viel. Die Erschießung war für die Nacht des 18. Juli festgesetzt.«

Vor knapp einer Woche. Wassili Susdalew konnte durchaus die Wahrheit sagen. Es würde eine

Weile dauern, bis ihn die Nachricht hier draußen erreicht hätte. Umso wichtiger war es, dass er den Gesteinsbrocken in seine Gewalt brachte. Wenn der Fund in die Hände der Roten fiel, würde die kommunistische Revolution womöglich nicht auf Russland beschränkt bleiben.

Das Bellen zweier Hunde, die auf eine heiße Spur gestoßen waren, drang zu ihm.

»Ich weiß, dass du noch ein weiteres Stück Xenobium gefunden hast. Sag mir, wo es ist, und ich töte

dich, ohne dass du leiden musst.«

»Ich habe es vor einer Stunde versteckt. Du findest es nie.«

Anstelle einer Antwort schoss Iwan Dombrowski seinem Gegner ins linke Knie. Der stieß einen Schmerzensschrei aus. Die Hundeführer feuerten ihre Tiere an.

»Du lügst.«

Mit Sicherheit hatte sein Gegner das Stück nicht auf seiner nächtlichen Flucht versteckt. Wie hätte er es unter den unzähligen identischen toten Baumstämmen wiederfinden wollen? Er musste es

noch bei sich haben.

In einem Loch des Stammes erspähte Iwan Dombrowski den Tornister seines Feindes. Er durchsuchte ihn, die Waffe auf den Bolschewiken gerichtet. Was er suchte, war nicht darin. Auch Wassili Susdalews Taschen waren leer.

»Wo ist es?«, schrie er und schoss in das andere Knie seines Gegners. Ein weiterer Schmerzensschrei. Nicht weit entfernt aufgeregte Rufe der Hundeführer. Fast waren sie bei ihm.

Da sah er im Mondschein ein Glitzern. Wassili Susdalew folgte dem überraschten Blick seines Gegners und wollte nach dem Stein greifen. Zu spät. Iwan Dombrowski trat ihm auf die Hand, hob den Stein auf und wischte ihn an seinem Ärmel ab. Wie ein Kiesel lag das schimmernde Stück Xenobium in seiner Hand.

Wer ihm sein Geheimnis entwand, würde die Welt beherrschen.

Er bückte sich und riss seinem Gegner Netz und Kapuze vom Kopf. Hasserfüllt sah der Bolschewik ihn

an, als die gefräßigen Insekten über ihn herfielen.

»Ich habe dich gewarnt, *Towarischtsch*«, zischte Iwan sarkastisch. »Hättest du deinen Mund aufgemacht, müsstest du jetzt nicht leiden, wie meine Familie leiden musste.«

Wassili Susdalew wollte sich auf ihn werfen, heulte aber vor Qual auf, als seine Beine ihm den Dienst versagten.

»Leute wie dich wird es bald nicht mehr geben!«, schrie er, wobei er sich gegen die Mücken in seinem

Gesicht zu wehren versuchte, denn selbst die Schlammsschicht schützte ihn nicht. »Du kannst den Lauf der Geschichte nicht aufhalten!«

Iwan würdigte ihn keiner Antwort. Er steckte das Xenobium ein, holte den Proviant aus dem Tornister seines Feindes und überließ den fluchenden und sich vor Schmerzen windenden Bolschewiken den Schrecken Sibiriens. Ohne etwas zu essen und Dutzende Kilometer von der nächsten Siedlung entfernt würde sein Leben qualvoll enden.

Keine fünf Minuten später hatten

die Hunde Iwan Dombrowski gefunden. Ihr Führer musterte ihn misstrauisch, das Gewehr in der Hand.

»War Ihre Idee erfolgreich?«

Iwan nickte. »Die Hunde haben ihr direkt zu mir getrieben. Unsere Aufgabe ist erfüllt.«

Sobald sie im Lager waren, würde er das Xenobium in einen Bleibehälter legen.

»Und nun kehren wir nach Jekaterinburg zurück und retten den Zaren?«, fragte der Mann.

Iwan würde überprüfen müssen, ob

der Zar tatsächlich nicht mehr lebte. Traf die Behauptung zu, wäre es eine reine Zeitfrage, bis die Roten als Sieger aus dem Bürgerkrieg hervorgingen.

»Vielleicht nicht, mein Freund. Es könnte sein, dass wir einen anderen Weg einschlagen müssen.«

Als er seine Leute wegführte, wälzte er in Gedanken bereits einen neuen Plan. Das Xenobium musste unter allen Umständen außer Reichweite der Kommunisten bleiben. Statt mit der Transsibirischen nach Westen in

Richtung Moskau würden sie nach Osten in Richtung Wladiwostok und von dort nach Amerika fahren.

QUEENSTOWN

1. KAPITEL

Gegenwart

Das Hotel hieß Schneefarm, und die dicke Schneedecke auf den Hügeln bis hin zu den felsigen Bergspitzen in der Ferne schien diesen Namen rechtfertigen zu wollen. Beim Durchqueren der Lobby schloss Tyler Locke den Reißverschluss seiner Lederjacke und zog Handschuhe an. Die Morgensonne schien zwar, aber es waren zehn Grad unter null, weniger als er im Juli gewohnt war. Er grüßte den

Pagen und trat hinaus in die eisige Luft. Das Weiß blendete ihn so sehr, dass er seine Sonnenbrille aufsetzen musste. In der Ferne sah er Skiläufer in Grüppchen die geglätteten Hänge hinunterfahren. Hinter sich hörte er das Jaulen von Motoren, die auf einer Rennstrecke ihr Äußerstes geben mussten.

Ein silberner Audi S4 bog um die Kurve, in der sich der Schnee türmte, den die Fräsen des Hotels beiseitegeräumt hatten. Der Wagen rutschte erst in die eine Richtung, dann in die andere und wirbelte

dabei weiße Schneefontänen auf. Mit heulendem Motor näherte er sich dem Hoteleingang. Fast schien es, als würde er an Tyler vorbeifahren, doch mit Hilfe seines ABS kam er genau auf seiner Höhe schlitternd zum Halt.

Die Fahrertür flog auf, und ein Schwarzer sprang heraus. Grant Westfield war fünf Zentimeter kleiner als Tyler, gebaut war er aber wie ein Panzer, und er bewegte sich wie ein Ferrari. Tyler hätte sein braunes Haar abrasieren und das Vierfache an Zeit mit Gewichtheben

verbringen können, er hätte trotzdem nur halb so beeindruckend ausgesehen wie sein Freund. Nicht dass Grant in diesem Augenblick irgendwie furchterregend wirkte. Im Gegenteil. Tyler musste laut über den orangefarbenen Parka lachen, in den Grant seine hundertfünfundzwanzig Kilo Muskeln gequetscht hatte. Er sah aus wie ein gigantisches Michelinmännchen.

»Wo hast du den denn her?«, fragte er schließlich.

Grant klopfte auf den Wagen und

strahlte. »Cooles Teil, was? Ich habe die Jungs auf dem Testgelände rumgekriegt, sie haben ihn uns für einen Tag geliehen.«

Die Southern Hemisphere Proving Grounds zwischen Wanaka und Queenstown in den Bergen der Südinsel Neuseelands waren bei Herstellern beliebt, die ihre neuen Modelle einem Härtetest unter Winterbedingungen unterziehen wollten, wenn in den USA, Japan und Europa die Sonne schien. Tyler und Grant hatten einen hochgeheimen Hybridprototyp bei kaltem Wetter

getestet. Sie waren fertig mit ihrem Job und mussten nur noch einen letzten Termin wahrnehmen, bevor sie sich ein paar Tage Urlaub gönnen und den Abenteuern widmen wollten, für die die Umgebung von Queenstown berühmt war. Skilaufen würde allerdings nicht dazugehören, denn Grant hasste Kälte.

»Das Auto ist großartig«, bestätigte Tyler, »aber ich habe eigentlich deinen atomar beheizten Parka gemeint.«

Grant streckte die Arme zur Seite aus und schob dann die schwarze

Skimütze auf seinem kahl geschorenen Schädel zurecht.

»Das Ding ist unglaublich. Vor diesem Parka hat sogar die Antarktis Angst. Gefällt er dir?«

»Also, ich fürchte, wenn ich länger als eine Stunde neben dir sitze, macht mich die Strahlung so kahl wie dich.« Er umrundete die Motorhaube des Audis, aber Grant stellte sich ihm in den Weg.

»Was hast du vor?«

»Ich fahre.«

»Den Teufel wirst du tun. Ich habe das Ding organisiert, also darf ich

fahren.«

»Wann hast du das letzte Mal bei Schnee hinterm Steuer gesessen?«

»Vor zwei Jahren. In Whistler, wo wir den Job bei den Winterspielen hatten.«

»Genau«, kam es von Tyler. »Da hast du die Stoßstange meines Cayennes abgerissen.«

»Reines Pech. Hätte jeder passieren können.«

»Auf dem Parkplatz des Wohnblocks?«

Grant zuckte nur mit den Schultern.
»Dann kommt das hier gerade

richtig, ich muss üben.
Allradantrieb, eine astreine
Schneebereifung und dazu noch eine
elektronische Stabilitätskontrolle.«

»Zehn Airbags.«

»Richtig! Sicherer geht es nicht.
Was wünschst du dir noch mehr?«

Als Tyler merkte, dass Grant nicht
klein beigegeben würde, stapfte er
zurück zur Beifahrerseite und stieg
ein. Noch bevor er seinen Gurt
angelegt hatte, trat Grant aufs Gas,
und sie schleuderten die Straße
hinunter.

»Wohin?«, fragte Grant.

»Wenn wir zur Landstraße kommen, links. Die Farm liegt nördlich von Queenstown. Laut der Karte meines Handys nicht länger als eine Stunde von hier, selbst bei deiner Fahrweise.«

»Mann, ich kann es nicht glauben, dass wir tatsächlich zu dieser Frau fahren.«

»Bist du denn gar kein bisschen neugierig, was sie uns auftischen wird?«

»Neugierig? Sie muss doch eine kleine Meise haben. Fünfundsiebzig Jahre alt und behauptet, sie hat 1947

bei Roswell ein Raumschiff abstürzen sehen und besitzt ein Stück des Wracks. Glaubst du wirklich, dass sie mit etwas anderem als einem unidentifizierbaren Stück Schrott aufwarten kann? Wenn sie Fantasie hat, stammt es wenigstens von einem Buick aus dem Jahr 1947. Wer ist sie überhaupt?«

»Sie heißt Fay Turia, geborene Fay Allen. Bis zu ihrem elften Lebensjahr lebte sie auf einer Ranch in der Nähe von Roswell, New Mexico. Dann wurde ihr Vater Verwalter auf einer Schafstation in

Neuseeland. Die ganze Familie zog um, und seither hat sie nicht mehr in den USA gewohnt.«

»Hast du sie überprüft?«

»Soweit ich konnte. Sie hat mir eine Kopie ihrer Geburtsurkunde per E-Mail geschickt. Sie ist in Roswell geboren. Das Dokument ist echt.«

»Sie hat also dort gewohnt. Warum will sie ausgerechnet uns den Auftrag geben?«

»In unserem Gespräch begründete sie ihre Wahl damit, dass wir weltweit führend in Sachen Flugzeugabstürzen sind.«

»Da hat sie recht. Wenigstens auf dem Gebiet scheint sie Ahnung zu haben.«

Gordian Engineering war von Tyler gegründet worden, der seinen Doktor am Massachusetts Institute of Technology gemacht hatte. Inzwischen hatte er den Vorstandsvorsitz gegen die Rolle des Chefs für Sonderaufträge eingetauscht. Das versetzte ihn in die Lage, die Projekte selbst zu bestimmen, denen er sich widmen wollte. Sein Freund Grant war der beste Elektroingenieur des

Unternehmens. Ihre Qualifikationen ergänzten sich hervorragend, so dass sie ein breites Spektrum an Aufgaben übernehmen konnten, zu denen unter anderem die forensische Unfallsanalyse gehörte, Abriss, Schadensverhütung und das Testen von Fahrzeugen.

Fay Turias Anfrage war ein Sonderfall. Meistens wurden sie von großen Konzernen angeheuert, die sich ihre Honorare leisten konnten. Dass sich eine Privatperson an sie wandte, war sehr ungewöhnlich.

»Hat sie dir verraten, warum sie

fünfundsechzig Jahre gewartet hat, bevor sie den Mund aufgemacht hat?«, erkundigte sich Grant.

»Sie hat auf eigene Faust nachgeforscht, sagt sie, allerdings unauffällig, denn es kursieren eine Menge Gerüchte darüber, was die Regierung mit den Leuten anstellt, die über den Absturz sprechen. Aber nun steckt sie fest und will wissen, ob wir ihr weiterhelfen können.«

»Und du in deiner Herzensgüte hast zugesagt?«

»Sie hat mich überredet. Natürlich habe ich nicht vor, die Sache

offiziell zu übernehmen.«

»Würde sich vermutlich nicht besonders gut auf unserer Homepage machen.«

Tyler lachte.

»Stimmt. Wenn sie drei Monate warten könnte, habe ich zu ihr gesagt, wären wir wegen einer anderen Sache in ihrer Nähe und würden vorbeikommen. Also sind wir hier.«

»Sie ist nicht mehr ganz dicht.«

»Wahrscheinlich, aber am Telefon klang sie hellwach. Es wird darauf hinauslaufen, dass wir uns ansehen,

was immer sie hat, besorgt die Stirn runzeln, eine Probe nehmen und ein paar Fotos machen. Irgendwann lassen wir sie wissen, dass sich die Herkunft ihrer Fundstücke nicht eindeutig feststellen lässt. Wir geben ihr keine klare Antwort, aber wir machen auch nicht ihre Hoffnung zunichte, dass es sich um etwas Außerirdisches handeln könnte. Danach können wir uns auf den Weg nach Queenstown machen.«

»Es soll dort ein besonders gutes Pizzalokal geben«, schwärmte Grant. »Beim Essen können wir uns

überlegen, was wir in unserem Urlaub anstellen. Im Kofferraum liegen übrigens die Fallschirme.«

Tyler grinste ihn an. »Du gibst nicht auf, was? Ich habe es dir doch schon gesagt. Bungee Jumping, ja. Fallschirmspringen, nein! Beim Bungee ist man wenigstens angebunden.«

Die Straße wand sich an einer senkrecht abfallenden Felswand entlang, aber das hinderte Grant nicht daran, wie ein Wilder zu fahren. Tyler fragte sich, was nach dieser Horrorfahrt wohl noch von

seiner Abenteuerlust übrig wäre.

Unterhalb der Tausend-Meter-Grenze verschwand der Schnee, und Grant trat noch fester aufs Gas. Sie holten so viel Zeit heraus, dass Tyler Fay per SMS benachrichtigte, sie würden zwanzig Minuten früher als verabredet bei ihr eintreffen.

Tyler lotste Grant durch Äcker und grünes Weideland. Von Zeit zu Zeit sahen sie ein pittoreskes Bed & Breakfast. Schließlich bogen sie in die Straße zu Fays Farm ein, und Grant seufzte, als die wieder über die Schneegrenze führte. Einige

Minuten später sahen sie einen Wegweiser zur Remarkables Sheep Station, Fays Farm, benannt nach der gezackten Bergkette Remarkables, die den Wakatipu-See überragt. Im Schnee waren frische Reifenspuren zu erkennen.

»Vielleicht ist sie weggefahren«, sagte Grant hoffnungsvoll. »Ich bin nämlich am Verhungern.«

Tyler sah auf die Uhr. Noch zwanzig Minuten bis zu ihrer Verabredung.

»Weggefahren? Könnte sein, vielleicht hat sie deshalb nicht auf

meine SMS geantwortet.«

Sie folgten den Spuren, bis sie ein stattliches weißes Holzhaus mit einer seitlich angebauten Garage erreicht hatten. Dahinter lag eine große rote Scheune. Abgesehen von einigen immergrünen Bäumen, unter denen das Haus stand, war die Umgebung kahl. Die Spuren im Schnee teilten sich. Das eine Paar führte zur Garage, das andere zu einem Toyota, der auf dem freien Gelände vor dem Haus stand. Grant parkte daneben. Tyler stieg aus und legte die Hand auf die Motorhaube

des Toyotas. Ganz wie er erwartet hatte, war sie noch warm. Kein Rancher würde etwas anderes als einen Kombi fahren. Zwei Paar Fußabdrücke führten zur Tür. Fay musste Besuch haben. Arbeiter waren keine in Sicht, vermutlich waren sie irgendwo etwas weiter entfernt auf der großen Farm beschäftigt.

»Nicht übel«, sagte Grant.

»Der Laden scheint zu laufen. Sollen wir hineingehen und Hallo sagen?«

Grant nickte. Sie waren drei Meter

von der Tür entfernt, als im Haus zwei Flintenschüsse fielen. Alte Soldaten, die sie waren, ließen sie sich in Sekundenschnelle in den Schnee fallen. Grant formte die Worte »Was zum Teufel?« mit den Lippen. Tyler wollte gerade vorschlagen, sich schnellstens in ihren Audi zurückzuziehen, als er eine Frau etwas rufen hörte. Ein drittes Mal knallte eine Schrotflinte, diesmal rechts neben dem Haus. Ein Mann kam um die Ecke geschlittert.

Bevor Tyler rufen konnte: »Nicht schießen!«, ballerte der Fremde los.

Um sie herum spritzte der Schnee auf. Das reichte ihnen als Aufforderung, Deckung zu suchen. Grant stürzte auf das Haus zu und stieß wie ein angreifendes Rhinoceros die Tür auf. Tyler blieb ihm dicht auf den Fersen und knallte sie zu, sobald er die Schwelle überschritten hatte. In der Diele war es zappenduster, bis Tyler merkte, dass er noch seine Sonnenbrille trug. Als er sie abgenommen hatte, sah er die Scherben einer zerschossenen Lampe auf dem Fußboden. Die Wand war mit Schrottlöchern

übersät.

Von rechts hörte er das unverwechselbare Geräusch einer Flinte, die geladen wurde, und dann erblickte er eine Frau, die Fay Turia sein musste, aber keinen Tag älter als sechzig wirkte. Ihr weißes Haar, das bis knapp unter die Ohren reichte, die schlanke, sportliche Figur und die leuchtend grünen Augen ließen noch die überwältigende Schönheit ahnen, die sie vor fünfzig Jahren gewesen sein musste. Sie hielt die Schrotflinte, als wüsste sie bestens, wie man damit

umgeht.

»Wer sind Sie?«, knurrte sie.

Dicht vor seiner Nase schien Tyler die Öffnung des Flintenlaufs so groß wie ein Kanaleinstieg. Rauchwölkchen quollen daraus hervor. Er hob die Hände.

»Ich bin Tyler Locke. Sie müssen Fay Turia sein. Ich glaube, Sie haben eine Verabredung mit mir und meinem Freund Grant Westfield.«

Langsam schien ihr aufzugehen, wen sie vor sich hatte. Ihr grimmiger Blick wich einem breiten Lächeln.

»Willkommen unter meinem Dach,

Dr. Locke«, sagte sie fröhlich, als wäre sie im Begriff gewesen, ihm Tee und Gebäck anzubieten. »Würden es Ihnen etwas ausmachen, die Polizei zu rufen?«

2. KAPITEL

Nadja Bedowa starrte auf ihr Glas Wasser und wünschte sich, dass Wladimir Koltschew nicht aufkreuzen würde. Von ihrem Platz aus hatte sie einen großartigen Blick auf die Brücke des Hafens von Sydney und konnte die

Touristengruppen beobachten, die sie hinaufkletterten. Ein Kreuzfahrtschiff, das auf der anderen Seite des Circular Quay angelegt hatte, bildete den Hintergrund zu Fähren, Katamaranern und Jetbooten, die an den hellen Flügeln des berühmten Opernhauses vorbeifuhren.

Die Geheimagentin wirkte äußerlich ruhig, aber sie war innerlich sehr aufgewühlt. Vier Kollegen des russischen Auslandsgeheimdienstes waren ganz in ihrer Nähe an Schlüsselpositionen

platziert. Zwei an dem belebten Fußweg zwischen dem Wasser und der Terrasse des Straßencafés, auf der sie saß, ein dritter an einem weiteren Tisch auf der Terrasse und ein vierter in einem nahe gelegenen Restaurant. Neben den vielen Touristen kamen auch gelegentlich Fahrrad- und Skateboardfahrer vorbei. Keiner entging der Aufmerksamkeit der Agenten, die Wladimir Koltschew fassen oder, falls nötig, töten wollten.

Er hatte Nadja gegen ihren Willen so weit getrieben. Wäre er einfach

nur untergetaucht, hätte man ihn vielleicht in Ruhe gelassen. Aber seine jüngste Kontaktaufnahme mit ihr hatte allen klargemacht, dass sie ihn entweder schnappen oder sich seiner für immer entledigen musste.

In dem winzigen Mikro in ihrem Ohr war eine Stimme zu hören. Einer der Agenten auf dem Fußgängerweg.

»Ich sehe ihn. Hundert Meter hinter dir bewegt er sich in diese Richtung.«

Sie drehte sich nicht um. »Ist er allein?«

»Ja.«

Sie hatten schon alle Leute in der näheren Umgebung kontrolliert, aber niemand wirkte verdächtig oder platziert, um Wladimir Koltschew zu helfen. Er schien tatsächlich allein zu sein, wie er es am Morgen telefonisch angekündigt hatte.

Sie fühlte seine Hand auf ihrer Schulter und zuckte nicht zusammen, sondern sah hoch. Er lächelte sie an. Er wirkte so fit wie immer – breite Schultern, schmale Hüften, stahlgraues Haar –, und plötzlich überfielen sie Erinnerungen aus ihrer gemeinsamen Zeit. Er beugte sich zu

ihr und küsste sie leicht auf die Wange. Dann umrundete er das Geländer, mit dem das Straßencafé vom Fußweg abgetrennt war, setzte sich ihr gegenüber in den Schatten, nahm seine Sonnenbrille ab und betrachtete sie mit dem bohrenden Blick, an den sie sich so lebhaft erinnerte.

»Gut siehst du aus, Nadja«, begrüßte er sie mit weicher Bassstimme. Sie ließ sich nicht lumpen und antwortete ebenfalls auf Russisch: »Du fehlst mir, Wladimir. Warum kommst du nicht nach

Hause?«

»Du weißt doch, dass es nicht geht.
Zumindest noch nicht.«

»Dann wann?«

»Ich muss erst noch etwas
erledigen.«

»Brauchst du das dafür?«

Sie reichte ihm eine Tasche, die sie unter den Tisch gestellt hatte. Er öffnete den Reißverschluss, überzeugte sich, dass der Inhalt komplett war, und schloss sie wieder.

»Danke, Nadja. Ich weiß, dass es nicht leicht gewesen sein kann, das

zu beschaffen.«

Er zog einen Umschlag aus dem Jackett und schob ihn über den Tisch.

»Das kann ich nicht annehmen.«

»Du hast es verdient. Für alles, was du getan hast.«

Sie schenkte dem prallen Umschlag keine Beachtung, sondern beugte sich zu ihm und nahm seine Hände.

»Du musst mir sagen, was du vorhast. Ich will dir helfen.«

Sie wusste, dass die vier anderen Geheimdienstler und auch ihre Vorgesetzten in Moskau jedem ihrer

Worte lauschten. Bis jetzt hatten sie nichts in Händen als eine einzige abgefangene, verschlüsselte Botschaft, die von einem der Leute um Wladimir stammte und in der von »Wisconsin Ave« die Rede war sowie von einem Ereignis, das am 25. Juli stattfinden sollte, also in weniger als einer Woche. Innerhalb des russischen Nachrichtendienstes war man überzeugt, dass Wladimir eine nicht autorisierte Operation plante und dafür ehemalige, nun auf eigene Rechnung tätige Agenten der SWR einsetzte, und dass das Ziel

irgendwo in den USA lag.

»Ich wünschte mir, du könntest mitkommen«, sagte er, »aber das Risiko ist zu groß.«

»Als ich bei der SWR anfang, waren mir die Risiken bekannt.«

»Ich meinte, das Risiko für meine Mission.«

»Traust du mir nicht?«

Wladimir drehte sich um und verfolgte eine Fähre in der Bucht mit dem Blick.

»Was ich vorhabe, setzt eine besondere Überzeugung voraus. Ehrlich, ich glaube nicht, dass du die

Nerven hättest, die Sache durchzustehen.«

»Warum nicht?«

»Es ist besser für dich, wenn du es nicht weißt.«

Sie ließ seine Hände los und lehnte sich zurück.

»Weißt du, dass ich mit dem Chef gesprochen habe?«

Sein Kopf fuhr herum.

»Warum?«

»Von unserem Treffen habe ich nichts gesagt. Ich habe mich nach seinen Plänen erkundigt, für den Fall, dass du nach Hause kommst.«

»Ein Alibi-Prozess und eine schnelle Hinrichtung, vermutlich.«

»Nein, er sagte, er weiß, dass es nicht deine Schuld war. Er weiß auch, dass du eine andere Operation laufen hast. Er will wissen, ob er dir in irgendeiner Weise helfen kann.«

Schweigend musterte Wladimir sie. Sie war eine Meisterin im Lügen – was sie gerade wieder einmal unter Beweis stellte. Sie wollte wissen, was er vorhatte. Ihr Chef hoffte, dass Wladimir sie in sein Team aufnehmen oder ihr wenigstens einen Hinweis geben würde. Wenn nicht,

sollten die vier Agenten ihn kassieren, sobald er das Café mit der Tasche verließ. Es gab nichts Schlimmeres für sie, als den Mann, den sie einst geliebt hatte, ans Messer zu liefern, so wie er es sich in ihrer Gegenwart einmal ausgemalt hatte.

Wladimir hatte den Spionagering aufgebaut, der 2010 in den USA aufgefliegen war und zu dem Anna Chapman und neun weitere Spione gehörten. Die Russen hatten sie gegen vier ihrer eigenen Leute eingetauscht, die Maulwürfe der

Amerikaner gewesen waren. Glücklicherweise über den Handel war weder die eine noch die andere Seite gewesen, aber die SWR konnte es nicht zulassen, dass ihre Agenten noch mehr verrieten. Es musste ein Sündenbock für das Debakel gefunden werden, und es hatte auf der Hand gelegen, diese Rolle Leutnant Alexander Potejew zuzuschreiben, jenem Agenten der SWR, der den Amerikanern die wahre Identität der Spione für dreißigtausend Dollar verraten hatte. Intern lag der Fehler jedoch bei

Wladimir Koltschew, dem Mann, der die Operation geplant hatte. Man war sich nicht im Klaren darüber, ob es Inkompetenz war oder ob er mit den Amerikanern unter einer Decke steckte. In beiden Fällen musste man eine dauerhafte Lösung für ihn finden.

»Potejew«, kam es schließlich von Wladimir, »wurde bereits in Abwesenheit wegen Verrats verurteilt. Er ist in Russland eine Unperson. Wenn die CIA ihn nicht schützte, wäre er schon längst tot.«

»Warum hast du dich nicht in

Schutzhaft begeben?«

Er bewegte die Kinnlade, als würde er kauen, dann sagte er leise: »Weil ich kein Verräter bin. Ich habe mein Land nicht verkauft. Ich hasse Amerika für alles, was es Russland angetan hat. Ich bin Patriot.«

»Dann beweise es. Komm zurück und sage die Wahrheit.«

»An der Wahrheit ist niemand interessiert. Sie wollen einen Schauprozess, um das Gesicht zu wahren. Meine Aussage wird nichts bringen.«

»Was willst du dann tun?«

»Ich kann auf etwas in den USA zurückgreifen, worüber ich bisher kein Wort verloren habe, weil ich ahnte, dass Potejew heimtückisch ist. Jetzt nutze ich die Gunst der Stunde und handele auf eigene Faust. Ich werde meine Treue zu Russland und zur SWR unter Beweis stellen. Und danach wird man meine Leute und mich als Helden in unserem Vaterland willkommen heißen.«

»Was kannst du denn tun, was wir nicht könnten?«

»Etwas, wozu man den ganz festen

Willen haben muss. Alles, was ich tue, kann zur nichtautorisierten Operation erklärt werden, da ich eine Unperson bin. Ich habe mich nicht darum gerissen, es zu werden, aber wenn ich es nun schon einmal bin, mache ich das Beste daraus und tue etwas, das Russland nie tun könnte, ohne mit Vergeltung rechnen zu müssen. Wenn die Ergebnisse erst einmal auf dem Tisch liegen, wird man alles tun, um mich zu belohnen.«

»Ich verstehe dich nicht.«

Ihr Blick verweilte auf der Tasche

mit dem Gegenstand, um den er sie gebeten hatte.

»Wie kann Ikarus diese Operation möglich machen?«

Er neigte den Kopf zur Seite, als würde er mit einem Entschluss ringen.

»Bist du dir ganz sicher, dass du mitmachen willst?«

Es war so weit. Jetzt musste sie ihn aushorchen.

»Planst du einen Angriff?«

Lächelnd erwiderte er: »Ich plane einen Schlag, der den Lauf der Geschichte und Russlands Stellung

in der Welt verändern wird. Ich ha...«

Sein Telefon summte. Er stand auf und hob die Tasche auf. Das war das Ende. Sobald er das Café verließ, würden die Agenten ihn sich greifen.

Doch anstatt zu gehen, stellte er die Tasche auf seinen Stuhl und hielt kurz einen Finger hoch.

»Entschuldige bitte, ich beantworte nur rasch den Anruf. Dann erzähle ich dir von meinen Plänen.«

Er trat hinter eine Säule an der Seite, außer Hörweite.

»Kannst du etwas hören?«, fragte sie, ohne die Lippen zu bewegen.

»Nichts«, erwiderte ein Agent.

»Behalte ihn im Auge«, sagte ein anderer.

»Ohne die Tasche geht er nicht«, entgegnete sie. »Er braucht sie aus irgendeinem Grund, und gleich verrät er mir, wozu.«

Sie spürte einen Luftzug. Ein Radfahrer schnappte sich die Tasche geschickt von dem Stuhl, auf dem Wladimir gesessen hatte. Er warf sie sich über die Schulter und fuhr wild in die Pedale tretend davon. Die

Fußgänger sprangen schreiend beiseite. Der Dieb, der mit Shorts und einem T-Shirt bekleidet war, musste die Tasche für das Gepäck Nadjas gehalten haben, das sie sorglos auf den ihr gegenüberstehenden Stuhl abgestellt hatte. Er würde eine böse Überraschung erleben, wenn er sah, dass sie weder Geld noch Schmuck noch Elektronik enthielt. Bevor sie um Hilfe rufen konnte, hörte sie in ihrem Ohr:

»Aufhalten!«

»Er ist zu schnell!«

»Weg abschneiden!«

Der Agent im Café versuchte, über das Geländer zu springen, um den Radfahrer zu stoppen, aber wie seine Kollegen auf dem Fußweg und der, der gerade aus dem Restaurant preschte, kam er zu spät.

Nadja wusste, Wladimir würde ebenso viel wie ihr daran liegen, die Tasche wiederzubekommen, aber als sie sich umdrehte, sah sie ihn nicht. Das Heulen einer Sirene übertönte den allgemeinen Lärm.

»Was ist mit ihm?«

»Vor einem Moment war er noch

hier!«, sagte sie gepresst. »Ich habe eine Sekunde die Augen abgewandt, da war er weg.«

Sie griff nach dem Umschlag auf dem Tisch, sprang auf und rannte durch das Café. Eine Tür zu Feuerleiter des benachbarten Wohnblocks fiel klickend ins Schloss. Der dadurch ausgelöste Alarm schrillte weiter. Es war eine Metaltür ohne Außengriff, jemand musste sie von innen für den Russen geöffnet haben.

Erst in diesem Moment fiel es ihr wie Schuppen von den Augen: Das

Ganze war ein abgekartetes Spiel! Den Treffpunkt hatte Wladimir ausgesucht, er hatte bestimmt den Kellner geschmiert, damit er sie zu dem Platz brachte, auf den sie sich dann gesetzt hatte. Mit dem Radfahrer hatte er sie abgelenkt, um sich in den Wohnblock absetzen zu können.

Sie rannte hinter den anderen her, legte einen Sprint ein und umrundete das Gebäude kurze Zeit nach ihnen. Neben dem Radfahrer hielt gerade mit kreischenden Bremsen ein Lieferwagen. Der Mann warf sein

Fahrrad weg, sprang auf, und das Auto gab Gas. Nur wenige Sekunden später stoppte es wieder. Nadja, die weitergerannt war, konnte gerade noch sehen, wie Wladimir einstieg. Er winkte ihr zu, bildete das Wort »spasibo« mit den Lippen, und die Tür schloss sich hinter ihm. Das Fahrzeug beschleunigte und raste um die Ecke.

»Hast du das Nummernschild gesehen?«, fragte ihr Kollege.

»Lohnt nicht«, erwiderte sie. »Es ist sowieso gestohlen.«

Ihr eigenes Fahrzeug kam eine

Minute später, aber die Spur war bereits kalt. Wladimir standen sechs Richtungen zur Auswahl. Sie befühlte den Umschlag in ihrer Tasche, zog ihn heraus, öffnete ihn und fand einen Packen australischer Hundert-Dollar-Noten, die in ein Stück Papier gewickelt waren. Sie entfaltete es und sah Wladimirs Schrift.

Ich mache dir keinen Vorwurf, Nadja, auch du bist Patriotin. Aber komm mir nicht noch einmal in die Quere.

3. KAPITEL

Tyler war überrascht, dass die Männer nicht in ihr Auto sprangen und flüchteten. Er hatte sich mit Grant und Fay ins obere Stockwerk zurückgezogen, um dort auf Hilfe zu warten. Nur einmal hatte Fay sie kurz allein gelassen, um gebückt ins Wohnzimmer zu schleichen und die Segeltuchtasche zu holen, die nun neben ihr stand.

»Haben Sie schon einmal eine Remington-Repetierflinte abgefeuert?«, wandte sich Fay an

Grant. Die Waffe, die in Fays Händen wie eine Haubitze ausgesehen hatte, wirkte in Grants Pranken wie ein Erbsenblasrohr.

»Ein paar davon sind mir schon untergekommen«, erwiderte Grant.

»Er war bei den Army Rangers«, erläuterte Tyler. »Er kann auch mit einem Granatwerfer umgehen, wenn Sie einen haben.«

»Deren Besitz erlaubt uns die neuseeländische Regierung leider nicht«, kam es von Fay. Tyler wusste nicht, ob sie die Kritik an ihrer Wahlheimat, die ihr keine

Granaten zugestand, wirklich ernst meinte, bis sie ihm zublinzelte.

»Sie haben vermutlich keine weitere Munition mehr?«, erkundigte sich Grant. »Im Magazin sind nur noch vier Schuss.«

»Leider nein. Die Flinte gehörte meinem Mann, möge er in Frieden ruhen, ich habe seit Jahren nicht mehr damit geschossen.«

Fays Gelassenheit war nicht gespielt gewesen. Tyler hatte erwartet, sie würde umkippen, als sie hörte, dass die Polizei unterwegs war. Stattdessen erzählte sie genau,

was geschehen war, bevor Tyler und Grant zur Tür hereinplatzten. Allerdings hatte sie vorher Grant ihre Waffe gereicht.

Sie hatte vierzehn Tage in den USA verbracht und war erst heute Morgen nach Neuseeland zurückgekehrt, gerade rechtzeitig für ihre Verabredung mit Tyler. Es hatte an die Tür geklopft, als sie noch keine fünf Minuten im Haus gewesen war. Da man in Neuseeland normalerweise nicht auf der Hut sein muss, hatte sie den beiden Männern aufgemacht, die behaupteten, von

Tyler Locke geschickt zu sein, weil er selbst leider nicht kommen könnte. Sie schienen über alles auf dem Laufenden zu sein. Der schlanke Blonde, der auf Tyler und Grant geschossen hatte, hatte sich als ein Mr Foreman vorgestellt, der andere, ein Hüne mit einem schwarzen Spitzbart, behauptete, Blaine zu heißen. Sie wollten wissen, ob Fay jemals einen opalisierenden, metallischen Stein zu Gesicht bekommen hätte, und sie hatte erwidert, sie wüsste nicht, wovon sie sprachen. Mit einem

unguten Gefühl war sie in die Küche gegangen, um eine Kanne Tee zu kochen. Da sah sie Tylers SMS Sie rief den beiden aus der Küche zu, wo denn Tyler steckte, und sie behaupteten, er habe es nicht geschafft, die USA zu verlassen. Statt mit einem Tablett Earl Grey und Teegebäck betrat sie das Wohnzimmer mit der Flinte in der Hand. Ihre Besucher hoben die Hände und machten Anstalten, Leine zu ziehen, da zog der eine seine Pistole, und die Schießerei begann.

»Die beiden werden es sich das

nächste Mal überlegen, eine alte Frau zu unterschätzen«, beendete sie ihren Bericht.

Fay passte wirklich nicht zu dem Bild, das man sich gemeinhin von einer Rentnerin machte. Tyler vermutete, dass sie auf der Schafstation mit anpackte und sich dadurch fit hielt. Sie hatte Schwielen an den Händen und Falten im Gesicht von der Sonne, aber der Pullover, den sie trug, ließ keinen Zweifel daran, dass sie noch Muskeln auf den Knochen hatte und das Gewehr mit Leichtigkeit hielt.

Sie war das Gegenteil einer tatterigen Oma.

»Ich würde mich nicht mit Ihnen anlegen«, erklärte Tyler. »Und für jemanden, der die ganze Nacht in einem Flugzeug verbracht hat, scheinen Sie ganz schön fit zu sein.«

»Versuchen Sie es mal mit Zolpidem. Das wirkt Wunder. Vierzehn Stunden von Los Angeles über Auckland und keine Spur von Jetlag. Merken Sie es sich für Ihre nächste Flugreise.«

»Sofern er nicht im Cockpit sitzt«, entfuhr es Grant.

»Ach, Sie können fliegen?«

Auf Tylers Nicken hin klopfte sie ihm auf den Arm, dann drückte sie ihn und befühlte seinen Bizeps.

»Sie sind ein Schnäppchen, was? Helles Köpfchen, gut aussehend und dazu noch ein Multitalent. Wenn ich vierzig Jahre jünger wäre, würde ich Sie für mich reservieren.«

Tyler wusste nicht recht, was sie damit sagen wollte, aber er fühlte, wie er rot wurde. Grant schüttelte leise lachend den Kopf.

»Vielleicht wäre es keine schlechte Idee, wenn wir uns wieder auf die

beiden Männer mit ihren Kanonen konzentrierten«, lenkte Tyler ab. Sie waren nicht mit dem Auto weggefahren, konnten also nicht weit sein.

»Wie lange dauert es, bis die Polizei hier ist?«

»Noch so um die zehn Minuten.«

»Sie werden abhauen, sobald sie die Sirenen hören. Ein frontaler Angriff wäre selbstmörderisch.«

»Ihr Verhalten kommt mir überhaupt riskant vor, warum machen sie sich nicht vom Acker?«, wunderte sich Grant.

»Wissen Sie, warum die Kerle hinter Ihren Sachen her sind?«, fragte Tyler.

Fay schüttelte den Kopf und hielt ihre Umhängetasche fest.

»Ich weiß es nicht. Sie können unmöglich wissen, was ich besitze. Was hier drin ist, hat nur meine Enkelin gesehen.«

»Könnte Sie jemandem davon erzählt haben?«

»Nein.«

»Ich weiß, warum die nicht verschwinden«, sagte Grant schnuppernd. »Riecht mal.«

Dunkle Rauchschwaden wallten das Treppenhaus hinauf, dann war ein unheilvolles Knistern von der Rückseite des Hauses her zu hören.

»Ich rufe noch einmal an und verlange die Feuerwehr«, sagte Grant, reichte Tyler die Flinte und zog sein Handy heraus. »Und ich hole etwas, das wir uns vor Mund und Nase halten können.« Er verschwand in Richtung Badezimmer.

Zum ersten Mal verlor Fay die Fassung. Sie schäumte vor Wut.

»Diese Scheißkerle wollen mein

Haus abfackeln! Ich hätte sie abknallen sollen, solange es noch möglich war!«

Tyler ging geduckt zum rückwärtigen Fenster und spähte kurz hinaus. Der Hintereingang brannte lichterloh.

»Hatten Sie da draußen Brandbeschleuniger?«

Fay dachte einen Augenblick nach, dann nickte sie bestätigend. »Einen Kanister flüssigen Schnellanzünder fürs Grillen.«

»Den haben die Kerle benützt. Das Zedernholz wird schnell in Flammen

stehen.«

»Falls sie wegen der Sachen kamen, die ich noch von Roswell habe – warum wollen sie sie jetzt verbrennen?«

Tyler zuckte mit den Schultern. Er war nicht weniger verwirrt als Fay. Die Diele füllte sich mit Rauchschwaden. Sie gingen in die Hocke. Tyler kroch zum vorderen Fenster und spähte hinaus. Der Mann, der sich Blaine genannt hatte, kam gerade hinter dem Haus hervor und blieb bei dem Toyota stehen. Aus dieser Entfernung war Fays

Flinte von großem Nachteil, sie war nur mit Vogelschrot geladen. Wie sollten sie ihren Audi erreichen, um sich in Sicherheit zu bringen?

Als Nächstes sah Tyler, wie der Hüne mit dem Spitzbart einen Glasbehälter warf, in dem ein brennender Lappen steckte. Sofort brannte auch die Fassade lichterloh. Nun saßen sie in der Falle. Wenn sie auf die Polizei warteten, würde der Rauch sie vorher schachmatt setzen, sprangen sie aber aus dem Fenster, gäben sie prächtige Zielscheiben ab. Grant kam mit

nassen Handtüchern zurück, die sie sich vor Mund und Nase pressten.

»Die Feuerwehr ist unterwegs, aber es dauert noch eine Weile, bis sie hier ist. Mein Vorschlag wäre, wir verlassen das Lokal.«

Tyler fielen die Reifenspuren bis in die Garage ein. »Haben Sie ein Auto?«

»Einen Landrover. Von der Küche führt eine Tür direkt in die Garage.«

Darauf hatte Tyler spekuliert. »Wir müssen einen Ausbruch wagen. Schnell, bevor uns die Puste ausgeht.«

Sie rannten die Treppe hinunter. Fay ergriff Tylers Hand. »In diese Richtung.«

Sie durchquerten die Küche und versuchten, den fliegenden Scherben der platzenden Fensterscheiben auszuweichen. Als sie die dunkle Garage betraten, drückte Fay Tyler einen Schlüsselbund in die Hand.

»Sie reagieren wahrscheinlich schneller als ich.«

Tyler gab Grant die Flinte. »Probier dein Glück, wenn wir an ihnen vorbeifahren.«

Sie stiegen in den Geländewagen,

Tyler setzte sich hinters Steuer, Fay neben ihn und Grant nach hinten.

»Fertig?« Tyler hatte den Schlüssel schon im Zündschloss.

Grant drückte auf den Fensterknopf. »Fertig.«

Fay schloss ihren Gurt und nickte.

»Dann los. Duckt euch!«

Er startete den Motor und schob den Schalthebel auf Drive. Das Garagentor öffnete er erst gar nicht. Der Landrover bohrte sich in die Alutür und riss sie aus den Halterungen. Flammen sprangen an dem Fahrzeug hoch, als sie mitsamt

Garagentor auf der Motorhaube herausgerast kamen. Ein kurzer Ruck mit dem Lenkrad, und es fiel zu Boden. Die Schützen hockten hinter dem Toyota, bereit, sich auf ihre Beute zu stürzen, wenn sie in Panik aus dem Haus gerannt käme. Sie brauchten nur einen Moment, um sich auf die neue Situation einzustellen, aber die wenigen Sekunden reichten Grant, um ihnen Deckung zu geben. Zwei schnelle Schüsse zersplitterten die rückwärtige Scheibe des Toyota und durchlöcherten seine Seite.

Im Rückspiegel sah Tyler, dass einer der Männer von Schrotkugeln getroffen worden war. Er fluchte laut und erwiderte das Feuer. Kugeln bohrten sich in das Heck ihres Autos. In dem hohen Schnee würde der Toyota mit seinem Zweiradantrieb keine Chance gegen ihren Geländewagen haben, deshalb versuchte Tyler, in Führung zu kommen und der Polizei entgegenzufahren, die angeblich auf dem Weg in die Berge war. Der Plan klang wunderbar, doch dann war nach einem Schuss von hinten ein

dumpfer Schlag zu hören. Eine Kugel hatte den rechten Hinterreifen getroffen. Tyler bemühte sich, das ins Schleudern geratene Fahrzeug unter Kontrolle zu halten. Nun galt es, nicht nur ihren schießfreudigen Verfolgern zu entgehen, sondern auch auf der verschneiten Hangstraße zu bleiben und nicht in den Fluss zu stürzen, der tief unten im Tal floss.

4. KAPITEL

Special Agent Morgan Bell war

stinksauer. Projektleiter Charles Kessler versuchte, ihr Steine in den Weg zu legen.

»Dr. Kessler, wir sind autorisiert, hier zu sein«, sagte sie und wies dabei auf ihren Dienstausweis, aus dem hervorging, dass sie Sonderagentin des Büros der Air Force für Sonderuntersuchungen war. Der Wissenschaftler machte sich einen Spaß daraus, das Dokument gründlich zu studieren.

»Von diesem Büro der Air Force habe ich noch nie etwas gehört.«

»Das tut nichts zur Sache. Ich

weiß, dass unser Büro Kontakt mit Ihnen aufgenommen hat und Sie angewiesen wurden, uns voll und ganz zu unterstützen. Wir müssen mit Ihnen reden. Und zwar sofort.«

Mit »wir« meinte sie sich selbst und ihren Kollegen Vince Cameron, der neben ihr stand und ein Dutzend Labortechniker dabei beobachtete, wie sie mit größter Vorsicht Apparaturen in Kisten verpackten. Ihre Stimmen hallten von der hohen Decke des Wright-Patterson-Labors wider. Auf dem Stützpunkt der Air Force in Dayton, Ohio, war Morgar

schon oft gewesen, in diesem Gebäude jedoch noch nicht.

»Ich stecke bis über beide Ohren in Arbeit«, wollte der Projektleiter sie erneut abwimmeln. Sein Blick schweifte durch das Labor, bis er an einem mageren Mann mit Brille hängenblieb, der einen weißen Kittel trug. Er mühte sich ab, eine Kiste auf eine Karre zu schieben.

»Collins! Achten Sie darauf, dass der OC-5-Analysator mit in diese Kiste gepackt wird.«

Der Mann sah auf und nickte beflissen.

»Mach ich, Sir!«

Dr. Kessler deutete auf einen Laborassistenten mit langen, fettigen Locken und dicht behaarten Unterarmen.

»Josephson. Packen Sie mit an!«

»Ich soll die Kalibrierungsgeräte einpacken, Dr. Kessler«, antwortete er mürrisch.

»Wenn Sie das gestern schon erledigt hätten, hätte ich vielleicht Collins als Begleiter auf den Flug mitgeschickt und nicht Sie. Nun aber dalli!«

Josephson zuckte mit den Schultern

und schlenderte hinüber zu Collins. Dr. Kessler wandte sich wieder der Agentin zu.

»In drei Stunden startet die Maschine, und wie Sie sehen, sind wir bereits im Verzug.«

»Alles eine Frage der guten Planung«, erwiderte sie trocken.

»Was nehmen Sie sich heraus?«, fuhr der Wissenschaftler sie an.

»Dr. Kessler«, meldete sich Vince zu Wort, »es tut uns leid, Sie ausgerechnet jetzt belästigen zu müssen. Wir wollen Sie nur kurz unter vier Augen sprechen. Ich

versichere Ihnen, es wird nur wenige Minuten dauern.«

Wütend lenkte Dr. Kessler ein.

»Wenn es sein muss. Mein Büro ist dort drüben.«

Er stakste davon. Vince grinste Morgan an, als sie ihm folgten.

»Hast du schon mal das Sprichwort ›Mit Speck fängt man Mäuse‹ gehört?«

Morgan lächelte nicht zurück. »Hab ich.«

»Aber du glaubst nicht, dass diese Taktik gelegentlich nützlich ist?«

»Ich greife darauf zurück, wenn es

sein muss.«

»Muss es jemals sein?«

»Nein.«

»Siehst du? Das ist dein wunder Punkt.«

»Dafür habe ich dich.«

»Ich wusste doch, dass ich wenigstens zu etwas gut bin.«

Im Büro des Projektleiters angekommen schlossen sie die Tür hinter sich. Verschnupft setzte sich Dr. Kessler hinter seinen Schreibtisch.

»Was macht Ihr Büro eigentlich?«

»Haben Sie schon einmal die

Sendung Navy CIS gesehen? Sie wissen schon, Naval Criminal Investigative Service? Was der für die Marine tut, machen wir für die Air Force«, erklärte Vince.

»Ich sehe nicht fern.«

»Wir sind die wichtigste Strafverfolgungsbehörde der Air Force«, ergänzte Morgan. »Wir sollen kriminelle, terroristische und nachrichtendienstliche Bedrohungen der Air Force, des Verteidigungsministeriums und der Regierung erkennen und beseitigen.«

»Dann freut es mich, Ihnen

mitteilen zu können, dass wir auf Ihrer Seite stehen.«

»Sind Sie da ganz sicher? Wir haben Hinweise darauf, dass es bei Ihrem Projekt Lightfall eine undichte Stelle gibt.«

Plötzlich saß Dr. Kessler kerzengerade auf seinem Bürostuhl.

»Wie soll ich das verstehen?«

»Gebrauchen Ihre Leute jemals die Bezeichnung Killswitch?«

»Woher zum Teufel kennen Sie denn diesen Namen?«

»Es ist der Spitzname für die Waffe, die Sie entwickeln, oder

täusche ich mich?«

Der Projektleiter pochte heftig mit dem Zeigefinger auf seinen Schreibtisch, um das, was er sagte, zu betonen.

»Lightfall ist ein inoffizielles Programm mit Sonderzugriff. Zu der geheimen Informationen haben selbst berechtigte Personen nur dann Zugang, wenn es unbedingt sein muss. Sogar die meisten Kongressmitglieder haben keine Ahnung von Lightfall.«

»Hier sind keine Senatoren, in diesem Punkt dürfte alles in

Ordnung sein«, spottete Morgan.

»Dr. Kessler«, kam es nun von Vince, »Agentin Bell und ich haben uneingeschränkten Zugang zu allen Geheimsachen, mit Sicherheit hat man Sie darüber in Kenntnis gesetzt. Und wir brauchen dringend bestimmte Daten. Falls jemand versucht, Informationen über Lightfall zu stehlen, ist es unsere Aufgabe, diesen Menschen oder diese Menschen zu entlarven und vor den Richter zu bringen, bevor es zu einer weiteren Verletzung der nationalen Sicherheit kommt.«

Glücklich sah der Projektleiter nicht aus, aber er nickte.

»In Ordnung. Ja. Irgendwann kann der Name Killswitch auf, und sehr zu meinem Leidwesen blieb er haften.«

»Die National Security Agency hat eine Botschaft abgefangen, die in einem öffentlichen Internetforum versteckt war, das Videospielen gewidmet ist.« Vince blickte in sein Notizbuch. »Sie lautete: ›Tipps für Kill Switch? Hänge auf Level sieber fest. Am ersten Tag bin ich einundzwanzig Mal gestorben,

fünfundzwanzig Mal am nächsten.
Brauche Hilfe.< Der Nutzernamen war
PG0915. Es kam nur eine Antwort,
von einem Mann namens George
Hickson. Sie lautete: ›Hast du es
schon einmal mit dem Black Box
Cheat versucht?««

Dr. Kessler runzelte die Stirn.
»Tipps und Cheat Codes? Ist Kill
Switch denn ein Videospiel?«

»Ja. Es kam vor neun Jahren auf
den Markt.«

»Also kann da jemand nicht
spielen. Wo liegt das Problem?«

»Weil sich Teile der Botschaft in

einen Zusammenhang mit dem Lightfall-Programm bringen lassen, glauben wir, es könnte sich um eine codierte Nachricht handeln. Wann soll die Waffe in Australien eintreffen?«

»In zwei Tagen. Der Test ist auf zehn Tage später angesetzt.« Er zog die Augenbrauen zusammen.

»Worauf wollen Sie hinaus?«

»Das Ankunftsdatum ist also der 21. Juli. Sieben einundzwanzig.«

»Meinen Sie das ernst?«, lachte er.

»Das kann nur ein Zufall sein.«

»Was passiert am 25.?«

Er zuckte mit den Schultern. »Wir bereiten den Test vor.«

»Und was ist mit dem Benutzernamen?«, fragte Morgan. »PG0915. Sie benutzen die Anlage in Pine Gap für die Testvorbereitungen. PG könnte Pine Gap heißen.«

»Noch ein Zufall.«

»Und was ist, wenn 0915 eine Zeitangabe ist?«

»Nun halten Sie aber den Ball flach. Haben Sie die Person gefunden? Wahrscheinlich handelt es sich um einen pickeligen Teenager

in der Kellerwohnung des Hauses seiner Mutter.«

»Wir haben tatsächlich versucht, den Benutzer zu finden«, gestand Vince, »aber wer immer dahintersteckt, hat bei der Registrierung einen Anonymisierer verwendet. George Hickson hat uns auch nicht weitergebracht.«

»Und was soll ich jetzt tun?«

»Es ist möglich, dass unsere Gegner aus irgendeinem Grund einen dieser Termine anpeilen. Vielleicht, um Fotos zu machen oder Informationen aus Pine Gap zu

schmuggeln«, erklärte Morgan. »Es kann sogar sein, dass sie es auf die Zerstörung der Waffe abgesehen haben. Wir empfehlen Ihnen deshalb, den Test zu verschieben.«

Die Miene des Projektleiters verfinsterte sich.

»Wissen Sie, wie viel Geld wir in die Vorbereitung gesteckt haben?«

»Das ist Nebensache.«

»Über eine Milliarde Dollar und siebzigtausend Arbeitsstunden.«

»Die ganze Zeit und das ganze Geld sind zum Teufel, wenn jemand Informationen über die Waffe stiehlt

oder sie irgendwie unbrauchbar macht.«

»Ich kann das nicht glauben.«

Es klopfte an die Tür.

»Ja?«, rief der Projektleiter.

Der Labortechniker Collins steckte den Kopf herein.

»Sir, es gibt ein Problem mit dem Messgerät für die magnetische Flussdichte.«

»Was stimmt denn ... Egal. Ich komme gleich.«

»Ja, Sir.« Collins schloss die Tür.

»Warum wird der Test eigentlich in Australien durchgeführt?«, fragte

Morgan.

Dr. Kessler seufzte. »Wir müssen das Versuchsgelände Woomera benutzen.«

»Es gibt Versuchsgelände in den USA.«

»Woomera ist das weltweit größte zum Testen von Waffen. Es ist größer als England und ermöglicht die Beurteilung von Raketen und Sprengstoffen weitab von neugierigen Augen. Kein Gelände in den USA ist so abgeschieden.«

»Wer hat das Testgelände ausgewählt?«

»Die Australier. Lightfall ist ein Gemeinschaftsprojekt.«

»Ich weiß. Glauben Sie, es könnte auf der australischen Seite eine undichte Stelle geben?«

»Es ist nur eine Handvoll Australier involviert, aber machen Sie nur, verschwenden Sie Ihre Zeit.«

»Wir werden jede Möglichkeit gründlich unter die Lupe nehmen. In der Zwischenzeit empfehle ich Ihnen, den Test zu verschieben, bis wir wissen, wer die Nachricht abgefasst hat.«

Dr. Kessler wandte sich theatralisch an Vince. »Sie scheinen der Vernünftigere zu sein, deshalb wende ich mich an Sie. Ich werde den Test durchführen, es sei denn, der zuständige Minister weist mich persönlich an, ihn abzusagen. Überprüfen Sie die Vorgeschichte der Leute. Sichern Sie meinerseits den Transport zusätzlich. Ist mir alles egal. Aber bleiben Sie mir vom Hals.«

Bevor Morgan reagieren konnte, entgegnete Vince: »Zusätzliche Schutzmaßnahmen lenken nur die

Aufmerksamkeit auf die Tatsache, dass etwas Wertvolles transportiert wird. Da könnten wir gleich ein Schild an das Flugzeug nageln: »Geheimwaffe. Bitte nicht stehlen.««

Dr. Kessler wedelte mit der Hand. »Sicherheit ist Ihr Ressort, nicht meins.«

»Sind unter Ihren Angestellten Spieler?«, fragte Vince.

»Ich habe keine Ahnung. Um das Privatleben meiner Leute kümmere ich mich nicht.«

»Hat sich jemand auffällig verhalten im Labor?«

Die Antwort kam ohne Zögern:
»Nein.«

»Sie sind sich ganz sicher, dass Sie sich an nichts erinnern können, das aus der Reihe fiel?«

»Mir fällt nichts ein.«

»Sie scheinen eine reichlich nonchalante Einstellung zu der Möglichkeit zu haben, dass Ihr Projekt durch Spione gefährdet sein könnte«, bemerkte Morgan.

»Ich habe alle Wissenschaftler und Ingenieure persönlich ausgewählt. Ich arbeite jeden Tag mit ihnen. Es ist eine Tatsache, dass niemand von

ihnen ein Spion ist.«

»Und wie steht es mit Ihnen?«

Dr. Kessler sah sie mit tödlicher Verachtung an.

»Sind Sie übergeschnappt? Ich habe die vergangenen zehn Jahre meines Lebens ausschließlich diesem Projekt gewidmet. Meine Reputation als Wissenschaftler steht auf dem Spiel. Warum sollte ich es sabotieren?«

»Das müssen Sie mir verraten.«

»Das kann ich nicht, weil es lachhaft ist. Sie fischen im Trüben, um Ihre Jobs zu rechtfertigen. Wenn

Sie keine glaubwürdigere Bedrohung vorzuweisen haben als eine dumme Forumsnachricht, werden wir weitermachen wie geplant. Wenn Sie mich nun entschuldigen wollen, ich muss dafür sorgen, dass wir in den nächsten dreißig Minuten fertig werden.«

Er stand auf. Von der Tür aus forderte er die beiden Agenten mit einer Geste auf, sein Büro zu verlassen. Nach einem vernichtenden Blick auf Morgan verschwand er.

»Was meinst du?«, fragte Vince.

»Ich bin kein Freund von Zufällen.«

»Ich auch nicht.«

Morgan rief ihren Vorgesetzten an, während Vince zur Toilette ging. Als er zurückkam und sie tatenlos dasaß, sagte er: »Vermutlich weigert sich der Boss, mit der Sache zum Direktor zu gehen, sonst wärst du schon längst wieder bei Dr. Kessler. Habe ich recht?«

Sie nickte. »Was wir haben, reicht seiner Meinung nach nicht aus, um den Test abzusagen.«

»Es ist ja tatsächlich ziemlich dürftig.«

»Aber doch nicht dürftig genug, um nicht zwei Tickets nach Australien wert zu sein. Wir fliegen heute Abend von Los Angeles aus. Ich konnte ihn überzeugen, dass es eine gute Idee wäre, wenn wir Pine Gap vor Ort im Auge behielten.«

Vince stöhnte auf.

»Machst du einen Witz? Fünfzehn Stunden Flug nach Sydney? Sag mir wenigstens, dass wir Business reisen.«

Morgan schüttelte den Kopf.

Wieder stöhnte Vince.

»Das ist noch nicht alles«, fuhr sie

fort. »Hast du schon einmal auf der Karte nachgesehen, wo der Stützpunkt liegt?«

»Nein. Warum?«

»In Sydney müssen wir umsteigen. Der Anschlussflug dauert drei Stunden. Pine Gap liegt mitten im australischen Busch. In der Nähe von Alice Springs.«

Diesmal stöhnte Vince nicht mehr.

»Es macht dir einfach Spaß, mir alles zu vermiesen.«

»Keineswegs«, erwiderte Morgan, »das schaffst du ganz allein.«

5. KAPITEL

Hätte die Kugel einen Vorderreifen getroffen, wäre der Landrover innerhalb kürzester Zeit von der Straße abgekommen und in den Shotover River gestürzt. Ein weiterer Glücksfall war, dass der rechte Hinterreifen zwar ein Loch hatte, aber nicht zerfetzt war, deshalb konnte Tyler den Toyota abschütteln, der auf der schneebedeckten Straße wegen seines Hinterradantriebs im Nachteil war. Die vielen Kurven

verhinderten, dass die Kugeln ihrer Verfolger sie noch einmal trafen. Bald sahen sie sich jedoch zwei neuen Problemen gegenüber. Grant war die Munition ausgegangen, und sie hatten die Schneegrenze erreicht. Auf dem blanken Asphalt würde der Reifen bei Tylers Tempo in wenigen Minuten in Stücke gerissen sein.

»Wo bleibt die Polizei?«

»Es hieß, sie sei etwa vier Kilometer entfernt«, sagte Grant von hinten.

Tyler sah im Rückspiegel, dass der Toyota schnell aufholte.

»Stehen bleiben dürfen wir nicht. Wir halten nie und nimmer durch, bis die Polizei kommt.«

»Vor uns liegt eine Ortschaft«, sagte Fay. »Arthur's Point. Wir könnten in ein Geschäft rennen und um Hilfe bitten.«

»Sind die Ladenbesitzer in diesem Land bewaffnet?«

»Die Besitzer von Waffenläden, ja.«

»Vermutlich gibt es aber in dem Ort keine?«

»Ich glaube nicht.«

Vielleicht waren sie in Sicherheit,

wenn sie in einem Laden Zuflucht suchten, es konnten dabei aber auch unschuldige Passanten zu Tode kommen.

Tyler sah ein rotes Schild mit der Aufschrift Shotover Jet, ein Unternehmen, das Hochgeschwindigkeitsfahrten durch den Shotover River Canyon anbot. Als sie ihre Reise planten, hatte Grant ihm ein kurzes Video der Boote gezeigt, aber wegen des kalten Wetters hatte Tyler eine Fahrt durch die Schlucht nicht in Erwägung gezogen.

»Verkehren die Jetboote auch im Winter?«, fragte er Fay.

»O ja. Das ganze Jahr.«

Er warf einen kurzen Blick in den Rückspiegel. Grant nickte.

»Sie hätten es schwer, wenn sie uns in einem dieser Boote verfolgen wollten.«

Kugeln schlugen in die Heckklappe.

»Runter!«, schrie Tyler, aber er brauchte niemanden auffordern, sich zu ducken.

Der Toyota war keine hundert Meter von ihnen entfernt. Ihr

Hinterrad rollte nun funkensprühend auf dem Asphalt. Jeden Augenblick konnte es sich lösen, und dann wären sie eine leichte Beute für ihre Verfolger.

»Da sie hinter mir her sind«, begann nun Fay, »wäre es ritterlich von mir auszusteigen. Es würde die Typen ablenken, und Sie könnten sich in Sicherheit bringen. Aber ehrlich gesagt, mein Bammel ist zu groß für noble Gesten.«

»Machen Sie sich keine Gedanken. Das käme sowieso nicht in Frage«, beruhigte Tyler sie.

»Gut. Falls Sie noch erwägen, mit einem Jetboot zu entkommen, der Abzweig ist gleich rechts.«

Tyler war beeindruckt. Trotz ihrer Angst behielt die alte Dame ihre Geistesgegenwart. Und tatsächlich, ein neues Schild wies nach rechts. Tyler riss das Steuer herum. Er verzog das Gesicht, als die Hinterradfelge protestierte. Sie näherten sich einer weiteren Gabelung.

»Und jetzt, welche Richtung?«

Fay deutete auf einen Kiesweg, der geradeaus weiterführte, an einem

Parkplatz vorbei, auf dem erschreckt eine Gruppe Touristen wartete. Vor einem steilen Hang, der mit Bäumen bestanden war, trat Tyler in die Eisen, beschleunigte aber wieder, sobald er das steinige Ufer einer Flussbiegung vor sich sah. Rechts von ihnen standen mehrere Bootsanhänger mit leuchtend roten Jetbooten. Zwei Fahrzeuge lagen im Fluss. Tyler konnte die beiden Düsen erkennen, die gerade über der Wasserlinie aus dem Heck ragten. Die schnittigen Boote boten Platz für je zwanzig Passagiere. Der

aerodynamisch geformte
Überrollbügel über dem Heck
erinnerte ihn an einen Sportwagen.

Mit Booten kannte er sich nicht gut
aus. Er interessierte sich für Autos
und Flugzeuge, aber Grant hatte eine
ausgeprägte Schwäche für alle
Wasserfahrzeuge. Er besaß mehrere
und gab jeden August eine Party auf
seinem Neun-Meter-Bayliner, wenn
die Blue Angels der Navy ihre
Flugshow über Lake Washington
abhielten. Er hatte auch ein Jetboot,
das er zum Wasserskilaufen
benutzte. Falls sie es bis zu einem

der Boote schafften, würde Grant mühelos das Steuer übernehmen können.

Links von ihnen wartete eine Gruppe Leute darauf, an Bord des Jetboots gehen zu können, das im Wasser lag. Sie trugen bereits Wetterkleidung und Schwimmwesten und stießen gellende Schreie aus, als Tyler über die Steine in ihre Richtung schlitterte.

Tyler hatte gehofft, dass es nur ein einziges Boot gäbe, aber nun waren die Würfel gefallen, eine Umkehr war ausgeschlossen, denn der

Toyota raste bereits die Straße herunter. Zu bleiben, wo sie waren, und zu kämpfen kam nicht in Frage.

Er hielt an, und seine Mitfahrer sprangen aus dem Auto. Fay rannte sofort auf das leere Boot zu. Als Grant sah, dass sie keine Hilfe brauchte, wedelte er mit Fays Flinte, sodass die entsetzten Touristen und die Besatzung des Jetboots ins nahe gelegene Besucherzentrum flüchteten.

Im Schutz ihres Autos rannte nun auch Tyler über den Anleger zu dem leeren Boot. Der Toyota rammte den

Landrover, und weitere Schüsse fielen. Tyler spürte sie dicht an sich vorbeifliegen, während er Fay ins Boot half. Grant warf schwungvoll die Flinte an Deck und sprang hinterher. Nach einem prüfenden Blick auf das Armaturenbrett drückte er auf den Starter. Die Motoren begannen zu blubbern. Fay, die sich in die vorderste Reihe geflüchtet hatte, legte den Sicherheitsgurt an. Tyler machte die Leinen los. In diesem Moment stürzte sich einer ihrer Verfolger aus dem Toyota und rannte schießend

am Anleger entlang. Tyler ließ sich fallen.

»Alle Mann festhalten!«, rief Grant. Er gab Gas. Mit einem ohrenbetäubenden Lärm schoss das Jetboot auf den Fluss hinaus. Aber es war zu spät. Ihr Verfolger war von der Kaimauer abgesprungen und im Heck ihres Bootes gelandet.

»Aufgepasst!«, schrie Tyler. Grant wandte sich um und entdeckte den unerwünschten Passagier, der seine Pistole hob. Tyler war zu weit entfernt, um einzugreifen. Er konnte nur Fay nach unten ziehen, damit sie

nicht in die Schusslinie geriet.

Auf der Flussmitte drehte Grant das Steuer bis zum Anschlag, und ihr Boot wirbelte um die eigene Achse. Ohne die Stange vor seinem Sitz wäre ihr ungebetener Gast ins Wasser geschleudert worden, so ließ er nur seine Pistole fallen.

»Er hat sie verloren!«, schrie Tyler, entdeckte aber im selben Moment, dass ihr zweiter Verfolger, der an der Kaimauer stand, auf ihn anlegte.

»Nichts wie weg! Los! Fahr!«

Grant gab Gas, das Boot schoss im Kugelhagel nach vorne. Die Düser

dröhnten so laut, dass Tyler nur noch sie hörte. Er sah jedoch, wie die aussteigenden Passagiere des anderen Bootes auseinanderstoben und ihr zweiter Verfolger den Bootsführer anschrie, der sich daraufhin mit einem Kopfsprung ins eisige Wasser rettete. Offensichtlich fest entschlossen, Tyler, Grant und Fay nicht entkommen zu lassen, machte der Mann einen Satz ins zweite Boot.

Sobald Tyler wieder sicher stehen konnte, sprang er in die zweite Sitzreihe, um die Pistole zu finden.

Ihr unerwünschter Passagier hatte denselben Gedanken gehabt und entdeckte die Waffe vor ihm. Er griff nach ihr, aber Tyler hielt ihn am Arm fest. Als Grant flussabwärts in die enge Schlucht hineinraste, fielen beide zurück in die letzte Sitzreihe.

Die Jetboote ließen sich so präzise steuern, dass sie sich selbst bei einer Geschwindigkeit von über hundert Stundenkilometern den Felswänden und Vorsprüngen bis auf dreißig Zentimeter nähern konnten. Es sah äußerst gefährlich aus. Tyler hoffte nur, dass Grant es

an Geschicklichkeit mit den Profis aufnehmen konnte, denn für seinen Geschmack war der Abstand zu den Wänden viel zu gering. Ein weitaus größeres Problem war jedoch, dass der Hüne Blaine mit seinen Pranken gnadenlos auf ihn einhämmerte. Tyler wehrte sich nach Kräften, aber seinen Treffern fehlte es an Wucht. Er lag auf dem Rücken, und Sitze und Geländer engten ihn ein. Er roch den stinkenden Atem seines Gegners und sah sein verstümmeltes linkes Ohrläppchen. Der Mann war ein echter Profi, er nahm Tyler so fest in

die Mangel, dass er seine Arme nicht bewegen konnte. Es war nicht daran zu denken, in die Tasche zu greifen und das Messer seines Leathermans zu öffnen. Als sein Gegner ihm dann auch noch einen Schlag gegen die Schläfe versetzte, sah Tyler nur noch Sterne. Hätte Grant nicht gerade rechtzeitig das Boot nach links gerissen, hätte Blaine die Pistole aufgehoben. So geriet er ins Stolpern, und Tyler konnte mit beiden Beinen nach ihm treten. Er traf seinen Gegner in den Magen, was zusammen mit dem

Schwung des Bootes dazu führte, dass er in hohem Bogen durch die Luft katapultiert wurde. Sie passierten gerade einen weiteren Felsvorsprung. Der Mann prallte dagegen, als wäre er aus dem zehnten Stock gestürzt. Sein zerschmetterter Körper ging im wirbelnden Kielwasser unter.

Tylers Adrenalinspiegel war so hoch, dass er keine Schmerzen mehr spürte. Er bückte sich, hob die Waffe auf und prüfte ihr Magazin. Sechs Schuss.

Das andere Jetboot hatte sie bis

auf eine Bootslänge eingeholt, während Grant das Manöver gefahren war, um Tyler zu helfen. Als Kugeln in ihr Heck schlugen, richtete sich Tyler schnell auf und schoss drei Mal. Das Boot schaukelte aber so heftig, dass er sein Ziel verfehlte. Grant schwenkte zur Seite, so dass Tyler unbehelligt nach vorne klettern konnte. Fay war angeschnallt und duckte sich, so tief sie konnte. Er drückte ihr die Schulter, und sie antwortete mit einem gehobenen Daumen.

»Wohin führt der Fluss?«

»In den Wakatipu-See. Wir können bis nach Queenstown fahren.«

Das wäre durchführbar gewesen, hätte nicht ein unheilvolles Stottern, das vom Heck kam, ihre Hoffnungen zunichte gemacht. Sie zogen eine schwarze Rauchfahne hinter sich her.

»Er hat einen der Motoren getroffen!«, schrie Grant. »Ich stelle ihn ab! Hast du noch Kugeln in deiner Kanone?«

»Drei.«

Sie hatten fast das Ende der Schlucht erreicht. Der Fluss verbreiterte sich schon wieder. Bald

würden sie den Schüssen ihres Verfolgers schutzlos ausgeliefert sein.

»Drehen wir um. Die Touristen haben bestimmt die Polizei gerufen. Bis wir oben sind, ist sie da.«

»Ja, gut. Ich lenke ihn mit ein paar Schüssen ab.«

»Verstanden.«

Tyler schnallte sich an, lehnte sich aus dem Fahrzeug und gab zwei Schüsse ab, die ihren Verfolger zwangen, sich zu ducken. Gleichzeitig riss Grant das Steuer herum. Das Boot drehte sich um

hundertachtzig Grad, bohrte sich ins Wasser und sprang dann wieder nach vorn. Voll und ganz damit beschäftigt, sein Boot ebenfalls zu wenden, kam ihr Verfolger nicht zum Schießen. Er blieb weit hinter ihnen zurück, aber da beide Motoren seines Bootes funktionierten, würde er sie wahrscheinlich einholen, bevor sie den Anleger erreicht hatten. Unter lautem Lärm jagten sie den Canyon hinauf. Tyler spähte über das Dollbord. Ihr Verfolger holte tatsächlich zügig auf, aber Tyler wartete, denn er hatte nur noch einen

Schuss, den durfte er nicht verschwenden. Weitere Kugeln trafen ihr Heck.

»Wir schaffen es nicht«, rief Grant.
»Hast du eine Idee?«

»Fahr im Zickzack, aber so, dass er erst aufschließen kann, wenn wir unseren Ausgangspunkt erreicht haben. Dann lass ihn rechts vorbei. Erinnerst du dich an den Felsen beim Anleger? Vielleicht bringen wir ihn dort zum Kentern.«

Grant nickte.

»Einen Versuch ist es wert.«

Trotz ihrer reduzierten

Geschwindigkeit brauchten sie nicht lange, bis sie wieder das nördliche Ende der Schlucht erreicht hatten.

»Fertig?«, schrie Grant.

Statt einer Antwort hob Tyler die Pistole. Grant steuerte nach links und duckte sich, Tyler hörte, wie ihr Verfolger seitlich aufschloss. Er schien aber noch warten zu wollen, bis er auf gleicher Höhe war, bevor er mit ihnen Schluss machte. Nun setzte Tyler sich auf und legte an. Mit etwas Glück würde er der Sache jetzt ein Ende machen.

Das Glück ließ ihn im Stich. Sein

Schuss ging daneben, aber ihr Verfolger zuckte zurück. In der gleichen Sekunde rammten sie sein Boot. Wegen der Pistole hatte er nur eine Hand am Steuer und reagierte zu langsam. Tyler sah sein staunendes Gesicht, als er merkte, dass er mit Vollgas auf den Steinstrand zuraste. Er wollte nach links ausweichen, aber Grant ließ ihm keinen Zentimeter Platz. Erst in der allerletzten Sekunde riss Grant das Steuer herum. Ihr Boot scherte aus, hatte aber keinen Kontakt mit dem Ufer. Ihr Verfolger imitierte

Grant, hätte aber keine schlechtere Entscheidung treffen können. Hätte er seinen Kurs gehalten, wäre er den Strand hinaufgerutscht und irgendwann zum Stillstand gekommen. So streifte sein Boot bei vollem Tempo das felsige Ufer und überschlug sich. Die Motoren jaulten laut auf, als sie Luft zogen. Wäre er angeschnallt gewesen, hätte der Überrollbügel ihn geschützt. Stattdessen wurde er vor das Boot geschleudert und zermalmt.

Grant nahm das Gas weg und näherte sich langsam dem Anleger.

Vier Polizisten hatten die Jagd auf dem Fluss verfolgt. Sie hielten die Gewehre auf die Ankömmlinge gerichtet und forderten sie auf, die Hände zu heben. Grant gehorchte und ließ das Boot ans Ufer treiben. Tyler ließ seine Pistole fallen und hob ebenfalls die Arme.

»Wir haben es geschafft«, sagte er zu Fay. »Sie können jetzt aufstehen. Aber keine schnelle Bewegung. Ihren Polizisten scheinen die Finger zu jucken.«

Fay richtete sich auf und blickte die Männer forschend an. Ihr

Gesicht erhellte sich, als sie einen von ihnen erkannte.

»Gütiger Himmel, Michael Brown
Stecken Sie die Knarre weg! Das
hier sind doch nicht die
Bösewichte!«

Der Angesprochene sah sichtlich erleichtert aus, er senkte sein Gewehr und gab seinen Kollegen ein Zeichen.

»Mrs Turia? Uns wurde gemeldet, Sie seien das Opfer einer Geiselnahme geworden.«

»Glauben Sie nicht alles, was Sie hören.«

Sie schnallte sich ab und stand auf. Tyler reichte ihr die Hand. Während sie ausstiegen, hörte er eine Frau »Nana!« rufen. Sie rannte an den Polizisten vorbei und warf sich Fay in die Arme. Wenn sie nicht so dunkelhäutig wäre, dachte Tyler, könnte sie die Enkelin sein, von der die alte Dame gesprochen hatte. Die beiden umarmten sich innig, bis die junge Frau Fay etwas zurückschob und musterte.

»Wie entsetzlich, dass dein Haus abgebrannt ist. Wie geht es dir?«

»Mir geht es gut, Jessica, dank

diesen beiden jungen Männern.«

Sie wies auf Tyler und Grant. Die Frau wandte sich um. Tyler sah sie zum ersten Mal richtig. Alles an ihr wirkte sportlich, von der Hose mit Schnürbund und dem schwarzen Kapuzenpullover bis zu dem modisch geschnittenen schulterlangen braunen Haar. Sie trug kein Make-up, aber bei ihrer samtigen braunen Haut und ihren vollen Lippen war das auch nicht nötig. Die jungen Polizisten warfen ihr sowieso verstohlene Blicke zu.

Es war sehr viel geschehen an

diesem Morgen, aber die junge Frau gab Tyler den Rest. Er blinzelte, als könnte er seinen Augen nicht trauen. Das letzte Mal hatte er sie auf der anderen Seite der Erde gesehen. Fünfzehn Jahre war es her. Augen wie schmelzende Schokolade starrten ihn überrascht an.

»Tyler? Was zum Teufel ist denn hier los?«

Tyler öffnete den Mund, aber die Worte wollten ihm nicht über die Lippen. Er wandte sich zu Fay.

»Jess McBride ist Ihre Enkelin?«

Fays betretener Gesichtsausdruck

sprach Bände. Sie hatte offensichtlich gewusst, dass Jess und Tyler während ihres Studiums befreundet gewesen waren.

6. KAPITEL

Als Wladimir Koltschew nach der Landung in Alice Springs seine Nachrichten durchsah, hatte er noch immer nichts von seinen Leuten in Neuseeland gehört. Vor seinem dreistündigen Flug von Sydney hatte er den Ikarus-Prototyp, den ihm Nadja Bedowa verschafft hatte, noch

einmal sorgfältig überprüft. Er war funktionsfähig. Sie hätte es nicht riskiert, etwas daran zu manipulieren. Er war gerade damit fertig gewesen, als eine kurze SMS aus Neuseeland bei ihm eingetroffen war.

»Sind in ihrem Haus. Sie hat Holztafel, aber kein X. Was nun?«

Für Wladimir war es eine schlechte Nachricht, auch wenn sie interessant war. Dass die Tafel noch existierte, hatte er nämlich nicht gewusst. Er besaß ein gutes Foto davon, insofern war sie für ihn wertlos. Dass die

Frau kein Xenobium hatte, war großes Pech, denn sonst wäre alles sehr viel einfacher gewesen. Er hatte geantwortet: »Tafel und Frau vernichten.« Es war höchste Zeit, alles zum Abschluss zu bringen. Diese Fay Turia zu beseitigen war die beste Lösung. Er zweifelte keine Minute daran, dass seine Männer den Befehl ausgeführt hatten. Umso mehr beunruhigte es ihn, dass er nichts mehr von ihnen gehört hatte.

Er trat aus der überdachten Gangway. Der Himmel war wolkenlos blau. Die Sonne stand im

Zenith, aber ihre Strahlen erwärmten die Winterluft nur um wenige Grad über Raumtemperatur. Am Gate erwartete ihn sein enger Mitarbeiter Dimitri Sotkin. Er war in Khakis und Jeanshemd erschienen und sah aus, als wollte er Wladimir für einen Ausflug in den Busch abholen. Sie durchquerten schweigend das Flughafengebäude. Wladimir warf seine Reisetasche in den Kofferraum des Geländewagens, mit dem Dimitri gekommen war. Sie stiegen ein und fuhren los.

»Warum hören wir nichts aus

Neuseeland?«, fragte Wladimir.

Dimitri räusperte sich.

»Unsere Leute haben versagt.«

»Woher weißt du das?«

»Aus den Nachrichten. Zwei Männer wurden bei einem mutmaßlichen Entführungsversuch getötet.«

»Verdammt! Lebt die Frau noch?«

Dimitri nickte. »Ihr Haus ist bis aufs Fundament abgebrannt, aber sie hat überlebt. Kein Wort über ihren Zustand.«

»Und was ist mit unseren Leuten? Hat man sie identifiziert?«

»Namen wurde keine genannt.«

Wie alle an seiner Operation Beteiligten hatten auch die beiden Männer, die er nach Neuseeland geschickt hatte, fließend Amerikanisch mit einem neutralen mittelwestlichen Akzent gesprochen, und ihre Pässe waren hervorragende Fälschungen gewesen. Dennoch gefährdete ihr Tod seine Pläne.

»Gibt es eine Spur zu uns?«, fragte er.

Dimitri schüttelte den Kopf.

»Ich habe bereits das Signal zur Datenvernichtung ihrer Handys

gesendet.«

Wladimir schlug mit der Faust auf das Armaturenbrett, bis das Handschuhfach aufsprang. Er schloss es und lehnte sich seufzend zurück.

»Es waren gute Leute.«

»Wenigstens sind sie für ihr Land gestorben«, erwiderte Dimitri.

Sie waren loyale Mitglieder seines Teams gewesen, bevor er versagt hatte, dachte Wladimir, und nun würden sie noch nicht einmal ein russisches Staatsbegräbnis erhalten. Er öffnete sein Fenster und atmete

die kühle Wüstenluft ein. Wenn seine Mission erfüllt war, würde er dafür sorgen, dass den beiden die Anerkennung und Ehren zuteil wurden, die ihnen als Helden des Vaterlandes zustanden. Aber nun kam es vor allem darauf an, dass sie ihr Ziel erreichten. Wenn Fay Turia kein Xenobium besaß, musste er den anderen Weg einschlagen.

»Wie laufen die Vorbereitungen?«, fragte er.

»Sie sind fast abgeschlossen. Die letzte Lieferung traf heute Morgen ein, und die Männer dürften gleich

mit dem Verladen fertig sein.«

Dimitri bog in eine Straße ein, die vom Norden nach Alice Springs hineinführte.

»Was ist mit dem CAPEK-Laster?«, fragte Wladimir.

»Funktioniert, und wir haben ein Treffen mit der Projektleitung für morgen früh vereinbart.«

»Ausgezeichnet.«

»Und dein Informant meldet noch immer, dass Killswitch rechtzeitig eintrifft?«, fragte Dimitri.

»Die Bombe kommt heute Morgen«, antwortete Wladimir.

»Sind die Papiere in Ordnung?«

»Uniformen, Fahrzeuge, Papiere – alles bereit.« Dimitri räusperte sich.

»Was ist mit Nadja? Hast du Ikarus?«

»Alles lief wie geplant.«

»Ich wusste, dass sie nicht bei uns einsteigen würde.«

»Davon bin ich nie ausgegangen.«

»Aber du hast sie am Leben gelassen.«

»Wir sind Patrioten, Dimitri. Und auch Nadja ist Patriotin. Willst du, dass ich einen der Unsrigen töte?«

»Wenn nötig.«

»Es war nicht nötig.«

Dimitri gab einen Grunzlaut von sich, enthielt sich aber eines Kommentars. Nadja Bedowa war der einzige strittige Punkt zwischen ihnen. Wäre es nach Dimitri gegangen, hätte er ihr ganzes Team ausgelöscht, nachdem sie Ikarus übergeben hatte, aber Wladimir war sich dessen bewusst gewesen, dass ein solcher Schritt ihre Rehabilitation in Russland erheblich erschwert hätte.

»Wenn sie uns in die Quere kommt, werden wir das Nötige tun«,

versprach er.

Dimitri grunzte noch einmal, schien aber zufrieden.

Während der Fahrt besprachen sie weitere Einzelheiten ihres Vorhabens. Sie hatten zwar alles minutiös geplant, aber es waren immer noch Eventualitäten zu berücksichtigen. Ihr Plan war so kompliziert, dass ein absolut präzises Timing erforderlich war. Das größte Fragezeichen war ihr Maulwurf beim Projekt Lightfall. Wenn der es schaffte, das Gelände unbemerkt zu verlassen, würde der

Rest laufen wie geschmiert. Als sie beim Depot vorfuhren, war Wladimir fest davon überzeugt, dass sie optimal vorbereitet waren.

Das Depot war einst eine Umladestation für Lastwagen gewesen, die nach Darwin und Adelaide fuhren, es wurde aber schon seit Jahren nicht mehr genutzt. Angemietet hatte Wladimir es über eine Strohfirma, Fragen hatten die Eigentümer keine gestellt. Vier Anhänger und ein kurzer Lastwagen parkten rückwärts in den Ladebuchten, und zwei

Geländewagen warteten auf dem Parkplatz. Im Lager brachte ein Gabelstapler gerade eine Palette zu einem der Anhänger. Ein halbes Dutzend Männer packte mit an. Wladimir stoppte den Fahrer.

»Wie lange braucht ihr noch?«

Der Fahrer deutete auf den Anhänger, der ihnen am nächsten stand.

»Das ist die letzte Ladung. In zwei Stunden dürften wir es geschafft haben.«

»Was ist mit den Zündern?«

»Einsatzbereit.«

»Die sind heute Abend an der Reihe. Von jetzt an sollen zwei Männer Wache schieben, Ablösung alle vier Stunden.«

»In Ordnung.«

Vorsichtig setzte der Gabelstaplerfahrer die Palette ab und fuhr zurück zum Lastwagen, um eine weitere zu holen. Die Männer bildeten eine Kette, um die zehn Kilo schweren Plastiksäcke mit den winzigen rosa Kügelchen umzuladen. Wladimir lächelte leise beim Lesen des Namens, der in großen Druckbuchstaben darauf stand.

ANFO. Es hatte Monate gedauert, bis sein Team die Menge erworben hatte, die er brauchte. Nun war die letzte Ladung gerade noch rechtzeitig eingetroffen. ANFO war die englische Abkürzung für Ammoniumnitrat und Mineralöl, ein gängiger Sprengstoff. Er warf einen Blick in den Hänger. Sein Lächeln wurde breiter, als er das Ergebnis der Plackerei seiner Leute sah. Vom Boden bis zur Decke war der Laderaum mit ordentlich gestapelten Säcken gefüllt.

7. KAPITEL

Nach vier Stunden bei der Polizei hatte Tyler einen Mordshunger. Mit Jess zu reden war gar nicht möglich gewesen, denn man hatte sie alle gleich zum Verhör nach Queenstown gebracht. Da der Vorfall im friedlichen Neuseeland ziemlich ungewöhnlich war, ging er davon aus, dass die Nachricht schon um die ganze Welt gegangen war. Nach einer Weile wusste er bereits nicht mehr, wie oft er seine Erlebnisse hatte wiederholen müssen, eine

Mittagspause durfte er jedenfalls nicht einlegen. Vermutlich verglich die Polizei seine Version der Ereignisse mit dem, was Grant und Fay aussagten. Endlich schien man davon überzeugt zu sein, dass tatsächlich unbekannte Angreifer Fay bedroht hatten und er und Grant ihr zu Hilfe geeilt waren. Ob sie sie wirklich gebraucht hatte, stand auf einem anderen Blatt. In diesem Punkt war er sich nicht sicher.

Die Polizei wollte vor allem wissen, warum die Männer es auf Fay abgesehen hatten. Diese Frage

interessierte auch Tyler. Den Ermittlern gegenüber hatte er zu verstehen gegeben, es könne etwas mit den Gegenständen zu tun haben, die die alte Dame von dem Absturz in Roswell besaß. Warum jemand ausgerechnet hinter denen her war, war ihm jedoch rätselhaft. Gegen drei Uhr wurde er endlich entlassen. Die Polizei hielt den Vorfall für einen missglückten Raubüberfall. Da beide Angreifer ums Leben gekommen waren, betrachtete sie die Gefahr als gebannt. Von dem Polizisten, der ihn begleitete, erfuhr

Tyler, dass man in Kürze ihren Audi bringen würde. Im Empfangsbereich der Wache traf er Grant. Beim Anblick der vielen Reporter vor dem Gebäude blieben sie im Haus und setzten sich in den Wartebereich.

»Das war ein Spaß«, begann Tyler.
»Wo steckt eigentlich Fay?«

»Die Polizei hat sie als Erste befragt, sie durfte schon vor zwei Stunden gehen. Sie wollte nachsehen, was von ihrem Haus übrig geblieben ist«, antwortete Grant.

»Hoffentlich kann sie noch etwas

retten.«

»Wenigstens ist sie selbst mit heiler Haut davongekommen.«

Tyler konnte dem zwar nicht widersprechen, aber er fand, die Einstellung, »es hätte alles noch viel schlimmer kommen können«, war ein schwacher Trost für jemanden, der gerade sein gesamtes Hab und Gut verloren hatte. Grant rieb sich den Magen.

»Ich sterbe vor Hunger. Sobald wir unser Auto zurückhaben, fahren wir zu dem Pizzalokal, und ich bestelle eine extragroße Pizza Peperoni. Und

dann will ich alles über Jess wissen.«

Tyler verdrehte die Augen. Er hätte sich denken können, dass seine Beziehung zu Jess seinen Freund brennend interessierte.

»Ich erzähle es dir jetzt, weil es nichts zu erzählen gibt. Als wir am MIT studierten, waren wir ein Jahr lang befreundet. Es hat nicht geklappt, und wir haben uns getrennt. Ende der Geschichte.«

»Ja, ja. Und wieso habe ich noch nie etwas von ihr gehört?«

»Kenne ich alle deine

Verflossenen?«

Grant lächelte. »Gutes Argument. Aber jetzt hat sie uns in eine Schießerei verwickelt, noch dazu in einem fremden Land. Vielleicht schenkst du mir endlich reinen Wein ein.«

Tyler seufzte. »Okay. Ich war im zweiten Jahr und sie im ersten, und wir hatten beide einen wahlfreien Geschichtskurs belegt. Eines Tages saß sie neben mir, und wir kamen ins Gespräch. Ich fand sie süß, und eine Woche später habe ich sie eingeladen, mich auf eine Party zu

begleiten. Eins führte zum anderen, und wir wurden ein Paar.«

»Süß hast du sie gefunden? Sah sie damals so aus wie jetzt? Ich hab sie mir da unten am Fluss richtig angeschaut. Die ist nicht süß. Die ist der Hammer!«

»Sie war mir aufgefallen. Wem wäre sie nicht aufgefallen? Ein Mädchen am MIT, das so aussah, hatte ausgesorgt.«

»Und sie hat sich ausgerechnet neben dich gesetzt? Was war los mit ihr?«

»Vielleicht gefiel ihr meine

Uniform«, sagte Tyler mit einem Schulterzucken. »Ich war damals im Reserve Officer Training Corps. Vielleicht hatte sie eine Schwäche für angehende Reserveoffiziere.«

Grant nickte verständnisvoll. »Deshalb trage ich grundsätzlich Uniform, wenn ich auf eine Hochzeit gehe. Wirkt immer. Warum habt ihr euch getrennt?«

»Ziemlich einfach. Mir lag an einer festen Beziehung. Sie war frisch an der Uni und wollte sich noch nicht binden. Das war das Ende. Drei Monate später lernte ich Karen

kennen.«

In Wirklichkeit war ihre Beziehung ernster gewesen, als er zugab. Sie hatte acht intensive Monate gedauert. Jess war das erste Mädchen, in das er sich richtig verliebt hatte, es hatte ihm das Herz gebrochen, als sie sich trennten. Aber er war ihr nicht böse, denn wenn sie nicht Schluss gemacht hätten, wäre er nie mit Karen ausgegangen, seiner späteren Frau und großen Liebe. In gewisser Weise stand er in Jess' Schuld, er verdankte ihr die schönsten Jahre

seines Lebens.

Grant und Karen hatten sich bestens verstanden, auch wenn sie den Freund ihres Mannes gnadenlos aufzog, weil er ständig die Freundinnen wechselte. Wäre Grant nicht gewesen, hätte Tyler das schreckliche Jahr nach Karens tödlichem Unfall nicht verkraftet.

Ein Polizist kam durch den Haupteingang ins Gebäude, und man hörte kurz die lärmenden Rufe der Reporter. Er erblickte Tyler und Grant.

»Dr. Locke und Mr Westfield, ihr

Auto wartet.«

»Unser Auto ist hier? Das nenne ich Service!«, freute sich Grant.

Sie gingen ins Freie und waren im Nu von Reportern und Kameraleuten umringt. Tyler schwieg auf die Fragen, die auf sie einprasselten. Er stutzte, als er Jess am Steuer sah und Fay auf dem Beifahrersitz. Fay winkte ihm vom offenen Fenster aus zu.

»Einsteigen!«

Da er nicht vor den Reportern mit Jess verhandeln wollte, fügte er sich. Sie gab Gas, und sie fuhren die

Camp Street hinunter.

»Wieso bist du hier?«, fragte Tyler.

»Wolltet ihr euer Auto nicht wiederhaben?«

»Doch, aber wohin fahren wir?«

»Zu mir nach Hause.«

»Zu dir nach Hause?«

»Zu mir können wir ja wohl nicht mehr«, meldete sich Fay zu Wort. Sie klang halb traurig, halb ärgerlich. »Schon bevor die Feuerwehr eintraf, war alles bis auf den Grund abgebrannt.« Ein Schluchzer blieb ihr im Hals stecken.

»Es tut mir sehr leid«, sagte Tyler.

»Ich wünschte, wir hätten mehr tun können«, fügte Grant hinzu.

»Sie haben alles Menschenmögliche getan. Ich wäre verbrannt, wenn Sie nicht auf der Bildfläche erschienen wären.«

»Die Feuerwehr konnte gar nichts retten?«

»Ich besitze nur noch das, was ich bei mir habe.«

Einen Augenblick herrschte Stille, dann wandte sich Grant an Jess.

»Woher kennen Sie Tyler?«

Tyler unterdrückte ein Stöhnen.

»Hat Tyler Ihnen unsere heiÙe Affäre denn nicht gebeichtet?«

»Ich habe gehört, dass es dabei ziemlich hoch herging«, stimmte Fay mit ein.

»Gütiger Gott«, entfuhr es Tyler. Schlimmer konnte der Tag kaum noch werden.

»Warum haben Sie sich von meiner Enkelin getrennt?«

»Müssen wir ausgerechnet jetzt unsere Beziehung unter die Lupe nehmen?«, erwiderte Tyler.

»Ist schon in Ordnung, Nana«, lenkte Jess ein. »Er war schon

immer ein Sensibelchen, wenn es um seine Gefühle ging.«

»Die Uni liegt eine Ewigkeit zurück«, erklärte jetzt Tyler.

»Könnten wir uns mit dem befassen, was anliegt? Dass nämlich zwei Männer das Haus deiner Großmutter abgefackelt haben und sie obendrein umlegen wollten? Angeblich für etwas, das sie nach dem Unglück in Roswell gefunden hat? Wissen Sie, warum, Mrs Turia?«

»Deshalb wollte ich ja mit Ihnen sprechen. Jess hat behauptet, niemand kennt sich besser mit

Flugzeugabstürzen aus als Sie.«

»Jess hat Ihnen nahegelegt, mich zu engagieren?«

»Indirekt«, widersprach Jess.
»Deshalb war ich so überrascht, dich zu sehen. Als Nana jemanden suchte, der sich das Überbleibsel ansieht, muss ich nebenbei erwähnt haben, dass du bei Gordian arbeitest.«

»Es war nicht nebenbei«, verbesserte Fay sie.

»Nana!«

»Selbst wollte sie nicht bei Ihnen anrufen. Sie hatte keine Ahnung,

dass ich einen Termin mit Ihnen ausgemacht hatte«, erklärte Fay.

Jess warf Tyler einen Blick im Rückspiegel zu und wandte sich dann an ihre Großmutter.

»Einen Moment mal. Hattest du mich deshalb heute zum Mittagessen eingeladen und mir nicht sagen wollen, wie ich zu der Ehre komme?«

»Ich dachte, es wäre doch nett, wenn ihr euch wiederseht.«

»Warum bist du überhaupt hier?«, wandte sich Tyler an Jess.

»Im Auto oder in Neuseeland?«

»In Queenstown.«

»Ich wohne hier. Seit drei Jahren. Vorher war ich in Auckland bei einem globalen Sicherheitsunternehmen als Kryptoanalytikerin tätig.«

»Wolltest du nicht Wirtschaftswissenschaften studieren?«

»Stimmt. Damals war ja noch Wirtschaft mein Hauptfach. Nein, ich habe das Studienfach gewechselt und Mathematik studiert. Ich wollte an der Wall Street arbeiten, aber dann wurde mir übel bei der

Vorstellung, jeden Tag im Kostüm antanzen zu müssen, deshalb habe ich mich für Decodierung entschieden. Finanziell ist es ähnlich attraktiv, und ich kann in Trainingsklamotten bei der Arbeit aufkreuzen, wenn mir der Sinn danach steht.«

»Und was machst du jetzt in Neuseeland?«

»Ich wollte näher bei Nana sein. Ich habe zwei Pässe, den amerikanischen und den neuseeländischen, es war nicht schwierig, mich hier mit dem Geld,

das mir meine Eltern hinterlassen hatten, in ein Unternehmen einzukaufen.«

»Sie decodieren jetzt hier?«, fragte Grant.

Fay lachte. »Jessica ist Teilhaberin eines großen Extremsportunternehmens in Queenstown.«

»Eigentlich bin ich nicht viel mehr als eine Investorin, aber ich habe manchmal neue Ideen. Ich finde es großartig, dass ich neue Angebote testen darf. Ansonsten verbringe ich meine Zeit an den Skihängen oder

auf den Wanderwegen um Queenstown.«

Überrascht war Tyler nicht. Jess' aufgeschlossenes Naturell, ihre Risikobereitschaft und ihre Beredsamkeit – sie hatte es geschafft, ihn zu Abenteuern zu bewegen, in die er sich ohne sie nie gestürzt hätte –, waren Eigenschaften gewesen, die er an ihr sehr anziehend gefunden hatte. Sie konnte ausgezeichnet skilaufen, klettern und schwimmen und hielt sich leidenschaftlich gern im Freien auf. Eigentlich hatte sie sich immer

stärker für eine aktive Freizeit als für Arbeit interessiert. Es klang, als sei ihr die neue Tätigkeit auf den Leib geschneidert.

Sie bog in die Auffahrt eines kleinen Bungalows mit einem weiten Blick auf den See und die dahinter aufragende Bergkette der Remarkables ein. Sie stiegen aus, und Fay hakte sich bei Grant unter.

»Ich wette, Sie sind mindestens so hungrig wie ich. Helfen Sie mir, das Mittagessen zu machen.«

»Mit Vergnügen«, erwiderte Grant. Jess und Tyler blieben im Freien.

»Schön hier«, sagte Tyler.

»Etwas klein, für mich jedoch völlig ausreichend. Ich bin nicht oft daheim, ich brauche nicht viel Platz.« Sie wandte sich zu ihm und sah ihn ernst an. »Es tut mir leid, dass deine Frau gestorben ist.«

Wie immer, wenn man ihn auf Karens Tod ansprach, zuckte Tyler leicht mit dem Kopf. Er hatte es sich im Lauf der Jahre angewöhnt, und jeder schien zu verstehen, was die Geste besagen sollte.

»Und mir tut es leid wegen deiner Eltern.«

Nach einem verlegenen Schweigen fuhr er fort: »Jess, was ist los?«

»Du meinst mit meiner Großmutter?«

Er nickte.

»Sie hatte mir ihre Geschichte schon so oft erzählt, dass sie für mich so etwas wie eine alte Sage geworden war. Seit heute weiß ich jedoch nicht mehr, was ich davon halten soll«, erwiderte Jess.

»Was für eine Geschichte?«

»Sie muss sie selbst erzählen, sie kann es viel besser als ich.«

»Ich möchte sie gern hören. Danach

müssen Grant und ich aufbrechen.
Wir sollten uns morgen auf den Weg
nach Seattle machen.«

»Deshalb habe ich Nana gebeten,
Grant mit in die Küche zu nehmen.
Ich will dich anheuern.«

Tyler war verblüfft.

»Ich wollte ihr nichts in Rechnung
stellen.«

»Nein, du sollst herausfinden,
warum man sie umbringen wollte.
Sie ist meine letzte lebende
Verwandte, ich bin es ihr schuldig.
Besonders jetzt, wo sie kein
Zuhause mehr hat.«

Tyler zögerte, deshalb ergänzte Jess: »Falls du dir Gedanken um das Geld machst, ich kann mir alles leisten, was du verlangst.«

»Darum geht es nicht. Es ist nur ... ich meine ... Roswell?«

»Es klingt verrückt, ja, aber du musst einräumen, dass irgendetwas mit dem Ding los sein muss, wenn es jemand so dringend in seinen Besitz bringen will, dass er dich dafür den Shotover River hinunterjagt.«

Tyler ließ seinen Blick über den See wandern, dann wandte er sich

wieder zu Jess.

»Versprechen kann ich nichts. Ich muss erst hören, was Fay zu sagen hat.«

Jess lächelte. »Ach, und übrigens ...«

Mit beiden Händen zog sie Tylers Kopf zu sich und gab ihm einen Kuss. Eine Sekunde lang war er wieder Student, und seine Knie wurden weich. Jess trat einen Schritt zurück.

»Das war dafür, dass du heute Morgen Nana das Leben gerettet hast.«

Sie ging ins Haus und überließ Tyler sich selbst. Der dachte darüber nach, was ihm gerade widerfahren war.

8. KAPITEL

Jess war mit sich zufrieden. Nicht, weil sie Tyler einen Kuss gegeben hatte, obwohl sie den überwältigenden Drang dazu schon an der Anlegestelle verspürt hatte. Nein, sie war vielmehr stolz darauf, dass sie die Willenskraft hatte, es dabei zu belassen.

Tyler war gut gealtert. Früher war er so dünn wie ungekochte Linguini gewesen, aber er hatte bei der Armee offensichtlich zugenommen. Seine wettergegerbte Haut, die lange Narbe im Nacken, das zerzauste Haar, das starke Kinn und die wachen blauen Augen verliehen ihm eine gewisse Herbheit. Nun fiel ihr wieder ein, warum sie sich in jenem Geschichtskurs neben ihn gesetzt hatte. Sie hatte auf eine Party gehen wollen, zu der er eingeladen war. Es dauerte eine Weile, bis er angebissen hatte. Versonnen

lächelnd öffnete sie die Tür ihres Hauses.

»Willst du nicht eintreten?«, fragte sie Tyler, der sich noch immer von seiner Verblüffung erholte. Nickend setzte er sich in Bewegung.

Fay and Grant waren in der Küche, schmierten Brote und belegten sie mit Schinken und Käse.

»Ich glaube, wir brauchen alle ein Bier.«

Mit diesen Worten holte Jess vier Flaschen Newcastle aus dem Kühlschrank. Sie öffnete eine und nahm einen kräftigen Schluck. Tyler

leerte eine halbe Flasche in einem Zug, ohne ein Wort zu verlieren.

»Richtig vorgestellt haben wir uns noch nicht«, wandte sich Jess nun an Grant. »Ich heie Jess McBride. Nur Nana nennt mich Jessica. Willst du uns, einverstanden?«

»Das gilt auch für mich«, fügte Fay hinzu und schaute in die Runde.

»Grant Westfield«, erwiderte Grant. Dann wischte er sich den Senf von der Hand und reichte sie ihr.

»Du arbeitest auch bei Gordian Engineering?«

»Elektroingenieur. Tyler hat mich in die Firma geholt. Wir haben im Irak und in Afghanistan einige Abenteuer bestanden, als ich sein Hauptfeldwebel war.«

»Er hat mein Bataillon im Stich gelassen und ist zu den Army Rangers«, kam es von Tyler.

»Dein Bataillon?«, fragte Jess.

»Tyler war Oberstleutnant. Und es kann keine Rede davon sein, dass ich ihn im Stich gelassen habe. Er war schon ausgeschieden, um Gordian zu gründen, als ich ging.«

»Woher kenne ich dich?« Fay

musterte Grant.

»Vielleicht Erinnerst du dich an ihn, weil er seine Karriere als Ringer aufgab, um zur Armee zu gehen?«, antwortete Tyler.

Jess interessierte sich nicht sehr für Sport, außer während der Olympischen Spiele. Sie sah Fay an, die den Kopf schüttelte.

»Nein, ich glaube, du Erinnerst mich an den Mann in der Reality Show, an den Kahlen, der so gut aussieht. Der Name ist weg, er fällt mir bestimmt wieder ein. Ein bisschen Erinnerst du mich auch an

meinen Mann. Er war ein muskulöser Typ.«

Tyler wusste, wovon sie sprach, aber Grant starrte sie unverhohlen an, als er die Neuigkeit hörte.

»Mein Großvater war Maori«, erklärte sie. »Deshalb sehe ich so aus, als hätte mich Fay adoptiert.«

»Unsinn«, widersprach Fay. »Sie sieht genau wie ihre Mutter aus, und die sah aus wie ich.«

»Und ihre Leidenschaft für Abenteuer hat sie anscheinend auch von dir«, sagte Tyler.

»Deshalb sind neue Ideen für

Freizeitbeschäftigungen ihre
Stärke.«

»Zum Beispiel?«

Jess zählte die Angebote an den
Fingern auf. »Bungee Jumping,
Fallschirmspringen, Kajaktouren,
Heliski und Wildwasserkanufahrten.
Wir bieten so ziemlich alles an, was
es gibt. Nur Jetboote haben wir noch
nicht in unserem Programm. Daran
arbeiten wir gerade.«

»Klingt nach einem aufkeimenden
Imperium«, sagte Tyler.

»Es steht in voller Blüte«,
verbesserte ihn Fay. »Im

vergangenen Jahr hat es zwanzig Millionen abgeworfen.«

»Okay Nana, das reicht.«

»Ich bin stolz auf dich, Honey.«

»Ich weiß.«

Nun war Tyler an der Reihe, erstaunt zu sein.

»Wir haben heute schon einiges hinter uns gebracht, Fay. Was genau sollte ich mir eigentlich ansehen?«

Fay ging zu ihrer Tasche und holte ein Stück silbernes Metall von der Größe einer halben Frisbeescheibe heraus. Die eine Seite war glatt und gerundet, die andere gezackt, als

wäre sie mit einem rostigen Dosenöffner abgetrennt worden. Jess hatte das Stück schon hundert Mal gesehen, aber der Angriff auf ihre Großmutter verlieh ihm eine neue Bedeutung.

Fay reichte es Tyler. Er nahm es vorsichtig entgegen, um sich nicht daran zu verletzen, und wog es in der Hand.

»Zu schwer für Alu. Fühlt sich wie eine Titanlegierung an. Eine Magnesiumlegierung wäre auch möglich. Ich muss es mit ins Labor nehmen, um sicher zu sein«, schloss

er.

»Kannst du mir sagen, ob es von einem außerirdischen Raumschiff ist?«

Jess sah, dass Tylers Lippe bei der lächerlichen Frage zuckte, aber bevor er antwortete, untersuchte er den Gegenstand sorgfältig.

»Es sieht auf jeden Fall so aus, als habe es einen Absturz hinter sich.« Er wies auf Risse. »Hier kann man auch sehen, dass es einer Explosion ausgesetzt war, das Material ist geschmolzen. Es könnte jedoch von einem Flugzeug sein. Ich habe

tausend ähnliche Stücke gesehen.«

»Die fünfundsechzig Jahre alt waren?«

»Das nicht. Ich habe nur Erfahrung mit jüngeren Abstürzen. Aber ich habe Wrackteile alter Bomber aus dem Zweiten Weltkrieg gesehen. Vielleicht hast du so etwas gefunden.«

»O nein. Dieses Stück hier stammt eindeutig von dem Absturz bei Roswell.«

»Woher weißt du das?«

»Weil ich es persönlich gefunden habe.«

»Vielleicht ist dort vorher ein Flugzeug abgestürzt.«

»Nein.«

»Es tut mir leid, es fällt mir schwer zu glauben, dass dieses Stück von einem außerirdischen Raumschiff stammt, aber das hat nichts mit dir zu tun. Ich bin ein eingefleischter Skeptiker. Warum gehst du der Sache jetzt erst nach?«

»Sie beschäftigt sich seit fünf Jahren damit, seit mein Großvater starb«, warf Jess ein.

»Ich habe Henare – meinem Mann – nicht erzählt, was ich in Roswell

erlebt hatte. Ich habe befürchtet, er denkt womöglich, ich sei reif für die Klapsmühle. Erst als er schon im Sterben lag, habe ich meinen Mund aufgemacht. Es hat mir einen Schock versetzt, als er mich aufforderte, der Sache nachzugehen. Er sei bei jedem Schritt an meiner Seite, sagte er. Seither tue ich, was ich kann. Ich hatte gehofft, du könntest mir einen Hinweis geben. Ich möchte eine Antwort. Mir ist egal, wie sie lautet, aber ich wüsste sie gern, bevor meine Zeit abgelaufen ist.«

Grant hielt inne, und Tyler kippte

schnell den Rest seines Biers hinunter. Jess sah den Zweifel in ihren Augen, als sich ihre Blicke kreuzten. Tyler warf die Flasche in den Recyclingeimer.

»Ich nehme dieses Stück gern mit zu Gordian und drehe es gründlich durch die Mangel. Aber ich kann dir schon jetzt sagen, dass die Ergebnisse uns nicht weiterbringen, es sei denn, es ist aus einem unbekannten Material gemacht.«

»Hast du es schon einmal jemandem gezeigt?«, erkundigte sich Grant. »Die Typen, die dich heute

besucht haben, müssen doch irgendwie davon Wind gekriegt haben.«

Fay sah ihn verlegen an.

»Die Schießerei heute muss mich doch aus dem Konzept gebracht haben, sonst hätte ich es bestimmt schon längst erzählt. Als ihr sagtet, ihr könntet erst in drei Monaten kommen, dachte ich, es würde niemandem wehtun, wenn ich an dem alljährlichen UFO-Festival in Roswell teilnehme. Vielleicht würde ich ja etwas von den Leuten dort erfahren, obwohl viele von ihnen

komplett durch den Wind sind.«

»Mit wem hast du gesprochen?«

»Mit Gott und der Welt. Neunzig Prozent hatten nicht alle Tassen im Schrank, und ihre Geschichten waren haarsträubend. Ein fürchterlicher Quatsch. Aber es waren auch Dozenten und Autoren da, die sich seit Jahren mit dem Absturz befassen.«

»Zeigte sich einer von ihnen an deiner Geschichte besonders interessiert?«

»Klar doch. Ob sie mir geglaubt haben, weiß ich natürlich nicht, aber

interessiert waren eine Menge Leute.«

»Hast du etwas von deinen Fundstücken gesagt?«

»Verklausuliert.«

»Es wurde sogar ein Video gedreht«, bemerkte Jess.

»Was für ein Video?«

»Ich kann es euch nach dem Essen zeigen.«

»Weißt du etwas über das bunte Metall, hinter dem die beiden Männer her waren?«, erkundigte sich Tyler.

Fay zuckte mit den Schultern. »Nie

gesehen.«

»In deinem Haus hast du von mehreren Sachen gesprochen. Ist das zweite auch ein Trümmerstück?«

»Nein, aber es hängt mit dem Absturz zusammen.«

Fay holte ihren wahren Schatz hervor, eine ramponierte Holztafel in einer Plastikhülle.

Sie reichte sie Tyler, der sie hin und her drehte. Seine Augen leuchteten auf, als er erkannte, was in das weiche Holz eingeritzt war. Jess war nicht überrascht, dass er wusste, worum es sich drehte.

»Wo ist das her?«

»Von Roswell. Ich bekam es an dem Tag, als ich das Trümmerteil aufhob.«

»Du hast es zwischen den Wrackteilen gefunden?«

Fay warf Jess einen fragenden Blick zu. Sie nickte aufmunternd.

»Es wurde mir gegeben. Von einem Außerirdischen, der nach dem Absturz noch eine kurze Weile lebte.«

Grant, der gerade trank, hustete, als ihm das Bier in die falsche Röhre geriet.

»Entschuldigung, hast du eben Außerirdischer gesagt?«, fragte er.

Tyler runzelte die Stirn und schwieg. Jess freute sich, dass er die Antwort ihrer Großmutter nicht einfach als Unsinn abtat, sondern bereit war, ihr weiter zuzuhören. Sie nahm zwei Teller vom Tisch und forderte Grant mit einem Nicken auf, ihr mit den beiden anderen zu folgen.

»Gehen wir mit unseren Broten ins Esszimmer«, sagte sie. »Dort wird Nana euch eine Geschichte erzählen.«

9. KAPITEL

»Ich galoppierte über die Grasebene. Der Wind schlug mir ins Gesicht. Ein Gewitter zog herauf, und ich wollte unbedingt schneller sein. Es wurde bereits dunkel, mein Vater würde bald nach mir Ausschau halten, und wenn er merkte, dass ich mit Bandit ausgeritten war, ohne meine Pflichten auf der Farm erledigt zu haben, würde er mir das Fell gerben. Besser, jetzt noch schnell nach Hause zu reiten, dachte ich, auch

wenn es riskant war.

In wenigen Tagen musste ich alles hinter mir lassen, was ich seit meiner Geburt kannte. Mein Vater hatte nämlich vor, in Neuseeland in der Nähe des Wakatipu Sees Verwalter auf der Ranch eines Cousins zu werden. Das Allerschlimmste für mich war, dass ich Bandit nicht mitnehmen durfte. Ich hatte mich mit Händen und Füßen dagegen gesträubt, aber nichts, was ich vorbrachte, hatte meinen Vater dazu bewegt, seine Meinung zu ändern. Also blieb mir nur, vor der Abreise

so viel Zeit wie irgend möglich auf meinem geliebten Pferd zu verbringen. Ob es meinem Vater passte oder nicht – ich ritt jeden Abend aus. Er würde jedoch wütend werden wie noch nie, wenn ich in ein Gewitter geriet. In Minutenschnelle konnten sich nämlich die Arroyos mit Blitzfluten füllen, und um nach Hause zu gelangen, musste ich jede Menge davon durchqueren.

Über mir ballten sich dicke schwarze Wolken, und grelle Blitze zuckten in kurzen Abständen über den Himmel. Bis zur sicheren

Scheune waren es noch über fünfzehn Kilometer. Ich würde völlig durchweicht ankommen, und wenn ich triefend nass und nach Pferd riechend ins Haus kam, würde mein Vater sofort Lunte riechen und mir mit dem Gürtel den Hintern versohlen. Ich gab Bandit die Fersen, damit er sein Tempo noch weiter steigerte.

Da vernahm ich auf einmal einen Ton, der die stampfenden Pferdehufe übertönte. Er kam von Westen her, was hinter mir lag. Anfangs war es nur ein Summen, es

wurde aber immer lauter. Für Donner war es zu gleichmäßig, es klang eher nach einem Motor, aber niemand wäre so verrückt, dachte ich, mit einem Lastwagen durch dieses holprige Gelände zu fahren. Ich schaute über die Schulter, die Ebene war verlassen – bis zum Horizont. Als der Lärm noch lauter wurde, merkte ich endlich, dass er nicht hinter mir, sondern über mir war. White Sands Proving Ground lag nur knapp fünfzig Kilometer weit von uns entfernt. Meine Freunde hatten sich oft darüber unterhalten,

dass die Flugzeuge, die man gelegentlich hoch am Himmel sah, zu dem Stützpunkt flogen. Vor zwei Jahren hatte ich sogar in der Ferne einen Knall gehört. Später hatte mein Vater erklärt, es wäre eine Atombombe gewesen. Wir Kinder waren ganz schön aus dem Häuschen, als die Neuigkeit öffentlich bekannt wurde. Eine Geheimwaffe, die eine ganze Stadt auslöschen konnte, war so ziemlich das Aufregendste, was wir uns vorstellen konnten. Aber was ich gerade hörte, war keine Bombe, es

waren auch keine dröhnenden Propeller. Es klang mittlerweile wie ein schrilles Jaulen, als würden tausend Trompeten auf einmal kreischen. Und es hielt genau auf mich zu.

Ich zog heftig die Zügel an, und Bandit kam wiehernd zum Stehen. Ich sah hinauf zu den niedrigen Wolken. In diesem Augenblick schienen sie beiseitezugleiten, und ein fliegendes Etwas näherte sich heulend. Mir blieb vor Staunen der Mund offen stehen, gleichzeitig versuchte ich, Bandit am

Durchgehen zu hindern. Eine riesige silberne Scheibe hielt direkt auf mich zu. Ich wusste nicht, wohin ich hätte fliehen können, deshalb blieb ich, wo ich war. Die fliegende Scheibe hatte keine Propeller, nur zwei schwarze Öffnungen auf beiden Seiten. Sie schien mir breiter als ein Fußballplatz.

Bevor ich mich für eine Richtung entschieden hatte, dröhnte es ohrenbetäubend laut über mir. Bandit bäumte sich auf und warf mich ab. Während ich durch die Luft segelte, sah ich, dass der

Flugkörper, den ich für eine Scheibe gehalten hatte, in Wirklichkeit die Form eines länglichen Flügels ohne Rumpf hatte. Mein Aufprall auf dem Boden bereitete meinem Hintern weit mehr Schmerzen als jede Tracht Prügel meines Vaters. Ich rollte weiter, bis ich außer Reichweite der Hufe war, denn Bandit hatte panische Angst. Gerade als ich den Kopf hob, bohrte sich der silberne Flügel, vielleicht einen halben Kilometer vor mir, in den Boden, Erde spritzte zum Himmel, dann kam alles zum Stillstand. Der jaulende

Ton verstummte nicht, aber nichts bewegte sich mehr. Ich zuckte zusammen, als ich aufstehen wollte, so sehr hatte mein Steißbein gelitten, aber davon abgesehen fehlte mir nichts. Ich beruhigte Bandit mit gurrenden Lauten, bis er zu mir kam. Dann stieg ich auf und ritt zögernd auf den regungslosen Flugkörper zu.

Ich wusste, dass ich eigentlich nach Hause reiten sollte, um Bescheid zu sagen, was passiert war, aber meine Neugier siegte über meine Vernunft. Mein Vater hatte mich einmal auf einen Flugplatz mitgenommen, um

mir die Flugzeuge der Armee zu zeigen. Sie waren alle mit weißen Sternen bemalt gewesen, und Nummern hatten sie auch gehabt. Das Ding, das vor mir lag, hatte keine Markierungen.

Bei dem Flugkörper angekommen stieg ich ab und band Bandit an einen Busch. Jetzt erst konnte ich seine riesigen Ausmaße sehen. Ich fuhr mit der Hand über seine glatte Außenhaut. Das Metall fühlte sich kalt an. Das gesprungene Stück Glas auf der Erde bemerkte ich erst, als ich genau danebenstand. Nein, Glas

schien es nicht zu sein, dachte ich, denn es waren keine Scherben, aber es war durchsichtig wie eine Fensterscheibe. Ich sah hoch und fand die Stelle, wo das Stück hingehörte. Der Metallrahmen war durch die Wucht des Aufpralls gerissen. Obwohl das vordere Ende des Flugkörpers in der Erde steckte, ragte es hoch über mir auf, ich konnte nicht hineinblicken.

Nun wünschte ich mir, ich wäre nicht abgestiegen, sondern auf Bandit sitzen geblieben. Mein Herz raste, während ich mit mir rang.

Wenn jemand verletzt war, musste ich ihm helfen, aber ich hatte Angst vor dem, was ich vorfinden würde. Durch das Leben auf der Ranch war ich mit Tod und Unfällen vertraut. Ich hatte gebrochene Knochen gesehen, Leute oder Tiere, die sich aufgespießt hatten, und auch verwesene Schafe, die man erst nach einer Woche gefunden hatte. Aber das hier war etwas anderes. In dem Ding konnten verletzte Menschen sein.

Ich war hart im Nehmen, dafür hatte mein Vater gesorgt. Er hatte

mich zu seinem Sohn gemacht, nachdem mein Bruder gestorben war. Ich war damals zwei Jahre alt gewesen. Er nahm mich zum Schießen und zum Fesseln der Schafe mit. Er hatte mir beigebracht, wie man ein Schaf schert, wie man auf Jagd geht und wie man angelt. Ich redete mir ein, für alles gewappnet zu sein, was ich in dem Ding entdecken würde, und dann würde ich nach Hause reiten. Ich benötigte nur einen Moment für meine Erkundungen, dachte ich.

Gerade hatte ich meine

Lederhandschuhe um den geborstenen Rahmen gelegt, um mich nach oben zu ziehen, als eine silberne Hand daraus hervorschoss und mich am Handgelenk packte. Ich ließ los und fiel schreiend zu Boden. Ich schrie noch yellender, als ich den Kopf sah, der aus der Luke spähte. Er war doppelt so groß wie ein normaler, hatte zwei runde schwarze Augen und einen breiten Schlitz, wo der Mund hätte sein sollen. Eine Nase besaß das groteske Gesicht nicht. Ich schrie noch einmal laut auf, als das Geschöpf durch die

Öffnung stieg und schwer atmend neben mir auf die Knie fiel. Blaue Flüssigkeit rann aus seinem Bauch. Es legte seine Hände mit den drei Fingern an den Kopf und rüttelte daran, als wollte es sich enthaupten. Nach kurzer Zeit gab es auf und sank auf alle viere. Es sagte etwas, das ich nicht verstand. Perplex schüttelte ich den Kopf. Bevor ich mich davonmachen konnte, warf sich das Wesen nach vorn und packte mich am Bein. Vergeblich versuchte ich, mich zu befreien. Es kroch auf mich zu und nahm mich bei der

Hand. Ich hatte maßlose Angst und war felsenfest davon überzeugt, dass es mich gleich fressen würde. Stattdessen stand es auf und zog mich ebenfalls hoch. Ohne meine Hand loszulassen, hüpfte es zu Bandit hinüber. Es brabbelte fortwährend, als würde es sich schrecklich fürchten. Als wir Bandit erreicht hatten, klopfte es dem Pferd auf den Hals und warf mich in den Sattel. Zu meiner Bestürzung kletterte es hinter mich und ergriff die Zügel. Geschickt brachte es Bandit in einen leichten Galopp. Erst

jetzt hörte ich, dass das Jaulen des Flugkörpers lauter und lauter wurde. Wir galoppierten über die Ebene in Richtung eines Abhangs, der zu einem Arroyo hinunterführte. Aus irgendeinem Grund versuchte das Wesen, so viel Abstand wie möglich zwischen uns und das abgestürzte Ding zu bringen.

Blitze zuckten am Himmel, Sekunden später folgten die Donnerschläge. Das Gewitter würde bald genau über uns sein. Am Hang stieg das Wesen ab und zog mich vom Pferd, führte mich in das

trockene Flussbett hinunter, in dem bald die Wassermassen des Gewitters tosen würden. Es schob mich gegen die steil aufragende Wand der Schlucht und bedeckte meinen Körper mit seinem. Genau in diesem Moment zerrissen tausend Donnerschläge die Luft. Es war eine gigantische Explosion. Nicht entführt hatte das Wesen mich, sondern gerettet.

Um uns her regnete es Trümmerstücke, aber keines war so groß, dass es mich oder das Pferd verletzte. Nach einer Minute rollte

sich das Ding auf den Rücken. Es schnaufte angestrengt. Mit zitternder Hand griff es nach hinten und holte etwas aus einem versteckten Beutel hervor. Es drückte mir einen Gegenstand in die Hand. Ich hatte keine Angst mehr vor meinem Retter. Erstaunt sah ich eine verwitterte Holztafel, nicht größer als ein Schulbuch. Darauf war ein Dreieck mit einem großen Punkt links neben einer Schlangenlinie abgebildet, die von der Mitte des Dreiecks ausging. Auf der Rückseite waren eine Spinne, ein

Vogel, ein Affe und ein Mensch zu sehen. Ich sah das Wesen an.

›Soll ich das jemandem geben?‹

Es deutete auf mich. Das Geschenk war für mich bestimmt.

›Vielleicht der Armee?‹

Bei dem Wort schüttelte es heftig Kopf und Schultern und deutete wieder auf mich. Das Stück Holz war ganz alleine für mich bestimmt. Dann sprach das Wesen mit einer so verzerrten Stimme, dass ich es kaum verstehen konnte.

›Ra panoi pre wodat kazai nobi um.‹

Ich schüttelte den Kopf. Es klang wie Chinesisch für mich.

›Ich verstehe Sie nicht.‹

Es wiederholte den Satz langsam.

›Ra panoi pre wodat kazai nobi um.‹

Es machte Zeichen, dass ich den Satz nachsprechen sollte. Nach drei Mal konnte ich es fehlerfrei. Mit zitternder Hand malte das Wesen eine Figur in den Sand. Es war ein stehendes Rechteck. Es schrieb ein K, ein E, dessen Beinchen rückwärts zeigten, und ein T hinein. Weiter kam es nicht, es war zu schwach. Es

hob eine Hand zu meinem Gesicht. Ich wich nicht zurück. Es streichelte einmal meine Wange, dann fiel es hin. Das Zittern hörte auf, der schwere Atem kam abrupt zu einem Ende. Das Wesen, das mir das Leben gerettet hatte, war tot. Ich weinte, dass es so plötzlich gestorben war, und kauerte mich über den regungslosen Körper, bis ein Wolkenbruch meine Tränen wegusch. Bleiben konnte ich nicht, und ich konnte den schweren Körper nicht heben. Ich würde ihn liegen lassen müssen, wo er war. Offenbar

sollte ich nicht melden, was geschehen war, aber ich konnte den Leichnam nicht einfach den Kojoten überlassen. Ich wusste, dass unser Vorarbeiter jeden Donnerstag den Zaun der Farm überprüfte. Morger früh würde er mit seinem Begleiter in diese Richtung reiten. Ich würde ihnen Hinweise hinterlassen, die sie an diese Stelle führten.

Ich stieg auf Bandit und warf einen letzten Blick auf das Wesen, das nun so schwach und gar nicht mehr bedrohlich an der Wand des Flussbetts lag. Ich versetzte Bandit

einen kleinen Stoß mit den Fersen, und er trottete im strömenden Regen aus dem Arroyo. Oben sah ich, dass von dem Flugkörper buchstäblich nichts übrig geblieben war. Die Erde war mit unzähligen Trümmerstückchen übersät. Ich hob ein Dutzend der silbrigen Metallreste auf und ritt mit Bandit auf den Zaun zu. Dabei ließ ich alle hundert Meter ein Stück fallen. Das glänzende Material würde den Weg weisen. Am Zaun warf ich die letzten Wrackteile hin. Dort würden sie mit Sicherheit entdeckt. Zwei

Überbleibsel behielt ich und versteckte sie unter meinem Hemd. Eines war ein gebogenes Stück, um dessen scharfe Zacken ich mein Bandana gewickelt hatte. Das andere war das seltsame Stück Holz mit den eingeritzten Zeichen. Ich nahm mir vor, niemandem zu erzählen, was ich erlebt hatte. So wie das Wesen auf mich gedeutet hatte, schien es mir, als würde mich jede Menge Ärger erwarten, wenn ich meine Geschichte preisgab. Spülte die Flut das Wesen nicht weg, würden die Leute von der Farm

es finden. Sie würden auch die Trümmer finden und die Behörden benachrichtigen. Ich stellte mir vor, wie der außerirdische Flugkörper für Gesprächsstoff in Roswell sorgen würde.«

10. KAPITEL

Nachdem Fay geendet hatte, schwiegen alle. Tyler starrte auf seinen leeren Teller und dachte nach. Grant strengte sich sichtlich an, eine undurchdringliche Miene zu machen. Jess drehte ihr Messer in

den Fingern und hielt den Blick gesenkt.

»Warum hast du 1947 niemandem davon erzählt?«

»Ich hatte Angst. Als unser Vorarbeiter die Trümmer meldete, kam das Militär und behandelte ihn, als hätte er den Verstand verloren. Wenn man schon ihm nicht glaubte, warum dann einer Zehnjährigen? Ich weiß noch nicht einmal, was mit der Leiche geschehen ist. Vermutlich wurde sie zum Stützpunkt gebracht, du weißt schon, Area 51, ganz in unserer Nähe.«

»Aber vor ein paar Wochen bist du
zu m UFO-Festival gefahren.
Warum?«

»Seit fünf Jahren versuche ich
herauszufinden, was wirklich
geschehen ist. Ich war in einer
Sackgasse. Ich hatte nichts zu
verlieren. Dachte ich.«

Tyler fühlte ihre Augen auf sich
ruhen.

»Du glaubst mir nicht.«

Er fuhr sich mit den Fingern durchs
Haar.

»Fay, ich mag dich«, begann er.

»Oje, das klingt nicht gut.«

»Glaubst du wirklich, dass du einem Außerirdischen begegnet bist?«

»Er sah so aus, wie man es immer hört und liest: Sein Körper war grau, der Kopf riesig, die schwarzen Augen standen hervor, und der Mund war ein Schlitz.«

»Glaubst du an diese Geschichten?«

»Du glaubst jedenfalls nicht an UFOs und Außerirdische.«

»Natürlich gibt es UFOs. Das sind unidentifizierte Flugobjekte. Sobald man nicht weiß, was am Himmel

fliegt, ist es ein UFO. Deshalb handelt es sich aber noch lange nicht um ein Raumschiff von einem anderen Planeten.«

»Wie kannst du dir so sicher sein?
»Es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, Horatio, als eure Schulweisheit sich träumen lässt.«

»Klingt bekannt«, sagte Grant zu Tyler, der die Augen zusammenkniff und überlegte, aus welchem Stück von Shakespeare das Zitat stammte.

»Hamlet, erster Akt«, erklärte Jess. Zu Tyler gewandt fragte sie: »Hast du am MIT eigentlich jemals einen

Literaturkurs belegt?«

»Einen einzigen. Science Fiction und Fantasy. Ich kann dir eine großartige Analyse des menschlichen Drangs zur Selbstzerstörung in ›Lobgesang auf Leibowitz‹ liefern.«

»Du bist also ein Science-Fiction-Fan, der nicht an Außerirdische glaubt«, sagte Fay.

»Mir kommt es auf den fiktiven Anteil an. Es ist durchaus möglich, dass es in anderen Gegenden des Universums Leben gibt. Es ist sogar wahrscheinlich, dass darunter

fühlende und denkende Lebensformen sind. Die Astronomen finden tagtäglich neue Planeten. Irgendwann werden wir feststellen, dass auf einigen die Voraussetzungen für Leben gegeben sind.«

»Warum ist es dann so unmöglich, daran zu glauben, dass irgendwelche Zivilisationen der Erde einen Besuch abgestattet haben?«

»Ich habe nicht gesagt, dass es unmöglich ist. Völlig ausschließen würde ich es nie. Shakespeare hat recht, niemand weiß alles. Aber ich

bin auch Wissenschaftler. Ich urteile nach der Beweislage. Bisher gibt es keine unanfechtbaren Videos, Fotos oder Sachbeweise, dass uns Raumschiffe besucht haben.«

»Haben wir denn keine Tarnkappenflugzeuge, die man auf dem Radarschirm nicht orten kann?«

»Doch.«

»Warum sollen Außerirdische nicht etwas Ähnliches haben, das vielleicht noch fortschrittlicher ist?«

»Grundsätzlich ist das möglich«, räumte Tyler ein, »aber das bringt uns zu einem anderen Thema. Nach

heutiger Erkenntnis kann man nicht schneller als das Licht reisen. Eine außerirdische Zivilisation würde Raumschiffe schicken müssen, die Abertausende von Jahren unterwegs wären, bis sie hier ankämen.«

»Vielleicht haben sie es ja getan«, sagte Fay.

»Warum landen diese Schiffe immer in Kleinkleckersdorf, wo sich Fuchs und Hase gute Nacht sagen? Nichts für ungut.«

»Schon recht. Vielleicht hat sich herumgesprochen, dass die Menschen den Finger leicht am

Abzug haben, und sie wollen erst einmal das Terrain sondieren. Vielleicht halten sie sich seit Hunderten oder Tausenden von Jahren in unserem Sonnensystem auf und beobachten uns.«

»Warum denn das?«

»Womöglich warten sie ab, ob wir uns irgendwann umbringen. Dann könnten sie einfach anrücken.«

»Sie warten seit Jahrtausenden und haben das nie in irgendeiner Weise kundgetan?«

»Doch«, sagte Fay. »Ich habe das Fach zwar nicht studiert, aber ich

befasse mich seit Jahren damit. Die Ähnlichkeiten zwischen den Weltkulturen sind geradezu unheimlich, von der simultanen Entwicklung bahnbrechender Technologien bis zu Bauwerken wie den Pyramiden der Ägypter, der Inka, der Maya, der Kambodschaner und der Inder. Ich war überall und habe sie mit eigenen Augen gesehen. Man kann diese auffälligen Übereinstimmungen nicht einfach als Zufall abtun. Ich kann es kaum glauben, dass die Menschheit so aufwendige Bauten mit den

primitiven Mitteln errichtete, die ihr zur Verfügung standen.«

»Du hast keine hohe Meinung von unserem Erfindergeist. Die Menschen sind gewitzt. Auch ich habe mich in der Welt umgesehen und Dinge entdeckt, die man erst glaubt, wenn man sie gesehen hat.«

»Und was ist mit meinem Erlebnis?« Fay klang genervt.
»Willst du sagen, dass ich mir das alles aus den Fingern sauge?«

»Fay, ich will nicht herablassend klingen, aber das Ganze liegt fünfundsechzig Jahre zurück. Du

warst zehn und hattest
wahrscheinlich noch nichts von der
Welt gesehen. Dir kam alles Fremde
exotisch vor. Ich bin sicher, du hast
etwas erlebt, das du nicht verstanden
hast, aber dadurch wird es noch
lange nicht zu einer fliegenden
Untertasse aus einer anderen Welt.«

»Was war es dann? Ein
Wetterballon?«

»Es klingt nach einem Flugzeug.«

»Und der Außerirdische?«

»Klingt nach einem Mann in einem
Fliegeroverall.«

»Warum habe ich nicht verstanden,

was er gesagt hat?«

»Vielleicht war er verletzt und konnte nicht mehr richtig reden«, meldete sich jetzt Grant zu Wort.

»Ich habe ein paar Gehirnerschütterungen gehabt, danach konnte ich eine Weile kaum meinen eigenen Namen aussprechen.«

»Und das blaue Blut?«

»Bist du dir ganz sicher, dass es nicht einfach Wasser war?«, erwiderte Tyler. »Du hast doch selbst gesagt, dass ein Gewitter heraufzog.«

»Es war kein Wasser. Es war leuchtend blau. Wie Glasreiniger.«

Tyler wandte sich an Jess. Er wusste, es fiel ihr ebenfalls schwer, an Außerirdische zu glauben. Es war Zeit, dass sie Farbe bekannte.

»Was hältst du von der Geschichte?«.

Jess räusperte sich. »Wenn ich ehrlich sein soll, finde ich sie reichlich fantastisch, und lange Zeit habe ich sie nicht geglaubt.«

Bekümmert blickte sie zu ihrer Großmutter. »Tut mir leid, Nana.«

»Aber jetzt glaubst du sie?«

»Ich weiß nicht, was ich glauben soll. Diese Männer jedenfalls sind davon ausgegangen, dass Nana etwas hat, wofür sich selbst ein Mord lohnt.«

»Fay, du hast gesagt, dass du auf einem Video zu sehen bist. Kannst du es uns zeigen?«

»Wir können es auf meinem Laptop ansehen«, sagte Fay und ging ihn holen. Sie setzten sich um sie herum, während sie das Video auf YouTube lud. Der Username lautete UFOseeker 0747. Es war über fünfzehntausend Mal aufgerufen

worden.

»Wer hat es aufgenommen?«, fragte Tyler.

»Ein junger Mann namens Billy Raymond, der es für seinen UFO-Blog haben wollte«, antwortete Fay.

»Auf dem Festival interviewte er Besucher. Ich bin nur eine Minute zu sehen.«

Jess übersprang die ersten fünf Minuten. Dann sah man den Interviewer, der vor einem Hintergrund sich drängelnder Menschen ein Gespräch mit einer Frau in einem fließenden Kaftan

beendete, der mit Sternen übersät war. Nach ihr war Fay an der Reihe.

»Das ist Fay Turia«, stellte der junge Mann sie vor. »Haben Sie jemals eine Begegnung mit UFOs oder Außerirdischen gehabt?«

»Ja, in der Tat«, antwortete Fay. »Ich war bei dem Absturz hier in Roswell dabei und traf einen verletzten Außerirdischen, der mir ein Artefakt schenkte. Ich schreibe gerade ein Buch darüber.«

»Sie waren hier? Erstaunlich! Können Sie mir etwas über den Vorfall oder das Artefakt sagen?«

»Noch bin ich nicht so weit. Ich besitze auch ein Trümmerstück. Ein Experte wird es sich bald ansehen, und seine Ergebnisse werde ich in meinem Buch veröffentlichen.«

Plötzlich überkamen Tyler Schuldgefühle, dass er nicht früher auf Fays Bitte reagiert hatte. Vielleicht würde ihr Haus dann jetzt noch stehen.

»Heraus mit der Sprache! Ich platze fast vor Spannung! Können Sie uns nicht wenigstens einen Hinweis geben, was Sie erlebt haben, um meine Zuschauer davon zu

überzeugen, dass Sie wirklich dabei waren?«

»Ich könnte Ihnen vielleicht sagen, was der Außerirdische zu mir gesagt hat«, kam es zögernd von Fay.

»Der Außerirdische hat mit Ihnen gesprochen? Was hat er gesagt?«

»Ra panoi pre wodat kazai nobi um.«

»Mm. Haben Sie eine Ahnung, was das heißen könnte?«

»Ich hatte gehofft, hier jemanden zu finden, der das weiß.«

»Und?«

Fay schüttelte den Kopf.

»Ich hoffe, Sie finden des Rätsels Lösung. Das Buch wird bestimmt unglaublich. Ich kann es kaum erwarten. Wenn es erscheint, würde ich gern wieder ein Interview mit Ihnen machen.«

»Mit Vergnügen.«

Es folgte ein anderer Besucher. Jess hielt das Video an.

»Nachdem wir fertig waren«, sagte Fay, »nannte ich ihm meinen Namen, meine E-Mail und Adresse, aber ich habe nie wieder von ihm gehört. Ich fand den Blog und das Video nur, weil er den Dialog transkribiert hatte

und mein Name fiel.«

»Hast du jemanden gefunden, der wusste, was der Satz bedeutet?«, fragte Grant.

»Jeder kann sich das Video angesehen oder den Blog gelesen haben. Was du gesagt hast, ist vermutlich jemandem aufgefallen«, sagte Tyler.

»Aber es ergibt doch einfach keinen Sinn«, erwiderte Jess. »Das Trümmerstück, die Holztafel mit den eingeritzten Bildern, das opalisierende Metall, nach dem diese Männer sich erkundigt haben.

Warum sind sie wertvoll?«

»Für UFO-Jäger kommt mir das alles etwas überzogen vor«, bemerkte nun auch Grant.

Tyler nahm noch einmal Fays verwitterte Holztafel in die Hand und sah sich wieder die eingeritzten Figuren an. Eindeutig war auf der einen Seite eine Karte dargestellt, die ausreichend detailliert war, um mit ihrer Hilfe eine bestimmte Stelle zu finden. Es konnte sich um eine Stadt oder Insel handeln, aber ohne einen Ausgangspunkt war sie wertlos.

Tyler drehte das Stück Holz um und tastete die Ritzen ab.

»Wenn es kein Außerirdischer war, wie erklärst du dir die Tafel?«, fragte Fay.

Die vier primitiven Bilder stellten einen Affen mit einem geringelten Schwanz dar, eine Tarantel, einen Kondor mit ausgebreiteten Flügeln und eine Figur, die einen Arm hob und an einen Menschen erinnerte. Tyler hatte sie gleich erkannt, denn ihm war eine Fernsehserie aus seiner Jugend eingefallen, »Erinnerungen an die Zukunft«, in der es auch um

Spekulationen über die Botschaften ging, die in den Wüstensand Perus gescharrt waren. Die eintausendfünfhundert Jahre alten Bilder, von denen viele Hunderte von Metern groß waren, konnten in ihrer Gesamtheit nur aus der Luft gesehen werden. Eine Theorie lautete, die zahlreichen Tiersymbole, geraden Linien und breiten Wege seien geschaffen worden, um Außerirdischen mögliche Landeplätze anzuzeigen. Die vier Bilder auf Fays Tafel waren identisch mit dem alten

archäologischen Rätsel, den mysteriösen peruanischen Scharrbildern, die unter dem Namen Nasca-Linien bekannt waren. Für Fay stand fest, die Holztafel war ein Beweis, dass Außerirdische die Welt besucht hatten.

11. KAPITEL

Vince war unzufrieden. Seit er erfahren hatte, dass sie mit einer Militärmaschine fliegen mussten, mäkelte er an allem herum. Ein regulärer Flug von Los Angeles aus

wäre natürlich komfortabler gewesen, aber er hätte einen Batzen gekostet. Ihr Flug mit der C-17 sparte der Air Force nicht nur Geld, sondern sie konnten auch, ohne als zusätzliche Sicherheitskräfte aufzufallen, die Waffe im Blick behalten, die nach Pine Gap überführt werden sollte. Die Maschine würde in Honolulu Hickham Field eine Zwischenlandung einlegen und danach direkt nach Alice Springs weiterfliegen. Betankt würde sie

unterwegs in der Luft. Vince und Morgan saßen auf zwei Seitensitzen im Hauptfrachtraum. Die Kister waren an die Laderoste in der Mitte gekettet. Einige gehörten zu Kesslers Projekt, aber die meisten enthielten Maschinen und Material für den Stützpunkt. Außer Vince und Morgan gab es nur noch den Passagier Josephson, einen Laborassistenten, der auf einem Sitz am anderen Ende schlief.

»Warum konnten wir nicht mit Kessler und seinem Team fliegen?«

»Ausgebucht«, erwiderte Morgan,

ohne von ihrem E-Book aufzusehen. Sie hatte alle Werke von Jane Austen und Charles Dickens geladen, genug, um sie für eine Weile zu beschäftigen. Es gab kein besseres Mittel gegen Stress, fand sie, als tief in die englische Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts einzutauchen.

»Wie mir das stinkt!«, meckerte Vince. »In einem Flieger kriegst du wenigstens was zu essen, und einen Film kannst du dir auch ansehen.«

»Ich hatte doch gesagt, nimm ein paar Bücher mit.«

»Ich wollte mir DVDs ansehen, aber ich habe vergessen, meinen Laptop aufzuladen, und hier gibt es keine Steckdosen.«

»Pech gehabt.«

»Und der Flugbegleiter hält sich für einen Komiker.« Vince imitierte die schleppende Rede des Lademeisters aus Alabama: »Unter Ihrem Sitz ist eine Rettungsweste, aber wenn die Maschine ins Meer stürzt, kommen wir sowieso alle um, also machen Sie sich keine Gedanken.«

»Klingt, als würdest du dir welche machen. Er hat gesagt, lass es.«

»Wenn ich was für Wasser übrig hätte, würde ich für NCIS arbeiten.«

»Dann schlaf halt.«

»Schlafen? Auf diesen Sitzen? Klar doch! Und wenn ich acht Stunden geschlafen habe, was mache ich dann während der restlichen zwölf?«

»Du könntest weitermeckern. Darin bist du einsame Spitze.«

Vince verschränkte beleidigt die Arme über der Brust. Ganze fünf Minuten hielt er den Mund. Gerade hatte Elizabeth Bennet einen überaus wichtigen Brief von Mr Darcy erhalten, als er schon wieder

loslegte.

»Mir wäre wohler, wenn wir die Waffe vom Flughafen nach Pine Gap begleiten würden.«

»In dem Lastwagen sind vier bewaffnete Leute. Was für einen Unterschied würdest du da noch machen?«

»Wir könnten in unserem eigenen Wagen folgen.«

»Der Lastwagen sieht stinknormal und unauffällig aus. Ein Auto, das hinter ihm herfährt, würde nur Aufmerksamkeit erregen.«

»Glaubst du, die undichte Stelle ist

ein Australier?«

»Darüber sollten wir uns nur unterhalten, wenn wir nicht belauscht werden können.«

Vince musterte den Frachtraum.

»Wo glaubst du, haben sie die Wanzen versteckt?«, fragte er laut flüsternd.

Ganz unrecht hatte er nicht, sich über Morgan lustig zu machen. Viel sicherer als an Bord eines Frachtflugzeugs der US Air Force konnten sie kaum sein. Die Triebwerke röhren so laut, dass Josephson sie nicht hätte hören

können, selbst wenn er wach gewesen wäre. Und wenn sie erst einmal in Australien waren, hatten sie nicht mehr viel Zeit, über ihr weiteres Vorgehen zu beraten. Mit einem Seufzer schloss Morgan ihr E-Buch.

»Es kann sowohl ein Amerikaner als auch ein Australier sein.«

Seit sie die anonymisierte Botschaft entdeckt hatten, waren sie auf der Suche nach dem Absender. Sie hatten die Herkunft, die Beziehungen und die möglichen Motive aller Projektmitarbeiter unter

die Lupe genommen. Auf der amerikanischen Seite war die Spur kalt.

»Vielleicht sollten wir das Motiv in den Mittelpunkt stellen.«

Morgan nickte. »In Ordnung. Ich tippe auf Geldgier.«

»Möglich. Es gibt ein Dutzend Länder, die bereit wären, die neue Technologie zu erwerben. Aber niemand aus dem Team scheint finanziell so sehr in der Klemme zu stecken, dass er sein Land für Geld verraten könnte.«

»Und niemand besitzt verdächtige

Guthaben. Aber ganz ausschließen können wir das Motiv trotzdem nicht, denn viele Leute sind gewieft genug, um ein geheimes Auslandskonto zu besitzen.«

»Dummerweise wissen wir ja auch nicht, ob die Waffe gestohlen werden soll, ob jemand hinter der Technologie her ist oder ob der Test sabotiert werden soll.«

»In Gefahr ist sie eigentlich erst ab Pine Gap«, überlegte Morgan laut.

»Wieso das?«

»Weil sich dort das Xenobium befindet. Und zwar die einzige Probe

auf der ganzen Welt. Ohne Xenobium ist Killswitch unbrauchbar.«

»Xenobium. Bei dem Namen muss ich immer an ein Mittel gegen Sodbrennen denken. ›Xenobium – die Hilfe ist nicht weit‹. Was meinst du, worum es sich dabei handelt?«

»Ich weiß nicht genug darüber, um zu spekulieren.«

»Zum Spekulieren brauchen wir keine Infos.«

Morgan musterte die zwei Meter lange Kiste. »In Australien gibt Kessler uns einen kurzen

Überblick.«

Sie wussten nur, dass die Waffe völlig neu war, durch einen elektromagnetischen Impuls Elektronik verbrutzelte und besagtes Xenobium, was immer es war, die Explosion auslösen sollte.

»Von dem Xenobium war in dem Forum keine Rede«, erklärte Morgan. »Möglich, dass jemand die Pläne für die Waffe verkaufen will und das Xenobium unterschlagen hat, weil er auf zwei Hochzeiten gleichzeitig tanzen will.«

Vince grunzte missbilligend. »Du

meinst, eine wertlose Waffe verkaufen? Das klingt nach Selbstmord.«

»Vielleicht gibt es Leute, die nur wissen wollen, wie sie funktioniert. Sie brauchen die Pläne, um die Waffe nachzubauen.«

»Und wo holen sie noch mehr von dem Xenobium her?«

Morgan schüttelte den Kopf, sagte aber nichts.

»Es könnte natürlich alles nur ein Zufall sein, und wir machen gerade auf Kosten des amerikanischen Steuerzahlers einen Ausflug nach

Australien.«

»Das meinst du doch nicht ernst?«

Vince lächelte. »Nein. Und du auch nicht. Also, wie gehen wir vor?«

»Wir könnten gleich nach unserer Ankunft mit der Befragung des Teams beginnen. Vielleicht verliert jemand die Nerven.«

»Und ich überprüfe noch einmal die Sicherheitsmaßnahmen für den Transport von Pine Gap zum Testgelände. Sollte jemand die Waffe tatsächlich stehlen wollen, wäre das der ideale Zeitpunkt, weil das Xenobium zum ersten Mal bei

der Waffe und außerhalb einer Sicherheitszone ist.«

Vince schwieg. Er seufzte. Nach zwei weiteren Seufzern erbarmte sich Morgan und ließ ihm ihren Laptop, damit er sich eine DVD ansehen konnte. Als Vince sie angestellt hatte und dadurch endlich abschaltete, kehrte Morgan zu ihrem Roman zurück. Doch obwohl sie sich sehr bemühte, von Neuem in die Intrigen des britischen Landadels einzutauchen, wanderte ihr Blick immer wieder zu der Kiste mit dem Killswitch.

12. KAPITEL

Wladimir Koltschew saß vor seinem Laptop an einem Metallschreibtisch im Büro der ehemaligen Umladestation in Alice Springs und sah sich zum zweiten Mal ein Video der Nachrichtensendung aus Queenstown an. Nach den schwelenden Ruinen des Hauses von Fay Turia war eine mit einem Tuch bedeckte Leiche zu sehen, hinter der ein umgestürztes Jetboot lag. Bei dem Gedanken, dass seine Leute eine Routineoperation mit dem

Leben bezahlt hatten, biss er sich ärgerlich auf die Lippen. Während die Moderatorin ihren Bericht fortsetzte, verließen zwei Männer die Polizeiwache. Der erste war ein schwarzer Hüne in einem grellen Parka. Vorgestellt wurde der Kahlkopf mit dem bulligen Nacken als Grant Westfield, Elektroingenieur und Exprofiringer mit dem Spitznamen The Burn. Der Weiße war ein gewisser Tyler Locke, auch er Ingenieur bei einem Unternehmen namens Gordian

Engineering. Wladimir war erstaunt gewesen, dass seine Leute so leicht unterlegen waren, bis er Locke und Westfield gesehen hatte. Sie stiegen in einen silbernen Audi und fuhren los, ohne sich den fragenden Reportern zu stellen.

Auf der Internetseite von Gordiar las er die knappen biografischen Angaben über die beiden. Wie er vermutet hatte, waren sie bei der Armee gewesen und mit mehreren Orden ausgezeichnet worden. Lockes Spezialgebiet waren Sprengstoffe und Westfields

Systemversagen und Abriss. Es stand zwar nicht auf der Homepage von Gordian, aber Wladimir entdeckte, dass die beiden bei der Auffindung der Arche Noah und dem Grab des Königs Midas ihre Hand im Spiel gehabt hatten. Alte Menschheitsrätsel waren anscheinend ein weiterer Interessenschwerpunkt der beiden. Vielleicht hatte Fay Turia sie wegen ihrer Holztafel angeheuert. Er hatte also doch den richtigen Riecher gehabt, als er den Blog dieses Verschwörungstheoretikers

durchgelesen hatte. Gut, dass er das Suchprogramm installiert hatte, das in Verbindung mit Roswell nach Xenobium in allen möglichen Schreibvarianten suchte. Das Video mit Fay Turias Interview war als Treffer zurückgekommen.

Sein Maulwurf beim Projekt Lightfall bildete sich ein, das australische Xenobium wäre das letzte Stück auf der Welt, aber er wusste, dass die alte Nasca-Kultur in Peru irgendwo unter ihren gigantischen Wüstenscharrbildern noch welches versteckt hatte, nur

hatte er keine Ahnung, wie er es finden sollte.

Dimitri klopfte an die offene Tür.

»Wir sind fertig.«

Wladimir schloss seinen Laptop und folgte seinem Freund zu dem Hänger in der vordersten Ladebucht. In seinem Frachtraum waren vier mit ANFO-Kügelchen gefüllte Fässer am Boden befestigt worden. Zwei Stücke Plastiksprengstoff lagen neben jedem Fass. Außer Dimitri sahen noch vier weitere Männer zu, wie der Elektriker Gurewitsch gerade letzte Hand an die Drähte

legte. Wladimir begutachtete seine Arbeit. Alles schien korrekt angeschlossen zu sein.

»Machen wir einen Test«, befahl er.

Während er darauf wartete, dass der Elektriker die letzten Vorbereitungen traf, ging ihm durch den Sinn, wie stimmig es war, dass die Mission, die vor über hundert Jahren in der sibirischen Tunguska begonnen hatte, mit einer Explosion in Australien enden würde.

In verstaubten Archiven hatte er Berichte gefunden, dass Lenins

Agent Wassili Susdalew 1916, acht Jahre nach der Katastrophe in der Tunguska, nach Sibirien gereist war. Zwei Monate später war er mit einem Metall nach Moskau zurückgekehrt, das er Xenobium taufte, weil er mutmaßte, dass es aus dem Weltall stammte. Auf der Rückreise erkrankte er schwer. Er wusste nicht, dass es an der Strahlung lag, die das kleine Stück in seiner Tasche abgab. Der chemische Aufbau des Elements konnte damals nicht geklärt werden, weil die Wissenschaftler, die seine

Eigenschaften testeten, es versehentlich zur Explosion brachten und dabei ein fünf Stockwerke hohes Backsteingebäude in die Luft jagten. Als Sowjetrussland unter seinem Regierungschef Lenin erkannte, welches Potenzial in dem kompakten Sprengstoff steckte, schickte es den inzwischen wieder genesenen Wassili Susdalew 1918 noch einmal in die Tunguska. Diesmal war er mit einem Bleikoffer ausgestattet. Sein Auftrag wurde jedoch an die Weißgardisten verraten, und sie entsandten ihren

eigenen Wissenschaftler, den ehemaligen Soldaten Iwan Dombrowski. Er sollte den Bolschewiken aufspüren und ihm das Metall abjagen. Die Weiße Bewegung erhoffte sich, damit die Kommunisten zu besiegen. Wochen später stießen Einheimische in den Sümpfen auf Wassili Susdalews Leiche. Zu jener Zeit war die Zarenfamilie schon längst hingerichtet worden, und Iwan Dombrowski hatte sich in die USA abgesetzt. In Russland ging man davon aus, dass er den Amerikanern

das Stück Xenobium als Gegenleistung für sein Asyl angeboten hatte. Eine weitere Suche in der Tunguska verlief ergebnislos. Wassili Susdalew hatte das Geheimnis der Fundstelle mit ins Grab genommen.

Nach der Gründung der Sowjetunion schickte die junge Regierung Agenten zu Iwan Dombrowski in die USA. Unglücklicherweise wurde das Xenobium vernichtet, als man es dem Wissenschaftler abnehmen wollte, und er kam dabei zu Tode.

Allerdings sprang bei der Operation eine nützliche Information heraus. Auf der Suche nach weiteren Quellen des Metalls war Iwar Dombrowski allem Anschein nach auf zwei vielversprechende Spuren gestoßen. Irgendwie war es ihm gelungen, mit Hilfe einer Karte einen Vorrat des Metalls in der peruanischen Nasca-Wüste zu entdecken. Er hatte sogar ein Foto davon gemacht. Aus unbekannten Gründen ließ er den Hort jedoch unberührt. Nach seinem Tod war man davon ausgegangen, dass dieses

Xenobium für immer verloren war. Und dann stand das Glück überraschend auf Wladimirs Seite.

Seit Jahren hatte er einen Informanten bei der amerikanischen Militärwaffenszene. Dieser Mann behauptete eines Tages, die Australier hätten Zugriff auf eigenes Xenobium. Es habe alle Eigenschaften des Elements aus der Tunguska, und die Amerikaner seien im Begriff, eine Waffe zu entwickeln, mit der sie sich seine einzigartigen Eigenschaften zunutze machen wollten. Sie zahlten den

Australiern ein stattliches Sümichen, um ihr Xenobium als Auslöser verwenden zu können.

Und nun stand er hier in Alice Springs, und morgen würde es endlich so weit sein. Das neue Waffensystem würde in Australien landen, und wenn der Lastzug, der hier vor ihm stand, explodierte, wäre es in seiner Hand. Mütterchen Russland würde den 25. Juli für immer feiern.

Der Elektriker zog das Kabel bis in die Mitte des Depots und verband es mit einem winzigen Zünder. Er

richtete sich auf.

»Fertig.«

Alle wichen so weit wie möglich zurück. Wladimir nahm einen kleinen, hochmodernen Funkauslöser, der auf einer verschlüsselten Spreizbandfrequenz arbeitete. Seine Reichweite betrug über dreißig Kilometer, beträchtlich mehr, als für seine Zwecke nötig war.

Wladimirs Spezialgebiet beim russischen Auslandsgeheimdienst war gewesen, Mitarbeiter zu rekrutieren, die er anschließend

dirigierte. Dabei war er sehr erfolgreich. Den Amerikanern und den Australiern den Prototyp des Killswitch abzujagen wäre sein Meisterstreich gewesen. Doch dann war der Spionagering um Anna Chapman aufgefliegen, und er fiel kurz vor dem Ziel in Ungnade. Seine kurzsichtigen Vorgesetzten hatten die Hosen voll und die Mission aufgegeben. Er würde ihnen jetzt vorführen, was er mit Entschlossenheit und Erfahrung leisten konnte. Russland würde bald wieder eine bedeutende

weltpolitische Rolle spielen und nicht länger im Schatten des amerikanischen Kapitalismus stehen.

Er hatte als Student während der Glasnost-Jahre den drastischen Niedergang seines Landes miterlebt. Bis der Kalte Krieg mit dem Fall der Berliner Mauer endete, hatte er nicht gewusst, was es hieß, von der Hand in den Mund zu leben. Natürlich hatte das kommunistische Regime auch Schattenseiten – lange Warteschlangen, wenn man Brot oder Toilettenpapier kaufen wollte, strenge Reiseauflagen und die

Allgegenwart des internen Überwachungsapparates. Trotzdem waren die Menschen bis zu einem gewissen Grad wirtschaftlich abgesichert gewesen. Sein Vater hatte eine feste Arbeit gehabt, und es stand immer etwas zu essen auf dem Tisch. Durch die Perestroika war alles zerstört worden. Die Sowjetunion, ein Reich, das ein Viertel des Territoriums der Erde umfasste, war auseinandergebrochen. Er hasste die Vereinigten Staaten dafür, dass sie sich als Sieger des Kalten Krieges

aufspielten und über das Leid seiner Nation lachten.

Unter der Präsidentschaft Boris Jelzins stürzte die Wirtschaft in den Keller, und sein Vater Juri verlor seine Arbeit. In Moskau grassierte das Verbrechen. Mit seinen wenigen Ersparnissen versuchte Juri einen kleinen Laden zu eröffnen, aber die neue russische Mafia übte Rache, als er sich weigerte, Schutzgeld zu zahlen. Eines Nachts wurde er auf dem Weg nach Hause erschossen. Seine Mutter kam nicht über den Tod ihres Mannes hinweg. Sie

tröstete sich mit Alkohol. Er hätte bei der Mafia einsteigen können, aber er hatte sich geschworen, niemals für diese Schweine zu arbeiten, die seiner Meinung nach sein Land ruinierten und es ausplünderten. Er wollte dazu beitragen, Russland wieder zu seiner einstigen Größe zu verhelfen. Er war sprachbegabt, und als der Geheimdienst ihn ansprach, hatte er seine Berufung gefunden. Er stieg rasch auf. Zwei Ehen fielen seiner Karriere zum Opfer. Nadja Bedowa verstand ihn, sie war selbst Agentin

und wusste, dass der Job alles war. Die Chapman-Panne war ein schwerer Schlag für ihn gewesen, aber bald würde er die Schlappe wieder ausbügeln. Wer zuletzt lacht, lacht am besten.

Lächelnd drückte er auf den Knopf des Funkauslösers. Der Zünder ging laut knallend los, und seine Leute jubelten. Er beglückwünschte und umarmte sie, Dimitri schlug er dabei herzlich auf den Rücken. Als Nächstes machte sich Gurewitsch daran, Zünder in die C4-Stücke zu stecken, die sie in die Fässer mit

ANFO legen wollten.

Wladimir freute sich über sein Team. In weniger als einer Woche würden seine Opfer belohnt werden und sein guter Ruf wiederhergestellt sein. Nach dem 25. Juli würde er als Held in seine Heimat zurückkehren, weil er ihren größten Feind, die Vereinigten Staaten von Amerika, vernichtet haben würde.

13. KAPITEL

Geduldig ließ Nadja Bedowa die Durchsuchung über sich ergehen.

Der Mann vom Sicherheitsdienst des Hauses war schnell und effizient, er verweilte weder bei ihren Brüsten noch ihrem Hintern, wie es sich für einen Profi gehörte. Sie war sowieso unbewaffnet in das Bürogebäude gekommen, weil sie wusste, dass man sie sonst nicht hineingelassen hätte.

Nachdem der Mann sich überzeugt hatte, dass sie sauber war, führte er sie in die Penthousesuite von Mulvey Gardner Trading, Sydney. Gegründet worden war die Firma mit dem unschuldig klingenden Namen

von Andrew Hull, einem der größten Waffenhändler im pazifischen Raum. Nadja hatte seine Dienste schon oft in Anspruch genommen. Sollte Wladimir eine Operation in Australien durchführen, würde Andrew Hull es wissen.

Ein schlanker Mann in den besten Jahren erwartete sie in seinem Büro. Er kam mit ausgestreckter Hand auf sie zu. Als er vor ihr stand, fielen ihr Stellen mit frisch implantiertem Haar auf.

»Ms Bedowa«, begrüßte er sie mit einem Lächeln. »Es ist immer ein

Vergnügen, Sie zu sehen.«

»Mr Hull.« Sie schüttelte ihm die Hand und setzte sich.

»Darf ich Ihnen einen Drink anbieten?«

»Nein, ich habe keine Zeit.«

»Ach, nur Geschäft. Schade. Wem oder was verdanke ich das Vergnügen Ihrer Gesellschaft?«

»Sie hatten vor Kurzem mit Wladimir Koltschew zu tun.«

Hull wandte zwar nicht den Blick ab, strahlte aber etwas gedämpfter.

»Ich fürchte, über meine Geschäfte mit anderen Kunden kann ich nicht

sprechen.«

»Selbst wenn dieses Geschäft mit Geld bezahlt wurde, das aus dem russischen Staatssäckel stammt?«

»Für mich ist es gleichgültig, woher das Geld stammt. Sie werden einsehen, dass es schlecht um meine Geschäfte stünde, wenn ich mir Gedanken um die Herkunft des Geldes mache.«

»Ich muss wissen, was Sie für ihn besorgt haben.«

Hull lachte. »Da gibt es nichts zu erzählen. Aber selbst wenn es anders wäre, würde ich nicht lange

im Geschäft bleiben, wenn meine Kunden das Gefühl hätten, mir nicht trauen zu können.«

»Sie bleiben noch kürzer im Geschäft, wenn meine Vorgesetzten der Auffassung sind, Sie machen hinter unserem Rücken Geschäfte mit abtrünnigen Agenten.«

Das Lächeln verschwand.

»Ich hatte verstanden, dass Mr Koltschew ausgeschieden ist und jetzt unabhängig arbeitet.«

»Das tut er tatsächlich. Nur finanziert er seine Arbeit mit gestohlenem Geld der SVR. Wie

umfangreich sind Ihre Geschäfte mit russischen Waffenlieferanten?«

Hull beantwortete die rhetorische Frage nicht. Mehr als die Hälfte seines Einkommens rührte daher, dass er asiatische Rebellen mit russischen Waffen versorgte. Wenn Nadjas Land den Hahn zudrehte, würde ihm die Konkurrenz das Leben schwer machen.

»Was haben Sie zu bieten?«

»Abgesehen von den guten Beziehungen zu Russland? Wenn Ihr Tipp zur Ergreifung oder zum Tod unseres Ex-Agenten führt, erhalten

Sie fünfhunderttausend australische Dollar.«

Hull schüttelte den Kopf.

»Wenn Sie versagen und er findet heraus, dass ich Sie auf seine Spur gesetzt habe, bin ich meines Lebens nicht mehr sicher. Auch das wäre schlecht fürs Geschäft.«

Er legte Wert auf Sicherheit. Abgesehen von der Phalanx von Wachmännern, die sie hatte passieren müssen, war ihr aufgefallen, dass das Penthouse mit so dickem Glas verkleidet war, dass ihm selbst eine Panzerfaust nichts

anhaben würde.

»Ich habe Vollmacht, Ihnen einen Vorschuss von einer halben Million anzubieten.«

»Und ein Erfolgshonorar? Sager wir, das Doppelte?«

Nadja überlegte, dann nickte sie.
»Das sollte Ihre Sicherheitskosten für eine Weile decken.«

»Hm. Eine Million. Warum ist es so dringend?«

»Bei seinem Ausscheiden lief einiges schief, seine Unbedenklichkeitseinstufung war hoch. Wenn einer Ihrer

maßgeblichen Leute Sie plötzlich verließ und Ihre größten Geheimnisse zu einem Konkurrenten mitnahm, was würden Sie locker machen, um ihn zu stoppen?«

»Ich verstehe.« Er schürzte gedankenverloren die Lippen.

»In Ordnung. Ich akzeptiere Ihre Bedingungen, verlange aber die Anzahlung, bevor ich Ihnen sage, was ich weiß.«

Nadja nickte selbstsicher. Per Telefon ließ sie eine halbe Million Dollar auf Hulls Konto überweisen. Ihre Vollmacht beschränkte sich auf

diese halbe Million, aber was den Bonus betraf, hatte sie sich etwas ausgedacht. Sobald Hull sich an seinem PC überzeugt hatte, dass die Zahlung erfolgt war, wandte er sich wieder zu ihr.

»Was wissen Sie?«

»Vor drei Wochen kam er mit einer dringenden Bitte zu mir. Er hatte Probleme, an gewisse Materialien heranzukommen, die er brauchte.«

»Was für Materialien?«

»ANFO. Zünder. Sprengschnur.«

»Wie viel ANFO hat er gekauft?«

»Vierzig Tonnen.«

Nadja machte große Augen. »Hat er gesagt, was er damit vorhat?«

Hull lachte wieder. »Nein. Und ich habe ihn nicht gefragt.«

»Haben Sie denn keine Angst, dass man die Spur zu Ihnen zurückverfolgt, wenn er einen Terrorakt plant?«

»Das gehört in meiner Branche zum Berufsrisiko, aber ich habe in diesem Fall nur den Vermittler gespielt und ihm einen Verkäufer genannt, ein Bergwerk im Northern Territory. Sie hatten zu viel von dem Zeug und wollten es loswerden.«

»Wo soll der Angriff stattfinden?«

»Das weiß ich nicht.«

»Wohin sollte das ANFO geliefert werden?«

»Zu einem Lagerhaus in Alice Springs.« Er gab ihr die Adresse.

»Die letzte Ladung kam gestern.«

»Es könnte also theoretisch jeden Moment losgehen?«

»Vermutlich.« Er hielt inne. Nadja sah, dass er mit sich rang. »Es ist natürlich in meinem Interesse, dass Sie Erfolg haben.«

»Wissen Sie noch etwas?«

»Es kann sein, dass er nicht mehr

da ist, wenn Sie kommen.«

»Wenn wir ihn in Alice Springs verfehlen, könnten wir seine Spur endgültig verloren haben, Sie täten gut daran, mir alles mitzuteilen, was Sie wissen.«

»Ich glaube nicht, dass sein Ziel irgendwo in Alice Springs liegt.«

»Warum?«

»Weil er mich darum bat, einen Kontakt mit jemandem herzustellen, der zum Baja-Kartell gehört.«

Nun war Nadja vollkommen verwirrt. »Zu der mexikanischen Drogenbande?«

Hull nickte. »Und bevor Sie fragen warum, ich weiß es nicht.«

Nadja hatte jedoch einen Verdacht. Wenn er etwas in die USA schmuggeln wollte, waren die Drogenschmuggler die beste Adresse.

Sie beugte sich in ihrem Sessel vor. »Hat er das Wort Wisconsin Ave erwähnt?«

»Nein.«

Es ergab keinen Sinn. Wofür braucht er Ikarus?, dachte sie.

»Sollten Sie mich anlügen, werde ich es erfahren. Ihre Lieferanten

werden nicht mehr liefern können, und Ihre Kunden werden erfahren, dass Sie zur persona non grata geworden sind.«

Hull hob die Hände, um sie zu beschwichtigen. »Ich versichere Ihnen, das ist alles, was ich weiß. Wenn Sie ihn nicht finden können, sagt das mehr über den russischen Geheimdienst aus als über mich.«

Nadja sah ihm fest in die Augen. Hull war ein gewiefter Lügner. Wenn er ihr etwas verschwieg, würde sie es nie erfahren. Aber dass er sie auf eine falsche Spur setzte, traute sie

ihm nicht zu. Sie stand auf.

»Noch etwas.«

»Ja?« Er kam hinter seinem Schreibtisch hervor.

»Sollten Sie ihm eine Warnung zukommen lassen, dass wir hinter ihm her sind, werden Sie das Ende der nächsten Woche nicht mehr erleben.«

»Sie brauchen mir nicht zu drohen, Ms Bedowa. Ich habe in Ihren Erfolg investiert. Buchstäblich.«

Sie nickte und ging. Während sie mit dem Aufzug nach unten fuhr, schickte sie eine SMS an ihr Team.

»Stellt fest, wie schnell wir nach Alice Springs fliegen können.«

14. KAPITEL

»Egal, was es kostet«, sagte Jess zu Tyler und Grant, legte ihr Handy weg und setzte sich auf das Sofa neben Fay, »wir brauchen eure Hilfe.«

Während sie den Anruf entgegengenommen hatte, waren die anderen ins Wohnzimmer gegangen und hatten bei einer Tasse Kaffee noch einmal Fays Geschichte

gelauscht. Sie hatte sich nicht verändert, und Tyler war zuversichtlich, dass sie nicht log. Ob alle Fakten der Wirklichkeit entsprachen, war eine andere Sache. Es waren so viele Jahre vergangen, dass die Erinnerung trügen konnte.

Jess wunderte sich, dass Tyler nicht gleich zusagte.

»Nun mach schon. Was meinst du? Keine Lust auf ein Abenteuer?«

Tyler warf Grant einen unbehaglichen Blick zu. Der zuckte nur mit den Schultern.

»Meinst du nicht, dass euch mit

einem Privatdetektiv besser gedient wäre? Wir sind Ingenieure«, entgegnete Tyler schließlich.

»Aber ihr seid auch erfahren im Ermitteln. Wen soll ich denn anheuern? Einen Detektiv, der für gewöhnlich nach Ex-Ehemännern sucht, die mit ihren Alimenten im Verzug sind?«

»Du brauchst eine Firma, die ihre Ermittlungen international betreibt.«

»Gibt es eine Firma, die noch internationaler arbeitet als Gordian? Auf eurer Homepage steht, dass ihr Büros in fünfunddreißig Ländern

unterhältet.«

»Aber ihr wollt doch auch wissen, welcher Zusammenhang zwischen dem Absturz in Roswell und den Nasca-Linien besteht. Braucht ihr dafür nicht eher einen Archäologen?«

»Ich habe schon mit einem Dutzend gesprochen«, antwortete Fay. »Sie haben mich alle für bekloppt erklärt.«

»Außerdem befasst sich Nana seit fünf Jahren mit keinem anderen Thema«, fügte Jess hinzu. »Sie könnte darüber promovieren. Ich

wette, niemand weiß mehr über die Nasca als sie.«

»Und was sollen wir tun?«, fragte Grant.

»Ihr sollt herausfinden, wer mich umbringen wollte«, erwiderte Fay.

»Diese Leute müssen irgendetwas über die Holztafel wissen.«

»Zumindest müssen wir feststellen, warum sie sie haben wollen«, ergänzte Jess.

Tylers Blick wanderte zu den Zeichnungen.

»Hast du sie der Polizei gezeigt?«

»Ja«, sagte Fay, »aber man hat mir

nicht geglaubt. Bei der Polizei ist man der Meinung, es geht um etwas ganz anderes.«

»Und das wäre?«

»Zwei Einbrecher sind unter einem Vorwand in mein Haus eingedrungen, weil sie an mein Bargeld wollten.«

»Wie viel Bargeld?«

»Hunderttausend Dollar. Ein Teil von Henares Lebensversicherungssumme. Der Safe war feuerfest, deshalb ist das Geld unversehrt. Die Polizei meint, ich hätte jemandem davon erzählt,

aber das habe ich nicht, ich habe keine Ahnung, wie jemand davon hätte Wind bekommen können.«

»Warum stecken sie dein Haus in Brand und verfolgen uns, wenn es ihnen nur um dein Bargeld geht?«, fragte Tyler. »Einbrecher hätten sich abgesetzt, als es brenzlich wurde.«

Fay zuckte mit den Schultern. »Ich gebe ja nur die Hypothese der Polizei wieder. Ich bin sicher, dass es nicht dabei bleiben wird, aber es hieß, die Ermittlungen könnten sich eine Weile hinziehen.«

»Und so viel Zeit haben wir nicht«,

meldete sich Jess wieder zu Wort.
»Es können jederzeit weitere
zweifelhafte Typen auftauchen.«

»Vielleicht aber auch nicht«, warf
Grant ein.

»Kann sein. Aber solange wir nicht
wissen, wieso dieses Stück Holz so
wichtig ist, werden Nana und ich
ständig über unsere Schulter
schauen. Auch wenn sie es
jemandem in Verwahrung gibt,
könnte sie noch in Gefahr
schweben.«

Tyler seufzte und sah Grant an.
»Was meinst du?«

»Ich bin mit dabei, wenn du dich dazu entschließt. Wir wollten ja sowieso ein paar Tage Urlaub machen.«

Endlich sagte Tyler: »In Ordnung. Wir werden unser Bestes tun.«

Jess warf die Arme hoch. »Hurra! Ich wusste, dass ihr uns nicht im Stich lasst!«

»Ganz herzlichen Dank«, sagte Fay.

»Nur haben wir so gut wie keine Spuren«, dämpfte Tyler Jess' Enthusiasmus. »Wir könnten allerdings bei Billy Raymond

anfragen, ob sich jemand bei ihm nach Fay erkundigt hat. Ich glaube immer noch, dass die Kerle dich über das Video gefunden haben.«

»Darum kümmere ich mich«, sagte Grant, holte sein Handy aus der Tasche und verließ das Zimmer.

»Das Stück des Flugzeugwracks und die Holztafel mit den eingeritzten Bildern können wir in Seattle in unserem Labor untersuchen lassen. Es ist möglich, dass wir zu neuen Erkenntnissen über die Materialien kommen.«

»Wir könnten das aber vielleicht

auch verschieben und erst etwas ganz anderes tun«, begann Jess. »Der Anruf, den ich vorhin bekam, war von einem Polizisten, den ich kenne.«

»Du hast Beziehungen zur Polizei?«

»Ab und an decodiere ich etwas für sie.«

»Eine Spur?«, fragte Tyler.

Jess nickte. »Sie ist allerdings ziemlich unsicher. Ein Tourist hat ein Video ins Netz gestellt, wie ihr im Jetboot fahrt. Er hat auch eure Verfolger aufgenommen.«

»Sag nur, sie wurden erkannt?«

»Ein australischer Student der Charles-Darwin-Universität hat der Polizei eine E-Mail geschickt, dass er glaubt, letzte Woche einen der Männer gesehen zu haben.«

»Wo?«

»Auf dem Gelände einer Forschungseinrichtung am Rande von Alice Springs. Der Name des Studenten lautet Jeremy Hyland.«

»Greift die Polizei die Spur auf?«

Jess schüttelte den Kopf. »Die Pässe der Männer hatten keine Stempel für Australien, deshalb hält

die Polizei die Meldung für Geschwafel. Die Beschreibung, die dieser Student von dem einen Mann liefert, ist jedoch ziemlich detailliert. Die Polizei steckt wegen der Ermittlungen bis über beide Ohren in Arbeit. Sein Hinweis hat keine Priorität.«

»Warum meinst du, dass er richtigliegt?«, fragte Tyler.

»Weil ich Hyland angerufen habe. Er meint, er sei sich ziemlich sicher, diesen Blaine gesehen zu haben. Er habe den Wagen eines Mannes gefahren, der sich ihre Arbeit

ansehen wollte.«

»»Ziemlich sicher« klingt nicht gerade sehr sicher.«

»Er hat auch erwähnt, dass das linke Ohr des Mannes verstümmelt war.«

Jetzt spitzte Tyler unwillkürlich die Ohren. Er musste an den Kampf im Boot denken und wie er das abgerissene Ohrläppchen dicht vor sich gesehen hatte, kurz bevor Blaine gegen den Felsvorsprung prallte. Dabei dürfte er so sehr verstümmelt worden sein, dass sein Ohr nicht mehr zu erkennen war.

Aber auch Fay war dieses Ohr aufgefallen.

»Das ist er!«, platzte sie heraus.
»Sein Ohrläppchen sah wie abgerissen aus. Er kann nur der Mann gewesen sein, den der Student sah.«

»Und was noch besser ist«, fügte Jess hinzu, »er behauptet, gestern Blaines Passagier gesehen zu haben, wie er die Hauptstraße von Alice Springs entlangfuhr.«

»Was studiert Hyland? Hat es etwas mit Roswell zu tun?«

Jess schüttelte den Kopf. »Er

macht bei einem Projekt mit der Abkürzung CAPEK mit. Es geht dabei um automatisierte Sattelschlepper, sozusagen Transportroboter, und es wird von der Speditionsbranche gefördert.«

Tyler lachte leise. »Sie haben ihren Roboterlastwagen nach Karel Čapek benannt.«

»Wer ist das?«, fragte Fay.

»Ein tschechischer Schriftsteller, der das Wort Roboter prägte. Er gebraucht es in seinem Schauspiel R. U. R., was kurz für ›Rossums Universal Roboter‹ ist.« Als er Fays

und Jess' überraschte Mienen sah, fügte er hinzu: »Das war ein weiterer Titel, den wir in meinem Science-Fiction-Seminar geleser haben.«

Jess nahm die Tafel mit den Einritzungen in die Hand. »Warum sind die Männer, die bereit sind, für dieses Stück Holz einen Mord zu begehen, an einem Roboterlastwagen interessiert, der im Herzen Australiens entwickelt wird?«

»Danach sollten wir die Entwickler fragen«, sagte Tyler. »Und zwar von Angesicht zu Angesicht. Vielleicht

kommen wir dabei dem Mann auf die Spur, für den Blaine Chauffeur gespielt hat.«

»Ich habe gehofft, dass du das sagst. Denn wir kommen mit. In zwei Stunden fliegt eine Maschine von Queenstown nach Sydney.«

Bevor Tyler widersprechen konnte, kam Grant zurück. Er zog ein finsternes Gesicht.

»Was ist los?«, fragte Tyler.

»Es geht um Billy Raymond, der in Roswell das Video von Fay gedreht hat.«

»Und?«

»Er wurde vor drei Tagen ermordet.«

PINE GAP

15. KAPITEL

Starbucks hatte in Alice Springs noch keine Filiale eröffnet, deshalb trank Tyler am Steuer ihres gemieteten Jeeps einen Becher Fernfahrerkafee. Er war so stark, dass der Löffel darin stehen blieb. Vermutlich lag das daran, überlegte er, dass die Lastwagenfahrer im Herzen Australiens riesige Entfernungen zurücklegen und wach bleiben mussten. Alice Springs mit seinen siebenundzwanzigtausend Leuten war in einem Umkreis von

dreizehnhundert Kilometern die größte Stadt. Ihm war gleich aufgefallen, dass ihre Einwohner ein Völkchen für sich waren. Sie lebten isoliert, waren aber auch an Fremde gewöhnt. Die Rancher, Bergleute, Forscher und Fernfahrer, die die schier endlose Strecke zwischen Adelaide im Süden und Darwin im Norden zurücklegten, brachten Leben in die Stadt.

Dessen ungeachtet fiel ihre kleine Gruppe auf. Grant saß vorn neben Tyler, Jess und Fay hatten es sich im Fond bequem gemacht.

Unwillkürlich blickte Tyler in den Rückspiegel, und Jess erwischte ihn dabei, wie er sie ansah. Sie waren noch nicht dazu gekommen, in Ruhe miteinander zu reden, und vielleicht war es besser so. Er fand sie noch immer attraktiv, aber nach all den Jahren etwas anzufangen, noch dazu unter den gegenwärtigen Umständen, wäre unvernünftig gewesen. Er hatte auch nicht das Gefühl, dass sie etwas von ihm wollte, von Fays Rätsel einmal abgesehen. Er würde seinen Auftrag wie ein Profi abwickeln und es dabei belassen.

Gut. Nur, warum schaute er immer wieder in den Rückspiegel? Um sich abzulenken, dachte er an das bevorstehende Treffen mit Jeremy Hyland. Da er keine Ahnung hatte, welche Rolle CAPEK in dem Puzzle spielte, hatte er vorsichtshalber in seiner Funktion als Gordians leitender Ingenieur mit dem Studenten Kontakt aufgenommen und dessen Anruf bei der Polizei in Neuseeland unerwähnt gelassen.

Wegen der großen Entfernung zwischen den USA und Neuseeland hatte Tyler darauf verzichtet, mit

einem der Privatjets seiner Firma zu fliegen, und sie hatten einen Linienflug nach Alice Springs genommen. Während der sieben Stunden hatten sie noch einmal die Ereignisse des Vortags durchgekauert und sich den Kopf zerbrochen, was es mit Fays Holztafel auf sich haben könnte, waren aber zu keinem Ergebnis gekommen. Auf ihrem Zwischenstopp in Sydney fanden sie heraus, dass Billy Raymond auf dem Parkplatz eines Einkaufszentrums in Phoenix von einem Lieferwagen überfahren worden war. Der Fahrer

war geflüchtet, Zeugen gab es keine. Das Fahrzeug wurde schließlich gefunden, es war gestohlen. Die Spur war im Sand verlaufen. Die Polizei nahm an, dass der Schuldige ein Autodieb war oder ein Teenager auf einer illegalen Spritztour, der aus Angst Fahrerflucht begangen hatte.

Tyler, Grant, Fay und Jess hielten Billy Raymonds Tod nicht für einen Zufall. Aus irgendeinem obskuren Grund war Blaine vor weniger als einer Woche im Herzen Australiens in dem Labor gewesen, zu dem sie

gerade fuhren. Und seine wahrscheinlichste Verbindung zu Fay war Billy Raymond, der nun in einem Grab in Arizona lag. Tyler glaubte zwar nicht an außerirdische Erdenbesucher, aber er war fest überzeugt, dass Fays Holztafel eine Bedeutung haben musste. Er hoffte inständig, dass Jeremy Hyland ihnen weiterhelfen konnte.

»Ich begleite euch«, sagte Fay fest entschlossen.

»Fay«, erwiderte Tyler, »wir haben keine Ahnung, welche Rolle CAPEK in dem Ganzen spielt.«

»Blaines Partner könnten auf der Lauer liegen«, fügte Grant hinzu.

»Mir wäre es sehr viel lieber, wenn du im Auto bleiben könntest, bis wir uns ein Bild gemacht haben. Eigentlich wäre mir am wohlsten, wenn ich wüsste, dass du im Hotel bist.«

»Ich habe doch keine fünftausend Kilometer zurückgelegt, um wie ein kleines Mädchen im Auto zu warten. Wenn dieser Hyland etwas weiß, will ich dabei sein, wenn er es erzählt.«

Tyler sah Jess im Rückspiegel an.

»Jetzt bist du an der Reihe. Blaines Freunde können durchaus noch die Gegend unsicher machen.«

»Wenn deine Befürchtung zutrifft, haben sie dich wahrscheinlich auf dem Video des Touristen gesehen, der das Jetboot aufgenommen hat«, entgegnete sie. »Wir gehen alle zusammen.«

Tyler schüttelte den Kopf. »Wenn du meinst.«

Die Fahrt von Alice Springs zur Anlage der Uni im Norden der Stadt dauerte fünfzehn Minuten. Sie bogen auf eine Schotterstraße ab, an der

ihnen ein kleines Schild mit der Aufschrift »Charles-Darwin-Universität – Transportforschung« den Weg wies. Der etwas abgelegene Standort erklärte sich dadurch, dass die Fahrzeuge von dort leichter die Fernstraßen des Northern Territory ansteuern konnten. Tyler sah die flachen Gebäude in der mit Büschen bewachsenen Wüste bereits aus der Ferne. Da es Sonntag war, standen nur wenige Autos davor. Er wollte gerade vor dem Eingang parken, als er seitlich eine offene Garagentür

bemerkte. Er hielt daneben. Ein Mann stand über die Motorhaube eines Autos gebeugt.

Sie stiegen alle vier aus. Bis zu der flachen Hügelkette im Süden waren an dem ebenmäßig blauen Himmel keine Wolken zu sehen. Die Luft war angenehm kühl. Eine leichte Windjacke reichte vollkommen aus. In seinem Parka wäre Grant verschmort, also blieb Tyler ein weiterer Tag mit dem Michelinmännchen erspart.

Der Mann in der Garage hörte das Schlagen der Wagentüren und sah

auf. Er konnte nur wenig älter als zwanzig sein. Tyler, der sich die Fotos und Biografien auf der Webseite des CAPEK-Projekts angesehen hatte, erkannte ihn trotz der Öls Spuren auf seinen Wangen.

»Dr. Locke?«, fragte der junge Mann mit einem starken australischen Akzent.

»Ja«, erwiderte Tyler und stellte seine Begleiter vor.

»Sie müssen Jeremy sein.«

»Stimmt. Ich würde Ihnen ja gern die Hand geben, aber so verschmiert, wie ich bin ...«

»Danke, dass Sie Zeit für uns haben.«

»Gern geschehen. Was für eine Chance, den Chefsingenieur von Gordian kennenzulernen.«

»Sie haben von seinem Unternehmen gehört?«, fragte Jess.

»Gehört? Jeder angehende Ingenieur träumt davon, dort zu arbeiten. Sagen Sie, würden Sie in Sydney ein gutes Wort für mich einlegen?«

»Mal sehen, was sich machen lässt«, erwiderte Tyler.

»Wie kann ich Ihnen behilf...«

Plötzlich riss er die Augen auf.
»Einen Moment! Sie waren alle drei
auf dem Video!«

Tyler nickte. »Deshalb sind wir
hier.«

Hyland strahlte. »Wenn ich das
meinen Freunden erzähle! Ich habe
meinen Augen nicht getraut, als es
das Jetboot umgehauen hat. Das war
verdammt großartig!«

»Stimmt es, dass Sie einen unserer
Verfolger erkannt haben?«

»Ich habe eine E-Mail an die
Polizei der Kiwis geschickt, aber die
haben mich vermutlich nicht für voll

genommen.«

»Sie sind sich sicher, dass es derselbe Kerl war?«

»Er saß hinter dem Steuer eines Autos, das genau da stand, wo Sie gerade parken. Ich ging daran vorbei und sah ihn nur von der Seite. Deshalb war ich unsicher. Aber das vermurkste Ohr vergisst man nicht so leicht.«

»Und der Mann, für den er den Chauffeur spielte?«

»Mit dem habe ich nicht gesprochen. Ich bin wieder an die Arbeit gegangen, während mein

Professor ihm das Gelände gezeigt hat. Es hieß, er vertritt eine Firma, die uns sponsert.«

»Erinnern Sie sich an seinen Namen?«

Er schüttelte den Kopf. »Graues Haar hatte er. War aber nicht alt. Sah aus, als könnte er mit einem Krokodil ringen und gewinnen.«

»Seine Firma?«

»Tut mir leid. Da müssen Sie Professor Stevens fragen.«

»Wo können wir ihn finden?«

»Weiß nicht. CAPEK und unser Transporter waren verschwunden,

als ich heute früh hier eintraf. Er hat eine Nachricht hinterlassen, dass er auf Tour ist.«

»Sie sprechen von dem Roboterlastwagen?«

Hyland nickte. »Tolles Teil, wenn ich das sagen darf. Wird das Transportwesen in Australien auf den Kopf stellen. Obwohl die Brummifahrer natürlich nicht scharf darauf sind.«

»Die Fernfahrer?«, sagte Fay.
»Und warum nicht?«

»Na ja, es ist ein automatisierter Lastwagen, ein Roboter. Bei uns

führen die Straßen viele tausend Kilometer lang durch unbesiedelte Gegenden. CAPEK ist der erste Schritt zu Fahrzeugen, für die man keine Menschen mehr braucht. Anfangs wird man sie in entlegenen Gebieten einsetzen, versteht sich. Bergwerke. Schafstationen. Aber eines Tages könnten sie die ganze Strecke von Darwin nach Adelaide zurücklegen, mit Hilfe von GPS und eingebauten Kameras.«

»Wie weit sind Sie mit dem Projekt?«, fragte Grant.

»Eigentlich fertig, wir warten auf

die Zulassung. Bisher sind wir knapp siebzigtausend Testkilometer gefahren, es saß aber immer jemand in der Kanzel, für den Fall einer Störung. Kein einziger Zwischenfall.«

»War für heute ein Test geplant?«

»Nein. Ich vermute, Professor Stevens wollte irgendein Feintuning machen.«

»Wie funktioniert der Lastwagen?«

»Man kann ihn auf herkömmliche Weise fahren, aber sobald die Automatisierung aktiviert ist, läuft alles vollständig unabhängig über

Sensoren, GPS-Navigation und eine computergesteuerte Lenkung. Die Person im Kontrollfahrzeug gibt die Befehle zum Starten, Anhalten und Wenden. Irgendwann wird es möglich sein, ein Ziel einzugeben, und das war's dann. Bei Testfahrten sind in der Regel drei Leute vonnöten, einer fährt den begleitenden Transporter, in dem einer hinten drinsitzt und kontrolliert.«

Er runzelte die Stirn.

»Was ist?«, fragte Tyler.

»Ach, nichts. Ich war nur

überrascht, dass die beiden ohne mich losgefahren sind. Da gerade Winterferien sind, ist außer mir nur noch Milo Beech da.«

»Also nur Sie drei? Ist es nicht merkwürdig, dass Sie nicht mit dabei sind?«

»So ganz ungewöhnlich ist es auch wieder nicht. Der Professor wird seine Gründe haben. Und zwei Leute kommen locker klar. Sie suchen sich einen Straßenabschnitt aus, parken den Transporter, lassen den Lastwagen auf und ab fahren und sammeln Daten.«

»Können Sie den Professor anrufen?«, fragte Tyler. »Ich würde gern mit ihm sprechen.«

Wieder schüttelte Jeremy den Kopf. »In seiner Nachricht hat er auch erwähnt, er würde sein Handy abstellen. Er will nicht gestört werden. Nach der Mittagspause sollte er wieder hier sein.«

»Das wäre wann?«

»So um zwei herum.«

»Und vorher ist er nicht erreichbar?«

Jeremy sah sie der Reihe nach an, als dächte er nach, dann nickte er.

»Vermutlich geht es in Ordnung, wenn ich Ihnen sage, wo Sie ihn finden können.«

»Wie soll das gehen, wenn er nicht ans Handy geht?«, wandte Fay ein.

»Zeig ich Ihnen gleich.«

Er winkte ihnen, ihm in die Garage zu folgen, setzte sich an einen Monitor, und die anderen bauten sich um ihn herum auf. Er gab Erläuterungen, während er von Bild zu Bild klickte.

»Wenn eine Flotte von Roboterlastwagen unterwegs ist, müssen wir zu jeder Zeit wissen, wo

sie sich befindet, deshalb haben wir ein System entwickelt, mit dem wir ihre GPS-Signale verfolgen können.«

Der Maßstab der Karte auf dem Bildschirm war so klein, dass ihnen der blinkende Punkt, der den Lastwagen bezeichnete, nicht viel sagte. Jeremy vergrößerte die Karte um das Zehnfache.

»Komisch!«, entfuhr es ihm.

»Was ist komisch?«, fragte Tyler.

»Ich habe sie Gott weiß wo erwartet, aber sie sind in Alice Springs. Der Lastwagen bewegt sich nicht. Ich frage mich, was er an der

Stelle macht.«

»Können Sie eine Satellitenkarte darüberlegen?«

»Mach ich.«

Nach einigen Klicks erschien ein Luftbild von Alice Springs.

Sofern die Satellitenaufnahmen auf dem neuesten Stand waren, parkte der Lastwagen neben einer Lagerhalle mitten in der Stadt.

16. KAPITEL

Während die C-17 nach ihrer Landung in Alice Springs zu einer

etwas abseits gelegenen Stelle rollte, telefonierte Morgan mit Dr. Kessler. Vince war schon aufgestanden. Josephson ebenfalls, er kontrollierte, ob die Ladung noch festgezurt war.

»Ja?«

»Sind Sie bereit?«

»Ich sah Sie landen, in einer Minute sind wir bei Ihnen.«

Morgan legte auf.

»Ich hasse Flugzeuge ohne Fenster«, jammerte Vince. »Ich wollte doch Ayers Rock sehen.«

»Der liegt über hundertfünfzig Kilometer weiter westlich von hier.

Da hätten dir Fenster wenig genützt.«

»Trotzdem. Wo ist Dr. Kessler?«

»Unterwegs.«

Das Transportflugzeug hielt mit einem Ruck an. Der Lademeister rannte die Stufen vom oberen Deck herunter und öffnete die Seitenluke. Die Ladeluke war erst an der Reihe, wenn die Fracht zum Entladen bereit war.

Morgan folgte ihm ins Freie. Zwei Polizisten hielten Wache. Sie würden jeden anhalten, der sich dem Flugzeug näherte. Vince streckte

sich und setzte seine Sonnenbrille auf. Dann begutachtete er die spärlichen Bäume in der roten Landschaft.

»Eine gewaltige Menge Nichts«, sagte er endlich.

»Kommst du nicht aus dem Westen von Texas?«

»Deshalb weiß ich ja, wovon ich rede.«

Ihr ging es nicht anders. Die Landschaft wirkte vertraut. Sie war zwar in Ohio aufgewachsen, aber ihre Pilotenausbildung hatte sie auf dem Air-Force-Stützpunkt Laughlin

in Nevada gemacht. Allerdings war der Flughafen von Alice Springs nicht von Bergen umgeben, wie der von Las Vegas, es gab nur ein paar flache Hügel in der Ferne.

Motorenlärm veranlasste sie, sich umzudrehen. Ein unauffälliger weißer Lastwagen wurde gerade von der Polizei angehalten. Der Fahrer zeigte seine Papiere. Er durfte passieren. Morgan ging zur Ladeluke am hinteren Ende des Flugzeugs, da sprang auch schon Dr. Kessler aus der Beifahrertür des Fahrzeugs, und drei weitere Männer tauchten von

hinten auf.

»Willkommen in Australien«, begrüßte der Wissenschaftler sie.

»Hatten Sie einen guten Flug?«

»Spitzenmäßig«, antwortete Vince.

»Hat sich etwas Neues ergeben?«, fragte Morgan.

Dr. Kessler schüttelte den Kopf.

»Wir sind bereit, uns in die Tests zu stürzen.«

»Ich muss Ihre Ausweise sehen«, wandte sich Morgan an die Wachmänner, die Pistolen trugen. Bei einem kurzen Blick in den Lastwagen hatte sie außerdem drei

Maschinengewehre entdeckt. Die Männer sahen den Wissenschaftler ungläubig an. Er nickte jedoch nur, und so holten sie ihre Papiere hervor. Sie waren Beamte der Nationalen Sicherheitsbehörde SNA und gehörten zum Sicherheitspersonal von Pine Gap.

»Fangen wir an«, wandte sie sich an den Lademeister.

Er senkte die Rampe und lockerte die Klammern an der Kiste des Killswitch. Die vier Männer passter auf, während Josephson und der Lademeister sie mit einer Sackkarre

entladen. Wenige Minuten später war sie sicher auf dem Lastwagen verstaут. Dr. Kessler überzeuete sich, dass sie ordentlich vertäut war, und zwei NSA-Leute und Josephson stiegen ein.

»Bleiben Sie hier oder fahren Sie mit?«, fragte Morgan.

»Josephson begleitet den Transport. Ich bleibe hier, um dabei zu sein, wenn die leicht zerbrechlichen Teile entladen werden. Sie können mit mir fahren.«

»Wie lange bleiben Sie noch hier?«

»Nicht länger als zehn Minuten.«

Morgan nickte. Ein Schlepper näherte sich gerade der Einfahrt zum Flughafen. Die Polizei ließ ihn passieren. Er kam neben der C-17 zum Halt. Gleichzeitig näherte sich ein Gabelstapler.

»Ist alles klar zur Abfahrt?«, fragte ein Sicherheitsmann den Wissenschaftler.

»Ja. Machen Sie ihn dicht. Am Stützpunkt erwartet Sie Collins zum Entladen. Bleiben Sie auf jeden Fall bei der Kiste, bis sie im Labor ist.«

»Ja, Sir.«

Die rückwärtige Tür des

Lastwagens schloss sich, und die beiden verbleibenden NSA-Leute kletterten ins Führerhaus. Morgan sah dem sich entfernenden Lastwagen nach.

Während sie darauf wartete, dass die Leute den Schlepper mit den restlichen Kisten beluden, erkundigte sie sich telefonisch in ihrem Büro, ob Fortschritte gemacht worden waren bei der Suche nach dem Absender der Botschaft im Videospielforum.

Tyler parkte den Jeep am Ende der

Straße. Sie waren langsam an dem CAPEK-Lastwagen vorbeigefahren, um den Roboter und den Transporter neben dem Dutzend weißer Anhänger zu mustern, von denen vier rückwärts in den Ladebuchten parkten. Von Zeit zu Zeit fuhren Autos und Lastwagen die Straße entlang, deshalb fiel ihr Jeep nicht auf.

»Jeremy Hyland hat sich gewundert über diesen Ort«, sagte Tyler, »und ich kann ihm nur zustimmen.«

»Was soll der CAPEK-Lastwagen ausgerechnet hier?«, fragte Grant.

»Das müssen wir herausfinden.«

»Wenn ihr reingeht«, kam es wie aus der Pistole geschossen von Jess, »gehe ich mit.«

»Die Antwort darauf ist ein ganz klares Nein«, entgegnete Tyler. »Ich habe ein ungutes Gefühl. Solange wir nicht wissen, ob alles in Ordnung ist, bleibst du im Auto.«

»Sollten wir die Polizei rufen?«, fragte Fay.

»Bis jetzt haben wir keinen Grund dazu.«

Grant deutete auf den Schuppen.

»Da rührt sich was.«

Zwei Männer entfernten sich schnellen Schritts. Einer hatte stahlgraues Haar. Beide stiegen in den Transporter ein.

»Nach Studenten sehen sie nicht aus, wenn du mich fragst«, erklärte Grant.

»Der Graue erinnert mich an den geheimnisvollen Sponsor.«

»Und der andere war auch nicht Professor Stevens. Er dürfte noch in dem Lager sein.«

»Vielleicht sehen wir von der anderen Seite aus mehr«, sagte Tyler. »Versuchen wir, ein Foto von

dem geheimnisvollen Unbekannten zu machen. Jess, setz dich ans Steuer. Bring uns zur nächsten Lagerhalle. Wir springen raus, und du fährst weiter.«

»Wohin?«

»Einmal um den Block, und dann hierher zurück. Halt die Augen auf. Wir stellen unsere Handys auf Vibrieren. Wenn du etwas Verdächtiges siehst, schick mir eine SMS und ruf die Polizei. Wir melden uns, wenn du uns auflesen sollst.«

»Mir gefällt das nicht.«

»Mir auch nicht.« Tyler setzte

zurück, bis die Lagerhalle außer Sicht war. »Aber wir müssen wissen, was los ist, und ich bin nicht bereit, Fay noch einmal irgendwelchen Gefahren auszusetzen.«

Die Kerle hatten auf sie geschossen und ihr Haus in Brand gesetzt, das reichte. Falls es die gleichen waren, wollten sie vielleicht die Sache zum Abschluss bringen. Tyler hatte ein mulmiges Gefühl bei dem Risiko, das Fay einging, selbst wenn sie im Auto blieb.

»Ihr seid noch nicht einmal

bewaffnet«, sagte Jess.

»Wir wollen uns nur umschauen. Wenn wir Waffen sehen, schicke ich dir eine SMS, und du holst die Polizei.«

Jess nickte zögernd. »In Ordnung. Aber passt auf.«

»Was meinst du?«, fragte Tyler seinen Freund. »Müssen wir aufpassen?«

Bevor Grant antworten konnte, knuffte Jess Tylers Arm. »Okay, Klugscheißer.«

Tyler und Grant stiegen hinten ein. Jess fuhr zur nächsten Lagerhalle,

als würde sie dort etwas abliefern wollen. Tyler und Grant sprangen aus dem Auto. Sie wendete und fuhr zurück auf die Straße. Grant steckte die Nase um die Ecke.

»Zehn Meter von hier steht ein Müllcontainer, dahinter können wir uns verstecken. Näher schaffen wir es wohl nicht, aber das müsste reichen.«

Tyler lächelte. »Wir könnten auch unangemeldet in die Halle platzen.«

»Ohne eine Ahnung, was uns erwartet, und mit Steinen bewaffnet, die wir vorher aufgelesen haben, in

eine Lagerhalle eindringen, die möglicherweise voller Gangster steckt? Selbst ein Grünschnabel an seinem ersten Tag im Dienst würde uns bescheinigen, dass wir nicht alle Tassen im Schrank haben.«

»Deshalb machen wir stattdessen lieber Fotos.«

»Und schicken sie an Hyland«, fügte Grant hinzu.

»Richtig. Wenn er den Kerl als Blaines Begleiter erkennt, rufen wir die Polizei, sie soll hier mal guten Tag sagen.«

»Klingt nach Kinderspiel.«

Tyler drehte sich um. Er hatte etwas gehört und erwartete Jess zu sehen, die sich nicht an seine Anweisungen hielt. Stattdessen schritt eine Blondine in Begleitung zweier Männer auf sie zu. Drei Pistolen waren auf sie gerichtet. Tyler und Grant hoben die Hände, um zu zeigen, dass sie unbewaffnet waren.

»Ich glaub es nicht«, sagte Grant.
»Haben sie Kameras, die bis hierher reichen?«

»Falls Sie die Männer in der Halle meinen«, erklärte die Frau, »zu

denen gehören wir nicht.«

»Wer sind Sie?«, fragte Tyler.

»Nadja Bedowa. Russischer
Geheimdienst.«

Verblüfft sahen Tyler und Grant
einander an.

»Was zum Teufel ist hier eigentlich
los?«

»Dr. Locke und Mr Westfield, Sie
werden mir helfen, eine Bombe zu
entschärfen.«

17. KAPITEL

»Durchsuchen!«, befahl Nadja.

Während sie und einer ihrer Männer die Pistolen auf Tyler und Grant gerichtet hielten, tastete sie der zweite Mann ab. Er fand ihre Handys und Tylers Leatherman. Die Agentin behielt die Handys und warf das Leatherman Tyler zu.

»Die Werkzeuge brauchen Sie vielleicht für die Bombe. Sie können die Arme runternehmen.«

Tyler sah sie mit zusammengekniffenen Augen an.

»Woher kennen Sie unsere Namen?«

»Ich sah Sie die Straße entlangfahren und die Lagerhalle

mustern«, entgegnete sie mit einem Anflug von Akzent, »daraufhin habe ich sie mit unserem Gesichtserkennungsprogramm identifiziert.«

»Wir sind bei Ihnen aktenkundig?«

»Glauben Sie allen Ernstes, dass wir Sie ignorieren, nachdem Sie die Arche Noah und das Grab des Midas gefunden haben?«

Grant hob die Hand, als wollte er sich zu Wort melden. »Ich hätte da eine Frage, die vielleicht wichtig ist: Sie erwähnten vorhin, äh, eine Bombe?«

»Der Mann mit dem silbernen Haar, den Sie zu dem Transporter gehen sahen, ist ein gewisser Wladimir Koltschew. Nach unseren Informationen versucht er seit Monaten, landesweit Bergwerken Sprengstoff abzukaufen, anscheinend vergeblich. In dieser Woche hat er vierzig Tonnen ANFO aufgetrieben, die zu diesem Lager hier geliefert wurden. Wir glauben, das Zeug kommt heute zum Einsatz.«

Grant pffte durch die Zähne.

»Hinterher dürfte Ayers Rock nicht mehr so schön glatt sein.«

»Wer ist der Mann?«, fragte Tyler.

»Ein russischer Staatsbürger, den meine Regierung sucht. Er arbeitet mit einem hochqualifizierten Team, das ihm ergeben ist. Jetzt habe ich eine Frage: Wieso sind Sie hier?«

»Wir sind Bürger, die sich Sorgen machen.«

»Sie sind noch nicht einmal australische Staatsbürger. In dieser Sache steckt das Potenzial zu einem internationalen Zwischenfall. Sie können wählen, entweder Sie kooperieren oder ich erschieße Sie und versuche mein Glück allein.«

Tyler räusperte sich. »Ein faires Angebot. Zwei Leute dieses Koltschew haben gestern eine Frau namens Fay Turia in Queenstown, Neuseeland, überfallen, ihr Haus in Brand gesteckt und versucht, sie umzubringen.«

»Mit Erfolg?«

Grant schüttelte den Kopf. »Die Angreifer liegen friedlich in der Leichenhalle.«

»Wissen Sie den Grund für den Überfall?«

»Keine Ahnung«, log Tyler eiskalt.

»Und warum sind Sie dann hier?«

»Wir haben einen Hinweis erhalten, dass einer der Männer in Alice Springs gesehen wurde«, erklärte Grant. »Wir wollten ein bisschen Schnüffler spielen und sind dabei an Ihre netten Leute geraten.«

»Haben Sie mit dem Mann gesprochen, bevor er starb?«

»Mrs Turia hat mit ihm gesprochen.« Er sah keinen Grund, ihren Namen zurückzuhalten, da er sowieso in den Nachrichten erwähnt worden war.

»Fiel der Name Ikarus? Oder das Datum 25. Juli?«

»Nicht dass wir wüssten. Was ist Ikarus?«

»Und Baja-Drogenkartell oder Wisconsin Ave?«

Tyler war verwirrt. Ein auf eigene Faust arbeitender russischer Spion ist bereit, für ein Relikt von Roswell einen Mord zu begehen, kauft so viel Sprengstoff, dass er ganz Zentralaustralien entvölkern könnte, und nun fragt die Agentin, die hinter ihm her ist, nach einer mexikanischen Drogenbande und einer Gestalt der griechischen Mythologie. Sofern er den heutigen

Tag überlebte, würde er gern erfahren, was dahintersteckte. Er schüttelte den Kopf. »Noch nie davon gehört. Vielleicht wäre es hilfreich, die Zusammenhänge besser zu kennen.«

Nadja sah ihn starr an. »Sie müssen sich die Bombe ansehen, die er gebaut hat, und mir sagen, ob man sie entschärfen kann.«

»Warum rufen Sie nicht einfach die Polizei?«

»Wir haben einen Grundriss des Lagers und haben unseren Angriff entsprechend geplant, aber wir

warten noch auf unseren Sprengmeister. Er kommt erst in fünf Stunden aus Singapur. Wir nehmen an, dass Koltschew vorher zuschlägt. Helfen Sie uns oder wollen Sie zusehen, wie er mitten in der Stadt eine Lastwagenbombe hochgehen lässt?«

»Im Klartext heißt das doch, Sie wollen sich mit unserer Hilfe den Ärger eines internationalen Zwischenfalls ersparen, den ein abtrünniger Agent auslösen will.«

»Ja oder nein?«

Tyler sah von Nadjas Pistole zu

Grant.

»Was meinst du?«

Er wusste, dass Grant dasselbe dachte wie er. Sie nahm kein Blatt vor den Mund, weil sie auf ihrer Abschussliste standen, sobald der Job erledigt war. Aber ihnen blieb keine Wahl. Wenn die gewaltige Bombe explodierte, würde in einem Umkreis von fünfhundert Metern sowieso niemand überleben. Und das schloss Jess und Fay mit ein.

Grant nickte und sagte toderntst:
»Ich kann mir nichts Tolleres vorstellen, als Ihnen zu helfen.«

»Dann ist ja alles bestens«, erwiderte sie, ohne auf seinen Sarkasmus einzugehen. »Wenn Sie sich vorzeitig verdrücken wollen, erschieße ich erst Sie und dann Ihre Freunde im Jeep.«

Unbeirrt durch ihrem festen Blick versicherte Tyler: »Wir bleiben, wo wir sind.« Zumindest für den Augenblick, fügte er in Gedanken hinzu.

»Ich warte, bis unser Mann aus dem Transporter steigt. Wenn er ins Gebäude geht, übernehmen ihn meine Leute auf der anderen Seite.

Wir töten ihn aber erst, wenn wir sicher sein können, dass niemand die Bombe zündet. Wir vermuten, dass sie in einem der vier Anhänger versteckt ist, die in den Ladebuchten stehen«, erklärte Nadja Bedowa.

»Und wenn er den Sprengstoff aufgeteilt hat?«

»Dann müssen Sie bei allen vieren prüfen, ob man sie entschärfen kann.«

»Und wenn es nicht geht?«

»Dann rufen wir die Polizei.«

Tyler glaubte ihr kein Wort.

»In Ordnung«, sagte er und

zerbrach sich den Kopf nach einem Ausweg. Vorerst hatte er keine andere Wahl, als ihr zu gehorchen.

»Gehen Sie voran. Sie sind hier der Boss.«

Sie legte den Kopf zur Seite. Tyler vermutete, dass sie einen Empfänger im Ohr hatte, der von ihrem Haar verdeckt wurde.

»Er kommt. Es ist so weit. Bleiben Sie hinter mir.«

Sie rannte zur Lagerhalle. Tyler lief geduckt neben Grant, die beiden Russen bildeten die Nachhut. Als Soldat hatte Tyler in solchen

Situationen gewöhnlich einen Helm, eine Splitterschutzweste und ein M4-Sturmgewehr getragen, er fühlte sich praktisch nackt. So wie Grant die Fäuste ballte, schien auch ihm eine Waffe zu fehlen. Sie erreichten die Halle. Tyler hörte die Rufe der Männer, die darin arbeiteten. Die Agentin öffnete die Tür mit einem Dietrich. Durch den Spalt ließ sie ihren Blick schweifen, dann nickte sie. Sie krochen geduckt ins Innere.

Nun sah Tyler, warum sie diesen Eingang gewählt hatte. Er führte in das ehemalige Büro, das vom Lager

aus nicht einzusehen war. Gebückt, so dass ihr Kopf unter Fensterhöhe blieb, näherte sie sich der offenen Tür am anderen Ende. Stumm deutete sie auf die Vorderseite der Halle.

Tyler konnte in den Laderaum des Anhängers sehen, der ihnen am nächsten stand. Der Großteil seiner Fracht lag im Schatten, aber er machte vier Ölfässer aus. Drähte ragten daraus hervor. Sie hatten die Bombe gefunden.

Wortlos wies die Agentin einen ihrer Männer an, Tyler und Grant

zum Anhänger zu bringen und sie zu bewachen, während sie die Bombe untersuchten. Gleichzeitig würde sie angreifen.

Sie lief mit dem verbleibenden Agenten aus dem Büro. Tyler und Grant krochen mit ihrem Bewacher zum Anhänger. Sie stiegen hinauf, während der Russe draußen blieb und Wache schob.

Tylers Augen brauchten eine Weile, bis sie sich auf die Dunkelheit eingestellt hatten, und so hielt er inne, als sein Fuß gegen etwas Weiches stieß. Zwischen den

Fässern lag ein Körper. Er erkannte das Gesicht, er hatte es auf einem Foto gesehen. Es war Professor Stevens. Neben ihm lag noch jemand. Er erkannte den Mann nicht, aber es konnte nur der Student Milo Beech sein. Tyler kniete sich hin und fühlte den Puls der reglosen Wissenschaftler. Beide lebten. Er versetzte der Wange des Professors einen leichten Klaps. Keine Reaktion. Auch Beech reagierte nicht. Tyler gab Grant durch eine Geste zu verstehen, dass sie bewusstlos waren, vermutlich

narkotisiert.

Als sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt hatten, konnte er die Säcke mit den rosafarbenen ANFO-Kügelchen erkennen, die vom Boden bis zur Decke gestapelt waren. Der zur Verfügung stehende Platz reichte für vierzig Tonnen.

Grant untersuchte die Drähte. Um nicht im Licht zu stehen, das schwach aus der Halle zu ihnen drang, war er hinter ein Fass getreten.

»Scheint nicht mit einer versteckten Falle versehen zu sein«, flüsterte er.

»Aber ich finde weder einen Timer noch einen Empfänger für eine Zündung per Funk.«

»Wenn die Russin den ...«

Rufe im Lager unterbrachen ihn. Der Mann, der sie bewachen sollte, suchte Deckung hinter einem Gabelstapler. Tyler und Grant spähten aus dem Anhänger. Die Agentin und ihre Leute waren eingekreist. Sie sagte etwas auf Russisch. Wladimir Koltschew schüttelte den Kopf und antwortete auf Englisch.

»Weißt du noch, was ich dir

geschrieben hatte, Nadja?«

Sie nickte, senkte aber nicht ihre Waffe.

»Ich konnte es nicht zulassen, Wladimir.«

»Und ich kann dich nicht ziehen lassen.«

»Du kannst nicht zurück nach Russland. Niemals.«

Er schüttelte langsam den Kopf.

»In vier Tagen werden sie mich mit offenen Armen empfangen.«

Nadjas Mann hinter dem Gabelstapler richtete sich auf, um zu schießen, aber einer von Wladimirs

Leuten entdeckte ihn und traf ihn mit drei Schüssen in die Brust. Der Finger noch am Abzug, fiel der Mann nach hinten. Maschinengewehrfeuer traf die Decke, aber durch den Schalldämpfer war wenig mehr als das Ping der Einschläge zu hören.

Aus allen Richtungen hagelte es schallgedämpfte Schüsse. Nadjas Männer suchten Schutz und schossen, was das Zeug hielt, aber sie gerieten ins Kreuzfeuer. Zwei ihrer Gegner hatten sie in der Schusslinie und legten sie mit

tödlicher Präzision um. Es dauerte nur Sekunden, und Nadjas Agenten waren tot.

Sie zeigte keine Angst, als sie das Feuer erwiderte, sondern ließ sich auf ein Knie fallen und zielte auf ihren Gegner in einer Haltung, wie sie im Lehrbuch steht. Sie schoss drei Mal, aber Wladimir rollte sich rechtzeitig zur Seite. Die Kugeln prallten von den Metallwänden hinter ihm ab. Er blieb ausgestreckt liegen und schoss nur ein Mal. Nadjas Kopf zuckte nach hinten, und sie brach zusammen.

»Feuer einstellen!«, rief er, stand auf und ging zur Leiche der Russin. Er kniete sich neben sie und streichelte liebevoll ihr Haar. Tyler sah keine Genugtuung, nur Reue. Er wollte gerade vorschlagen zu fliehen, als Wladimir aufstand und auf den offenen Anhänger zurannte. Sie versteckten sich hinter den Fässern.

»Türen schließen. Die Leichen ins Büro. Wir fahren ab«, hörten sie ihn rufen.

Sie machten sich so klein wie möglich. Flucht wäre reiner

Selbstmord gewesen. Aber die Alternative war auch nicht viel besser. Die Tür wurde zugeschlagen und verriegelt. Tyler und Grant standen im Dunkeln, inmitten einer Sprengladung von vierzigtausend Kilo ANFO.

18. KAPITEL

Wieder einmal sah Jess nach, ob ihr Handy Empfang hatte. Tyler hatte sich noch immer nicht gemeldet. Wirklich besorgt war sie nicht, aber verwundert, dass sich seine

Erkundigungen so sehr in die Länge zogen.

»Was die da drin wohl machen?«
sagte nun auch Fay. Seit der Grauhaarige von dem Transporter zurück in die Lagerhalle gegangen war, hatte sich nichts mehr gerührt.

»Ich weiß nicht. Vielleicht erfahren wir es nachher von Tyler und Grant.«

Großmutter und Enkelin schwiegen wieder und warteten gespannt auf ein Summen ihres Handys.

»Du hast nicht viel mit Tyler geredet, seit wir Neuseeland

verlassen haben.«

Jess seufzte: »Es gibt nicht viel zu sagen.«

»Hast du mit ihm über Andy gesprochen?«

Jess schüttelte den Kopf. »Noch nicht.«

Fay holte tief Luft. »Verrätst du mir, warum du dich von Tyler getrennt hast?«

»Wir hatten damals unterschiedliche Vorstellungen vom Leben.«

»Warst du in ihn verliebt?«

Jess zögerte. »Ich glaube, ja.«

»Und jetzt?«

»Natürlich nicht.«

»Du schwindelst.«

»Nana, ich habe ihn das letzte Mal vor fünfzehn Jahren gesehen.«

»Ich erkenne es an deinem Blick, wenn du ihn ansiehst. Die Chemie stimmt noch.«

»Ich kann dir versichern, dass er hier nur seinen Job macht. Es ist sein Beruf, und dabei belassen wir es. Ich wünschte mir, du hättest mich vorher eingeweiht.«

»Du bist eine Nervensäge, Jessica.«

»Ich weiß.«

»Ich will doch nur vor meinem Tod noch erleben, dass du glücklich bist.«

Jess wurde schwer ums Herz. Sie drückte Fays Hand.

»Ich weiß, Nana. Aber du bist zäh. Du hast noch eine Weile vor dir.«

Fay lächelte traurig. »Wenn nur deine Eltern erlebt hätten, was aus dir geworden ist.«

Jess wollte gerade darauf antworten, als sich auf dem Parkplatz vor der Lagerhalle etwas tat. Zwei Männer gingen zu dem

CAPEK-Lastwagen. Einer stieg ein, der andere blieb dahinter stehen. Das Fahrzeug fuhr zu einem der Anhänger, und der Mann koppelte ihn an.

»Hat Tyler darauf gewartet?«, fragte Fay.

»Ich weiß nicht.«

Nun fuhr der CAPEK zu dem zweiten Anhänger, setzte zurück, und auch dieser wurde angekoppelt. So ging es weiter, bis alle vier Anhänger miteinander verbunden waren.

»Wie hat Tyler das genannt?«

»Einen Lastzug.«

Unterwegs waren sie bereits einigen davon begegnet. Tyler hatte ihnen erzählt, dass Fernlaster von dieser Länge nirgendwo auf der Welt erlaubt waren, nur hier. Der Grund war, dass Australien riesig war, aber kein nennenswertes Schienennetz hatte. Wenn es Güter in entlegene Gegenden zu transportieren galt, wurden die Kosten durch die vielen Anhänger niedriger gehalten.

Die beiden Männer, die den Lastzug zusammengekuppelt hatten, stiegen in einen weißen Ford und

fuhren davon. Jess und Fay duckten sich. Als sie sich wieder aufrichteten, sahen sie den Grauhaarigen mit einem weiteren Mann in den Transporter steigen. Überrascht beobachtete Jess, wie sich der CAPEK-Lastzug in Bewegung setzte. Mit offenem Mund starrte sie hinter dem langen Fahrzeug her, in dessen Führerhaus niemand saß. Am Ende der Straße bog es ab. Einige Minuten später folgte der Transporter. Der Parkplatz der Lagerhalle lag verlassen vor ihnen. Die Tore der

Ladebuchten standen weit offen.

»Was um alles in der Welt spielt sich hier ab?«, wunderte sich Fay.

»Wo stecken Tyler und Grant?«

Jess wählte Tylers Nummer, erhielt aber keine Antwort. Sie ließ den Motor an. »Wir sehen nach.«

Sie fuhr zur Lagerhalle. Es war unwahrscheinlich, dass sich dort noch jemand aufhielt, nachdem alle Fahrzeuge weggefahren waren und man durch die Ladetore freie Sicht ins Innere hatte. Jess ließ den Motor laufen, obwohl sie ausstieg. Sie zog sich auf die Verladerampe hinauf.

Auch Fay, die eine erfahrene Alpinistin war, erkletterte sie ohne Mühe. Die riesige Halle lag totenstill vor ihnen. Tyler und Grant würden sich inzwischen doch gemeldet haben, wenn sie sie beobachteten, ging es Jess durch den Sinn.

»Hallo?«, rief sie.

Keine Antwort. Mit pochendem Herzen setzte sie ihren Weg auf Zehenspitzen fort. Sie hoffte inständig, dass Tyler und Grant nur deshalb nicht antworteten, weil man sie gefesselt und geknebelt hatte.

Doch dann sah sie Stiefel. Sie erstarrte. Die Stiefel einer Frau. Jess konnte ihre Beine nur vom Knie abwärts sehen. Sie lagen regungslos still.

»Warte hier«, befahl sie Fay.

»Warum?« Ihre Großmutter entdeckte die Stiefel. »O mein Gott!«

»Bleib, wo du bist!«

Jess trat in die Tür und sah den ganzen Körper der Frau. Sie war tot, ihre Augen starrten zur Decke, das Loch in ihrer Stirn war so groß wie ein Zehn-Cent-Stück. Hinter ihr

lagen die Leichen von vier Männern, es roch aufdringlich nach Blut, denn sie waren vielleicht fünfzehn Minuten tot, nicht länger. Jess näherte sich ihnen nur so weit wie nötig war, um festzustellen, dass weder Tyler noch Grant dort lagen. Dann rannte sie zurück und hielt dabei die Luft an, damit sie nicht zu rasch atmete oder sich übergab.

»Ruf die Polizei«, sagte sie keuchend zu Fay.

»Ist die Frau tot?«

»Ja. Sag, es sei jemand ermordet worden.«

Während Fay die Polizei anrief, nahm Jess ihr Handy aus der Tasche und wählte noch einmal Tylers Nummer. Er antwortete noch immer nicht. Sie wollte gerade auflegen und es noch einmal versuchen, als sie das Summen eines Handys im Büro hörte.

Sie riss sich zusammen und ging noch einmal, ihr Handy in der Hand, zu den Leichen.

Lauschend blieb sie in der Tür stehen. Alles drehte sich ihr vor den Augen, als ihr aufging, warum Tyler ihre Anrufe nicht entgegengenommen

hatte. Das Summen kam aus der Jackentasche eines Toten.

19. KAPITEL

Tyler konnte sich etwas Vergnüglicheres vorstellen, als in pechscharzer Finsternis die Taschen zweier Bewusstloser zu durchsuchen, aber dadurch kamen sie nach einer Weile wenigstens wieder in den Besitz von Handys. Der Russe war vermutlich davon ausgegangen, dass sie bei der geplanten Explosion sowieso

verglühen würden. Während er das schwache Licht des Telefons auf den Plastiksprengstoff richtete, den Grant in der Hand hielt, suchte er auf dem Display nach einem Netz. Nichts. Die wenigen Male, die eines auftauchte, war es schon gleich wieder verschwunden, bevor er die Nummer der Polizei gewählt hatte. Tyler kannte weder Jess' E-Mail-Adresse noch ihre Telefonnummer, deshalb simste er kurz an Fay: »Hier Tyler. Sind im weißen Laster. Ruft die Polizei. Bombe an Bord.« E1

konnte nur hoffen, dass die Botschaft gesendet wurde, wenn kurz ein Netz vorhanden war.

Grant fluchte leise, als er den Plastiksprengstoff gegen das Brett drückte, auf dessen Rückseite der Riegel angebracht war.

»Klappt es?«

Grant warf seinem Freund einen kurzen Blick zu. Das Weiß seiner Augen leuchtete hell in seinem braunen Gesicht.

»Weißt du, als ich mich auf unseren Abenteuerurlaub gefreut habe, hatte ich mir ehrlich gesagt

etwas anderes vorgestellt. Mehr Licht, bitte.«

Tyler kippte das Handy, damit Grant besser sehen konnte, wie er den Zünder einbaute.

»Sei froh, dass Winter ist. Im Sommer hätten wir hier drin schon lässig fünfzig Grad.«

»Wir haben gleich zweitausend Grad, wenn du mir nicht mehr Licht gönnst.«

Tyler rückte noch ein Stück näher.

»Besser so?«

Grant nickte und entrollte den Draht, den er an Milo Beechs

Telefon anschließen wollte.

»Wenn es uns gleich an den Kragen geht, vergiss bitte nicht, dass die Idee auf deinem Mist gewachsen ist«, sagte er und presste mit Hilfe von Tylers Leatherman zwei Drähte fest zusammen.

»Schon ein Netz?«

Tyler schaute wieder auf das Display des Handys von Professor Stevens.

»Noch immer nicht. Und dabei sind es vielleicht nur noch ein paar Minuten bis zum Ziel.«

»Ja, aber was oder wo ist das

Ziel?«, sagte Grant.

Das war die große Frage. Sie hatten keine Ahnung, wohin sie fuhren, und infolgedessen konnten sie auch nicht wissen, wie viel Zeit ihnen noch blieb.

Die Lastwagenbombe bestand aus Zündern, die in vier C4-Blöcke Plastiksprengstoff eingesetzt waren, die man ihrerseits in die mit ANFO gefüllten Fässer gesteckt hatte. Wäre das C4 erst einmal gezündet, würden die Fässer explodieren und eine Kettenreaktion auslösen, durch die die gesamte Ladung in die Luft

gesprengt würde. Die Bombe war im Augenblick zwar nicht mehr scharf, weil sie die Drähte durchgeschnitten hatten, aber sie hatten nach wie vor weder eine Zeituhr noch einen Empfänger zur Auslösung der Detonation gefunden. Beides musste irgendwo an Bord sein, aber es gelang ihnen nicht, den Draht zurückzuverfolgen.

Sie mussten unbedingt das Weite suchen. Falls die Russen die Explosion auslösen wollten und die Ladung nicht detonierte, würden sie mit Sicherheit den Anhänger öffnen

und nach dem Grund suchen.

»So. Das müsste reichen.«

Grant klopfte leicht auf den Plastiksprengstoff und stand auf.

»Und dir fällt wirklich nichts Besseres ein?«, fragte er noch einmal nachdrücklich.

Tyler lächelte gequält.

»Willst du lieber hier drinbleiben, bis der Lastzug zum Stillstand kommt?«

»Nicht wirklich. Aber mein Gefühl sagt mir, dass wir derzeit so um die hundert Stundenkilometer machen. Wird eine unsanfte Landung, wenn

wir abspringen.«

»Dann bleibt uns doch nur übrig, den Lastzug anzuhalten, bevor wir aussteigen.«

Grant hob einen Finger.

»Bei dem Plan sehe ich ein winziges Problem ...«

»Es ist weniger ein Plan als eine Absichtserklärung.«

»Die Jungs, die dieses Ding drehen, haben Gewehre, und wir haben außer beachtlichen rhetorischen Fähigkeiten gar nichts. Ach ja, und sie haben genug ANFO, um Australien in zwei Kontinente zu

verwandeln.«

Tyler leuchtete die Sprengstoffladung an. Er schätzte, dass sie der Bombenfracht einer B-2 entsprach. Der Attentäter Timothy McVeigh hatte mit seiner Lastwagenbombe von dreitausendfünfhundert Kilo ANFO das halbe Alfred P. Murrah Federal Building in Oklahoma zerstört. Ein Laster mit vierzigtausend Kilo des gleichen Materials würde einen ganzen Straßenzug dem Erdboden gleichmachen.

Um sich zu befreien und den

Anhänger verlassen zu können, würden sie vier kleine Stücke C4 nur gut einen Meter von der tödlichen Fracht des Lasters entfernt zur Explosion bringen müssen. Grant hatte den Plastiksprengstoff und die Zünder aus den Tonnen genommen und einen primitiven Sprengsatz gebaut. Da die Telefone von Professor Stevens und seinem Studenten Beech auch als Walkie-Talkies einsetzbar waren, manipulierte Grant eines der beiden dergestalt, dass es das Detonationssignal sandte, sobald es

von dem anderen angerufen wurde. Damit das Handy bei der Sprengung der Tür nicht zerstört wurde, hatte er zwei Armlängen Draht zwischen den Lautsprecher des Telefons und den Zünder angeschlossen.

»Wir kriegen das schon hin«, beteuerte Tyler, nicht nur um Grant zu beruhigen, sondern auch sich selbst. »Solange es hier drinnen nicht zu einem Brand kommt, dürfte das ANFO stabil bleiben.«

»Wie tröstlich!«

»Sieh die positive Seite. Die Stadt müssten wir inzwischen hinter uns

gelassen haben. Wenn es jetzt knallt, kommen allenfalls ein paar Kängurus um.«

»Und wir.«

»Und ein paar Terroristen.«

»Du bist und bleibst ein Optimist, was?«

Tyler grinste. »Ich gebe mir Mühe. Komm, legen wir los, bevor ich meine Meinung ändere und unser Vorhaben für schwachsinnig erkläre.«

Er folgte Grant, hockte sich ebenfalls hinter eines der Fässer und duckte sich. Selbst wenn die ANFO-

Ladung des Lasters nicht losging, konnten die Splitter der Tür sie tödlich verletzen. Grant nickte, sein Telefon war empfangsbereit. Tyler schloss die Augen, hielt sich die Ohren zu und drückte auf die Sprechtaaste.

Der laute Knall einer Explosion. Beißender Geruch, typisch für C4, drang ihm in die Nase. Er hielt die Luft an und wartete, bis der Rauch durch die neue Öffnung in der Tür abgezogen war. Als er schließlich die Augen öffnete, blendete ihn grelles Licht. Er spähte über das

Fass, um Grants Meisterwerk zu bewundern. Das C4 hatte ein großartiges Loch in den unteren Teil der Tür gerissen und dabei den Außenriegel weggesprengt.

»Nicht übel«, lobte Tyler.

Grant richtete sich auf.

»Noch sitzen wir in diesem Kasten fest.«

Er öffnete die Tür. Windwirbel verfangen sich im Hänger, zerzausten aber nur Tylers Haar.

So weit der Blick reichte, sahen sie Erde und Steine, ab und zu unterbrochen von einem struppigen

Busch. In der Ferne erstreckte sich eine Hügelkette. Das Asphaltband der Straße endete am Horizont in einem Punkt. Tyler konnte sich nicht mit dem Gedanken anfreunden, von dem fahrenden Hänger zu springen. Der Aufschlag würde alles andere als ein Spaß sein, und wenn ihnen nicht ein riesengroßer Zufall zu Hilfe kam, würden sie sich die Köpfe zerschmettern.

»Komisch, wir werden nicht langsamer. Sie müssen doch von ihrem Auto aus gesehen haben, dass wir die Tür aufgesprengt haben.«

»Vielleicht steuern sie den Laster über GPS. Ich für meine Person wäre auf Abstand bedacht, wenn ich hinter einer solchen Ladung ANFO herführe.«

»Ich schau mal nach, ob ich etwas erkennen kann.«

Grant steckte den Kopf um die Ecke des Anhängers. Als er ihn wieder zurückgezogen hatte, blickte er Tyler finster an.

»Es ist noch ein ganzes Stück schlimmer, als wir angenommen haben.«

»Wieso denn das?«

»Überzeug dich selbst.«

Tyler tauschte den Platz mit ihm, kniff die Augen gegen den Fahrtwind zusammen und spähte um die Ecke. Anfangs sah er nur die weiße Seite des Anhängers mit der Aufschrift »Western Lines«. Dann wurde er blass. Deshalb hatte er so viel Metall klappern gehört, bevor sie auf den Highway eingebogen waren! Sie waren nicht im Hänger eines normalen Schleppers, sie fuhren in einem Lastzug. Kein Wunder, dass sie den Empfänger des Zünders nicht gefunden hatten. Er musste in einem

der drei anderen Anhänger sein. Die russische Agentin hatte sich über den Umfang der Sprengladung getäuscht. Falls die anderen Anhänger ebenfalls vollgepackt waren, reichte das ANFO nicht nur, um einen Straßenblock zu zerstören, sondern man würde damit eine ganze Innenstadt dem Erdboden gleichmachen können.

20. KAPITEL

Vom Tor zum Zentrum des Stützpunkts war es nicht weit.

Morgan hatte die blendend weißen Radarkuppeln zum Schutz der Antennen schon auf Fotos gesehen, ihre Größe übertraf ihre Erwartungen jedoch bei Weitem. Ihr Wagen hielt vor einem zweistöckigen Haus, das auch auf einem amerikanischen Bürogelände hätte stehen können. Der Schlepper, der ihnen gefolgt war, setzte seinen Weg fort.

»Willkommen in Pine Gap«, sagte Dr. Kessler beim Aussteigen.

Der von den USA und Australien gemeinsam betriebene Stützpunkt

lag in einem flachen Kessel achtzehn Kilometer südwestlich von Alice Springs. Er war rundum von Bergen geschützt und so geheim, dass er in einem Umkreis von vier Kilometern nur ab einer Höhe von fünftausendfünfhundert Metern überflogen werden durfte. Es kursierten jede Menge Gerüchte über die Anlage. Morgan wusste nur, dass die Nationale Sicherheitsbehörde NSA hier im Rahmen des ECHELON-Programms weltweit Gespräche, E-Mails und SMS auf Mobiltelefonen

ausspionierte, je nach den Schlüsselworten, die aus US-amerikanischer Sicht als brisant galten. Pine Gap war ein wichtiger Stützpunkt, um die Satelliten über der südlichen Hemisphäre zu erreichen. Weniger bekannt war, dass in Pine Gap auch Waffen für Tests auf dem Woomera-Versuchsgelände vorbereitet wurden.

»Wann können Sie uns einweisen, Dr. Kessler?«, fragte Morgan.

»Folgen Sie mir, und ich zeige Ihnen ein Büro, das Sie während

Ihres Aufenthaltes benützen können. Anschließend muss ich meinen Leuten kurz sagen, wohin die angelieferten Teile gebracht werden sollen. Das dürfte zehn Minuten in Anspruch nehmen. Danach können wir loslegen.«

Er brachte sie zu einem kleinen Raum mit zwei Schreibtischen und Stühlen und gab ihnen das Passwort für das interne Wireless LAN. Nachdem er gegangen war, beugte sich Vince zu Morgan und flüsterte: »Verrate mir dein Geheimnis!«
»Wovon sprichst du?«

»Wir haben vierundzwanzig Stunden im Flugzeug verbracht, und du machst den Eindruck, als könntest du gleich zu einem Marathon starten. Ich habe das Gefühl, gleich umzukippen.«

Achselzuckend erwiderte Morgan:
»Ich brauche nicht viel Schlaf.«

»Das ist alles? Du brauchst nicht viel Schlaf?«

»Genau.«

Sie setzten sich an die Schreibtische und wollten gerade ihre Laptops einrichten, da steckte der Labortechniker Collins den Kopf

zur Tür herein.

»Ist Dr. Kessler vielleicht bei Ihnen?«

»Er ist gerade gegangen. Ist etwas los?«

»Nein, ich wollte ihm nur mitteilen, dass wir bereit sind.«

Verblüfft sah Morgan ihren Kollegen an, dann wandte sie sich an den Techniker: »Was wollen Sie damit sagen?«

»Sollte Killswitch nicht getrennt von dem Lastwagen eintreffen?«, kam es statt einer Antwort von Collins.

»Richtig«, bestätigte Vince. »Dr. Kessler sagte, Sie würden ihn erwarten.«

»Das wollte ich gerade melden«, sagte der Techniker verwirrt.

»Ist die Bombe denn noch nicht da?«, mischte sich jetzt Morgan ein.

Sie und Vince waren aufgestanden. Hier war etwas faul. Der Mann sah sie an, als hätten sie ihm eine Fangfrage gestellt.

»Wenn sie schon hier wäre, würde ich doch nicht melden, dass wir für ihre Ankunft bereit sind.«

»Der Lastwagen ist ganze zehn

Minuten vor uns am Flughafen losgefahren«, erklärte Vince. »Josephson war an Bord. Er ist längst überfällig.«

»Sind Sie sich ganz sicher, dass er nicht irgendwo auf dem Gelände steht?«, fügte Morgan hinzu.

Der Techniker schüttelte langsam den Kopf, auf seinem Gesicht malte sich Entsetzen.

»Todsicher. Der Lastwagen ist nicht angekommen.«

Dimitri fuhr den Transporter, mit dem sie dem Lastzug folgten.

Wladimir saß an der Steuerkonsole im Fond und überwachte ihn mit Hilfe der Videoaufnahmen aus seinem Führerhaus. Er sah die Straße aus der Perspektive des Fahrers. Bis Pine Gap war es nicht mehr weit. Dort würde der Lastzug durch das Tor preschen – der solide Frontschutz-bügel über der Motorhaube wäre dem mühelos gewachsen –, und Wladimir würde an seinem Monitor verfolgen können, wie er sich seinen Weg bis mitten auf den Stützpunkt bahnte und dann die gesamte Anlage von

der Karte fegen würde. Der erste Schritt zum Sieg Russlands über Amerika wäre getan.

Er war ein alter Hase und zitterte trotz der großen Anspannung nicht, aber die Muskeln taten ihm weh, so sehr musste er sich beherrschen. Nun hatte er endgültig alle Brücken hinter sich abgebrochen. Kein Hindernis würde ihn aufhalten, denn sein Leben wäre sinnlos geworden, wenn er sein Ziel nicht erreichte. Er hatte Nadja gewarnt, aber sie war schon immer halsstarrig gewesen. Es gab eine Zeit, da hatte er geglaubt,

er würde sie lieben, doch dann hatte er gemerkt, dass in seinem Leben für Liebe kein Platz war. Er hatte damit gerechnet, dass sie in der Lagerhalle auftauchen würde, hatte aber wider besseres Wissen gehofft, sie würde seine Warnung ernst nehmen. Es war enttäuschend einfach gewesen, sie in einen Hinterhalt zu locken und zu überwältigen. Dass sie sich ihm überlegen glaubte, war schon immer ihre große Schwäche gewesen.

Durch den Tod ihres Teams war er zum Feind Nummer eins seiner ehemaligen Vorgesetzten geworden.

Aber sein Erfolg würde sie überzeugen, dass er nicht anders hatte handeln können. Er würde als gefeierter Held ins Vaterland heimkehren. Etwas anderes war undenkbar, wenn er nicht eine Schande für sein Land werden wollte, ein Paria, den ein schlimmeres Schicksal als der Tod erwartete.

Er schob seine Überlegungen beiseite. Jetzt hieß es, sich auf die Gegenwart zu konzentrieren. Der Lastzug musste sein Ziel erreichen, alles andere war nebensächlich.

Wenn ihm das gelang, wäre der Rest vergleichsweise einfach. Er könnte ungehindert zum letzten Angriff schreiten.

Durch die Windschutzscheibe des Führerhauses sah er den Ford, der einen knappen Kilometer vor dem Lastzug herfuhr. Seine beiden Männer achteten auf jede mögliche Störung, vor allem von Seiten der Polizei. Wenn der Lastzug erst einmal vom Highway auf die private Zufahrt der Militärbasis abgebogen war, würde das Auto ihn nicht weiter begleiten müssen, die restliche

Wegstrecke konnte er ihn alleine überwachen.

Ihm fiel auf der GPS-Karte auf, dass der Abstand zwischen dem Lastzug und ihrem Fahrzeug zunahm.

»Schneller«, befahl er Dimitri. »Du fällst zurück.«

»In Ordnung.«

Wladimir spürte, wie sein Fahrer beschleunigte, und wandte seine Aufmerksamkeit wieder dem Bildschirm zu. Ärgerlich stellte er fest, dass nun der vorausfahrende Ford langsamer wurde.

Er beugte sich vor und sprach ins

Mikrofon. »Eskorte Eins, warum werdet ihr langsamer? Haltet den Abstand auf fünfhundert Meter.«

»Ich weiß nicht, wie es möglich ist«, antwortete der Fahrer besorgt. »Wir haben die ganze Zeit die Augen offen gehalten, es hat sich kein Fahrzeug genähert.«

»Was faselst du da? Kommt die Polizei?«

»Nein. Auf dem Lastzug ist ein Mann.«

Wladimir verschob das Mikro, um besser zu hören.

»Was war das eben?«

»Ich kann jemanden oben auf den Anhängern sehen. Er ist gerade vom zweiten auf den ersten gesprungen.«

Entsetzt schüttelte Wladimir den Kopf. Das konnte nicht wahr sein. Wenn er seinen Mann richtig verstand, hatte sich jemand im Lastzug versteckt. Aber wann? Die Türen der Anhänger waren verriegelt, und dem Professor und seinem Studenten hatten sie so viel Betäubungsmittel gespritzt, dass sie noch Stunden bewusstlos sein mussten. Blieb nur noch, dass Nadja doch raffinierter gewesen war, als er

befürchtet hatte. Womöglich gehörte der Mann zu ihren Leuten.

»Halt den Lastzug an, dann legen wir ihn um.«

»Geht nicht. Ihr müsst ihn im Fahren erledigen.«

Nicht mehr weit bis zum Ziel. Die Leichen in der Lagerhalle setzten ihn unter Druck. Jede Verzögerung würde es den Behörden leichter machen, den Lastzug abzufangen, falls der blinde Passagier sie um Hilfe gerufen hatte.

»Kann die Sprengladung durch einen Irrläufer losgehen?«

Wladimir hielt es für wenig wahrscheinlich. ANFO war stabil, eine Kugel hätte keine Folgen. Mehr Sorgen machte ihm, was passierte, wenn das automatische Kontrollsystem des Lastzugs von einem Irrläufer getroffen wurde.

»Nur schießen, wenn ihr angegriffen werdet«, befahl er. »Eskorte Zwei muss auf den Hänger klettern und den Mann erledigen. Verstanden?«

Am anderen Ende herrschte Schweigen. Der Ford fuhr nun so dicht vor dem Lastzug her, dass

Wladimir auf seinem Bildschirm erkennen konnte, wie sich seine Männer berieten. Gurewitschs Beifahrer Lwow behielt offensichtlich die Nerven. Er verstand sich auf seinen Job. Gurewitsch erklärte ihm den Plan.

»Verstanden«, meldete er sich schließlich. »Wenn wir auf gleicher Höhe mit dem Führerhaus sind, steigt Eskorte Zwei auf.«

Wladimir sah den Hinweis auf die Kreuzung. Noch einen Kilometer.

»Ihr nähert euch dem Abzweig. Der Lastzug wird langsamer, damit er

abbiegen kann. Nutzt eure Chance, bevor er wieder Fahrt aufnimmt.«

»Verstanden.«

Der Lastzug bremste jedoch schärfer als erwartet, und sein Führerhaus senkte sich. Auch der Mann auf dem Hänger hatte offensichtlich nicht mit der heftigen Bremsung gerechnet, denn er stürzte auf die Motorhaube. Es war nur noch der Rücken seiner Lederjacke zu sehen, die Sicht auf die Straße war blockiert. Um zu verhindern, dass er weiter abrutschte, warf sich der Mann herum und hielt sich am

Rand der Motorhaube fest. Mit der Füßen stemmte er sich gegen den Frontschutzbügel. Zuerst sah Wladimir nur braunes, zerzaustes Haar. Der Mann musste mindestens einen Meter neunzig groß sein, sonst hätte er sich nicht vom Bügel bis zum Rand der Motorhaube strecken können – auf jeden Fall wirkte er groß genug, um Eskorte Zwei gefährlich zu werden.

Da blickte der blinde Passagier hoch, und zwei blaue Augen starrten den Russen durch die Videokamera an. Ungläubig starrte Wladimir

zurück.

Was hatte Tyler Locke hier zu suchen? Am liebsten hätte er ihn durch den Bildschirm hindurch erwürgt, aber er war weit weg, an ein Eingreifen war nicht zu denken. Er beugte sich vor und ließ Locke nicht aus den Augen. Dann sagte er langsam und deutlich zu seinem Fahrer Gurewitsch: »Wie ihr es macht, ist mir völlig egal, aber holt den verdammten Kerl von meinem Lastzug herunter.«

21. KAPITEL

Obwohl Tyler alle Hände voll zu tun hatte, um nicht abzurutschen und von den achtzig Reifen des Lastzugs zermalmt zu werden, war er wie hypnotisiert von dem leeren Führerhaus. Immer wieder brachten unsichtbare Hände die Lenkung auf Spur. Vermutlich ist es heutzutage schwierig geworden, Selbstmordattentäter zu finden, dachte er mit einem Anflug von Galgenhumor. Er bewunderte die Ingenieurleistung, die hinter dem ferngesteuerten Zweihunderttonner

steckte. Dann erinnerte ihn jedoch der heulende Fahrtwind daran, dass er soeben auf dem besten Weg war, zum Verkehrstoten zu werden.

Leider war ihr Ausbruch nicht ganz so gelaufen, wie er es sich vorgestellt hatte. Er hatte die Zange seines Leathermans in die Schiene geklemmt, um das Tor offen zu halten, während er sich auf das Dach zog. Grant half ihm dabei, doch der heftige Fahrtwind hätte ihn beinahe auf den Asphalt geschleudert. Nachdem er oben einen sicheren Halt gefunden hatte, war er auf den

Anhängerdächern nach vorn gekrochen. Er wollte gerade vom Führerhaus nach unten klettern, als der Lastzug unvermittelt langsamer wurde und er auf die Motorhaube fiel. Er drehte den Kopf, um zu sehen, was los war, und entdeckte einen weißen Wagen, der kurz vor ihnen abbog. Der Lastzug schien ihm zu folgen.

Tyler nutzte die verlangsamte Fahrt, um seine Beine über die Seite auf das Trittbrett zu schwingen. Mit einer Hand am Spiegel manövrierte er sich zum Türgriff und zog daran.

Koltschew hatte natürlich nicht mit blinden Passagieren gerechnet, die Tür ließ sich öffnen. Im Führerhaus suchte er nach einem Schalter, mit dem er die Fernsteuerung abschalten konnte, sah aber keinen. Mitten auf dem Armaturenbrett war ein LCD-Bildschirm von der Größe eines Laptops angebracht. Er berührte ihn, und ein Fenster erschien mit dem Logo CAPEK.

Nachdem er die Kurve erfolgreich hinter sich gebracht hatte, beschleunigte der Lastzug wieder. Ein Schild blitzte auf.

SACKGASSE

Joint Defence Facility Pine Gap

SPERRGEBIET

Hier wenden

Pine Gap kannte Tyler nur vom Hörensagen, aber es klang ganz nach einem Ort, den ein Terrorist auf dem Schirm hätte. Die Kameras entlang der Straße hatten den Laster bestimmt längst entdeckt, aber vermutlich dachte man, es handele sich um eine Lieferung für den Stützpunkt, deren Ankunft aus irgendwelchen Gründen nicht richtig gemeldet oder notiert worden war.

Die Wachposten würden den Schlepper anhalten wollen und ihren Fehler erst erkennen, wenn er durch das Tor brettete. Am besten wäre es, wenn Tyler ihn vorher stoppen könnte.

Er musterte den Bildschirm. Am unteren Rand stand das Wort Menü. Tyler berührte es, und eine unüberschaubare Liste von Abkürzungen und Befehlen leuchtete auf. Es würde Ewigkeiten dauern, bis er herausgefunden hätte, welche Befehlsreihe zum Anhalten führte, deshalb tat er das, was seiner

Meinung nach auch einen Roboter zum Stillstand brachte, er trat auf die Bremse. Der Lastzug wurde tatsächlich etwas langsamer, aber er hatte das Gefühl, dass die Bremse abgestellt war oder jemand Gegenbefehle gab.

Als Nächstes versuchte er, den Lastzug von der Fahrbahn abzubringen, aber die Lenkung hatte keine Wirkung auf die Räder. Offenbar erfolgte die Steuerung über einen Computer. Ungeduldig trat er mit aller Macht auf das Bremspedal, und endlich verlangsamte der

Lastzug sein Tempo auf fünfzehn Stundenkilometer.

Das Walkie-Talkie seines Handys quäkte.

»Tyler?«, fragte Grant.

»Ich bin im Führerhaus.«

»Also bringst du uns zum Halten?«

»Nicht wirklich. Wir müssen auf Plan B zurückgreifen. Sieh zu, dass du Stevens und Beech loswirst.«

»Mach ich.«

Er würde die bewusstlosen Männer in den Straßengraben werfen müssen. Hoffentlich fuhr der Laster langsam genug.

»Bist du schon fertig mit dem Ding?«, fragte Tyler.

»Fast«, erwiderte sein Freund.
»Deshalb rufe ich an. Denk dran, dass ich eine Weile nicht zu erreichen bin. In dreißig Sekunden ist es dann so weit. Kannst du noch so lange langsam fahren?«

»Mach ich.«

»Und denk daran, auf gar keinen Fall bei mir anrufen.«

»Verstanden.«

Plötzlich tauchte im Seitenfenster des Führerhauses ein Gesicht auf. Während er mit Grant sprach, hatte

Tyler das weiße Auto ganz aus den Augen verloren. Ein Mann wollte die Tür aufreißen. Geistesgegenwärtig stieß Tyler heftig dagegen, so dass sie aufflog. Der Mann geriet kurz aus dem Gleichgewicht, fing sich aber wieder und schlang seinen Arm um Tylers Hals. Solange er irgend konnte, hielt Tyler seinen Fuß auf der Bremse, aber weil sein Hals in der Armbeuge seines Angreifers eingeklemmt war, schwamm bald alles vor seinen Augen, und sein Gesichtsfeld schrumpfte rapide. Er stieß mit dem

Ellbogen nach hinten, ohne große Wirkung. Seine andere Hand konnte er nicht einsetzen, sonst wäre sein Handy zu Boden gefallen. Sekunder bevor ihm schwarz vor Augen wurde, warf er sich mit dem ganzen Körper herum und durch die Tür auf der Fahrerseite. Er landete auf der Motorhaube des weißen Fords, dessen Fahrer vor Überraschung ausscherte, dann das Tempo verlangsamte und auf ihn anlegte. Tyler, der nicht unter die Räder des Lastzugs geraten wollte, warf sich neben dem Asphalt auf die Erde.

Die durch die Windschutzscheibe des Fords auf ihn abgegebenen Kugeln verfehlten ihn. Er konnte seinen Kopf vor dem Aufprall schützen, aber seine Arme und Beine wurden gewaltig strapaziert. Er biss die Zähne zusammen, als er sich aufsetzte und die Hand öffnete. Sein Handy war intakt.

Er drehte sich um und sah den winkenden Grant, neben dem zwei Gestalten lagen. Tyler rannte los und wies dabei auf einen Felsbrocken von der Größe eines Volkswagens, der neben der Straße

lag.

»Deckung!«, rief er.

Grant gab ihm ein Zeichen, dass er verstanden hatte, und packte einen der Bewusstlosen, als wäre er so leicht wie ein Federkissen. Tyler wuchtete den anderen auf die Schulter, es war der etwas kleinere Professor Stevens, und suchte ebenfalls Schutz hinter dem Felsen. Keuchend legte er den Bewusstlosen auf die Erde.

»Willkommen«, sagte Grant. Er sah dem Auto nach, das parallel zum Lastzug fuhr, der wieder an Tempo

zulegte.

»Sind die vom Automobilclub?«

Tyler nickte. »Und sehr schockiert, was wir mit ihrem Laster angestellt haben.«

»Wir täten also gut daran, einen weiten Bogen um sie zu machen?«

»Ich glaube, sie würden ihre Gewehre sprechen lassen.«

Der Mann, dem Tyler entkommen war, fuhr nun auf dem Trittbrett und wartete auf eine Gelegenheit, zurück auf den weißen Ford zu springen. Der Fahrer hatte offenbar nicht vor, für ihn anzuhalten.

»Was meinst du, wie groß sollte der Abstand zwischen uns und dem Lastzug sein?«, fragte Grant.

»Drei Kilometer wären mir am liebsten, aber ich fürchte, das klappt nicht.«

Der Mann sprang auf den Ford, der sofort die Fahrt verlangsamte. Der Laster war inzwischen fast zwei Kilometer von Tyler und Grant entfernt.

»Jetzt oder nie«, sagte Tyler.

Beide hockten sich hinter den Stein und versuchten den Professor und seinen Studenten zu schützen. Wenn

ihr Vorhaben scheiterte, blieben ihnen nur noch wenige Sekunden, um Pine Gap zu warnen, denn die beiden Männer würden mit Sicherheit umkehren und sie umlegen.

Tyler wartete, bis Grant die Hände auf die Ohren gelegt hatte, dann drückte er auf die Sprechaste des Handys und hielt sich die eigenen Ohren zu.

Grants Handy war nun Teil eines Stromkreises, an dem einer der Zünder in einem der Fässer voll ANFO hing. Er empfing das Signal

und schickte einen Stromstoß zu dem Zünder.

Ein ohrenbetäubender Knall zerriss die Luft, Fontänen von Erde und Sand wurden gen Himmel geschleudert. Im Schutz des Felsbrockens nahm Tyler selbst durch seine geschlossenen Augenlider den gigantischen Feuerball wahr. Die Druckwelle brachte jeden Knochen in ihm zum Erbeben, und die Hitzewelle versengte ihm das Haar.

Metallstücke fielen vom Himmel. Tyler hielt schützend die Arme über

den Kopf, aber viel nützen würde ihm das nicht, falls größere Teile bis zu ihnen geschleudert würden. Sie konnten nur hoffen, dass der Fels ihnen ausreichend Schutz bot.

Ewigkeiten schienen zu vergehen, bis die Nachwirkungen der Explosion endlich verebbten. Tyler öffnete die Augen. Er musterte den Professor und den Studenten. Beide atmeten und waren unverletzt. Grant blinzelte, als wäre er aus dem Koma erwacht.

»Alles in Ordnung?«, fragte Tyler.

»Das nächste Mal unbedingt drei

Kilometer Entfernung«, erwiderte Grant.

Sie standen auf, taumelnd traten sie hinter dem Felsen vor, um sich einen Überblick zu verschaffen.

Nachdem sich die gigantische Staubwolke verzogen hatte, konnten sie sehen, dass der Lastzug von der Erdoberfläche verschwunden war und statt seiner ein Krater von über dreißig Metern Durchmesser entstanden war. Von dem weißen Ford war keine Spur mehr zu sehen. Von Koltschews Männern war nichts mehr übrig.

Grant hielt Tyler sein Leatherman hin, ohne den Blick von dem Trümmerfeld zu wenden.

»Ich dachte, vielleicht willst du es zurückhaben«, sagte er.

»Danke«, erwiderte Tyler mechanisch, während er es in seinen Gürtel steckte.

»So«, sagte Grant, »sollen wir jetzt die Polizei rufen?«

»Das wird wohl kaum nötig sein«, erwiderte Tyler. Ehrfürchtig sah er zu dem rauchenden Krater hinüber.

»Ich könnte mir vorstellen, dass wir die längste Zeit allein gewesen

sind.«

22. KAPITEL

Dreißig Sekunden nachdem der Kontakt mit dem Lastzug abgebrochen war, schüttelte die Druckwelle der gigantischen Explosion den Transporter, in dem Wladimir Koltschew saß, wie einen Farbeimer im Mischer. Er versuchte sofort, seine Leute zu erreichen, hörte aber nur noch ein Rauschen in seinem Headset. Wütend riss er es sich vom Kopf, schmetterte es gegen

das Armaturenbrett und fluchte, seinen eigenen Anweisungen zuwider, laut auf Russisch.

Dieser Locke hatte es anscheinend irgendwie geschafft, die Lastzugbombe vorzeitig hochgehen zu lassen und seinen sorgfältig ausgetüftelten Plan buchstäblich in die Luft zu jagen. Zum Glück war der Kerl jetzt tot, aber das galt leider auch für seine eigenen Leute. Benommen und ungläubig lehnte er sich in seinem Sitz zurück. Wie sollte es nun weitergehen? Er hatte die Zerstörung Pine Gaps unter

anderem als Ablenkungsmanöver geplant. Niemandem sollte auffallen, dass er die Waffe gestohlen hatte. Jetzt würden die Amerikaner sofort handeln, um sie wieder in ihre Hände zu bekommen. Er durfte keine Zeit verlieren.

Dimitri fuhr langsamer.

»Fahr weiter.«

Wladimir stieg nach vorn zu ihm auf den Beifahrersitz.

»Zu unserem Treffpunkt«, befahl er.

In der Ferne stieg eine Pilzwolke zum Himmel empor.

»Was zum Teufel ist da los? Ist das nicht zu früh?«, fragte Dimitri erstaunt.

»Den Lastzug können wir abschreiben.«

Dimitris Finger umklammerten das Lenkrad so fest, dass seine Knöchel weiß wurden.

»Wie war das möglich?«

»Dieser Tyler Locke, der uns schon in Neuseeland einen Strich durch die Rechnung gemacht hat, muss wieder die Hände im Spiel gehabt haben.«

»Er ist hier?« Dimitri sah Wladimir

mit offenem Mund an.

»Er muss mit Nadja gekommen sein.«

»Hat er überlebt?«

Wladimir dachte nach.
Grundsätzlich war es möglich.
Besser, er ging bei seinen
Überlegungen davon aus.

»Vielleicht ja. Aber daran können
wir jetzt sowieso nichts ändern.
Gleich wimmelt es hier von Polizei.
Unsere beiden Leute sind jedenfalls
tot.«

Zumindest lag die Vermutung nahe,
dachte er, denn der Lastzug war

explodiert, kurz nachdem Gurewitsch das Führerhaus des CAPEK verlassen hatte.

»Die Amerikaner werden Himmel und Hölle in Bewegung setzen, um die Waffe zu finden«, gab Dimitri zu bedenken.

»Unser Plan, wie wir sie zurück in die USA bringen können, ist unverändert gut. Das größere Problem ist das Xenobium. Wir brauchen es, um sie funktionsfähig zu machen«, erwiderte Wladimir.

»Können wir unser Vorhaben überhaupt noch durchführen?«

»Auf jeden Fall«, kam es im Brustton der Überzeugung von Wladimir. Insgeheim hegte er jedoch große Zweifel. Ohne Xenobium war Killswitch nichts weiter als eine stinknormale Bombe, die noch nicht einmal besonders stark war. Nur mit dem Xenobium ausgestattet würde sie die Welt verändern.

Sein Handy meldete sich. Außer seinen Leuten hatte nur noch sein Maulwurf in Pine Gap diese Nummer. Er war auf der Hut, als er antwortete.

»Ja?«

»Ich bin's«, hörte er eine männliche Stimme.

Sie riskierten keine Namen. Der Anruf wurde von einem VoIP-Service weitergeleitet, man würde ihn nicht verfolgen können. Trotzdem hatten sie Anrufe bisher vermieden.

»Was wollen Sie?«

»Wissen Sie, was zum Teufel passiert ist!«

»Das Paket wurde nicht wie geplant abgeliefert.«

»Das weiß ich selbst! Ich habe schließlich Ohren! Was soll ich jetzt

tun?«

»Kommen Sie raus?«

»Nein. Das Gelände ist
abgeriegelt.«

»Was ist mit dem Auslöser?«

»Gütiger Gott, den kann ich doch
unter diesen Umständen nicht
rausschmuggeln! Sie werden sich
gedulden müssen.«

»Das geht nicht. Morgen wird unser
Briefkasten in Sydney geleert. Wenn
das ...« In seinem Zorn über das
Scheitern seiner Pläne hätte er
beinahe Xenobium gesagt, erinnerte
sich aber in letzter Minute daran,

dass das Wort Alarm auslösen würde. »Wenn es nicht bis spätestens Mitternacht im Briefkasten liegt, sind alle unsere geschäftlichen Absprachen nichtig.«

»Sie können mich doch nicht einfach hängen lassen! Es ist eine reine Zeitfrage, bis man entdeckt, dass ich meine Hand im Spiel hatte.«

»Sie kannten die Risiken und haben eine Stange Geld dafür kassiert.«

Langes Schweigen am anderen Ende.

»Dann packe ich aus.«

»Was wollen Sie denn auspacken? Sie haben doch keine Ahnung, wohin wir das Paket bringen. Mir wird nichts passieren. Sie hingegen werden hingerichtet – wegen Landesverrats. Verlieren Sie also nicht den Kopf, sondern zerbrechen Sie sich ihn lieber darüber, wie Sie mir den Auslöser zuspielen können. Und versuchen Sie gar nicht erst, mich noch einmal anzurufen.«

Er legte auf und ließ das Fenster herunter. Dann löschte er alles, was auf dem Handy war, entfernte den Akku und die Fingerabdrücke und

warf das Gerät in hohem Bogen in die Wüste.

»Glaubst du wirklich, er schafft es?«

Wladimir schüttelte den Kopf. »Ich habe meine Zweifel, aber helfen können wir ihm nicht.«

Ohne das Ablenkungsmanöver der Bombenexplosion war es ein Ding der Unmöglichkeit, das Xenobium unentdeckt aus Pine Gap zu schmuggeln. Wladimir massierte sich die Stirn gegen seine aufkommenden Kopfschmerzen.

»Wenn er erwischt wird, verrät er

den toten Briefkasten.«

»Wodurch wir erfahren, dass man ihn geschnappt hat.«

An seinen Maulwurf brauchte er keinen Gedanken zu verschwenden. Der konnte nichts verraten, was den Behörden nützte. Er bildete sich ein, amerikanische Söldner wollten die Bombe auf dem schwarzen Markt verhökern.

»Und das Xenobium? Ohne der Auslöser ist Killswitch wertlos.«

»Es gibt welches in Peru, und dank Fay Turia wissen wir endlich, wie wir es finden.«

Dimitri wollte auf weitere mögliche Komplikationen hinweisen, hielt sich aber zurück, als er Wladimirs eisigen Blick sah. Fünf Minuten später bog er auf eine unasphaltierte Straße ab, fuhr noch einen knappen Kilometer weiter und parkte den Transporter hinter einem Felsen, der schroff aus dem Sand ragte. Er öffnete sein Handy.

»Wir sind bereit.« Er legte sofort wieder auf und wandte sich an Wladimir. »In vier Minuten sind sie hier.«

Sie säuberten den Transporter von

Spuren und trotteten zurück zum Highway. Man würde das Fahrzeug irgendwann finden, aber ihre Spur wäre dann längst kalt. Zwei beige Personenwagen näherten sich, als sie den Highway erreichten. In dem ersten saßen zwei Männer, in dem zweiten vier.

Wladimir und Dimitri stiegen in den Fond des ersten Autos, das sofort wieder Tempo aufnahm.

»Buran«, befahl Wladimir dem Fahrer, »du und Winski, ihr beobachtet morgen den toten Briefkasten. Denkt daran, dass er

verraten worden sein kann. Wenn die Lieferung eintrifft, nimmt sie an euch, und bringt sie an den verabredeten Ort in Mexiko.«

»Was ist mit uns?«, fragte Dimitri.

»Wir folgen der Spur, die wir Mrs Turia verdanken. Es kann nicht schaden, noch eine weitere Quelle aufzutun.«

Auf ihrer Fahrt in den Süden hielten sich die Fahrzeuge strikt an die vorgeschriebene Geschwindigkeit. Neunzig Minuten später würden sie auf dem abgelegenen Flugplatz eintreffen, wo

eine gecharterte Pilatus PC-12 Turboprop auf sie wartete. Vier Stunden später wären sie mit der gestohlenen Bombe, die auf die Kofferräume der Autos verteilt war, im Flughafen Bankstown, westlich von Sydney.

Wladimir rief den Piloten ihres Privatjets von Dimitris Handy aus an und informierte ihn, dass er den Flughafen am nächsten Tag um acht Uhr morgens verlassen wollte. Bis dahin wartete noch viel Arbeit auf sie. Nur noch vier Tage bis zur Stunde null.

23. KAPITEL

Grant saß auf dem Rücksitz des schwarzen Transporters und wackelte mit der Kinnlade, um seine Ohren wieder frei zu bekommen. Sie dröhnten immer noch dumpf, bluteten aber nicht. Sein Trommelfell dürfte nicht geplatzt sein. Von dem Sturz aus dem Lastzug waren seine Kleider noch mit Erde verschmiert. Am schlechtesten ging es der Schulter, mit der er zuerst auf dem harten Boden aufgeprallt war, aber davon

abgesehen schien alles an ihm in Ordnung zu sein. Als Ringer hatte er gelernt, Stürze abzufangen.

Tyler saß neben ihm und rieb sich den Ellbogen. Auch von seiner Jacke rieselte der Staub.

»Alles in Ordnung?«, fragte Grant.

»Bin nur mit der Motorhaube in Berührung gekommen. Ein Bier bringt mich darüber hinweg.«

Grant warf einen verschmitzten Blick zu ihrer stoischen Bewachung auf der Vorderbank.

»Wenigstens haben sie uns keine Handschellen angelegt.«

Tyler ging auf seinen Ton ein.

»Wenn man bedenkt, was wir mit ihrer schönen Straße angestellt haben, hätten mich Handschellen nicht erstaunt.«

Nur wenige Minuten nach der Explosion waren heuschreckenartig die Polizei, die Feuerwehr und mehrere Krankenwagen aufgetaucht und hatten den Unfallort abgesperrt. Als Tyler und Grant Jess und Fay erwähnten, rückten sie endgültig in den Mittelpunkt des polizeilichen Interesses. Gerade wollten die Beamten sie abführen, als eine

Abordnung aus Pine Gap erschien, sie ihrerseits in Gewahrsam nahm und in einen Transporter verfrachtete.

»Hast du eine Ahnung, warum sie uns nach Pine Gap bringen wollen?«

Achselzuckend erwiderte Tyler: »Frag mich was Leichteres.«

»Vermutlich wollen sie uns einen Orden verleihen«, witzelte Grant.

»Uns danken, weil wir einen Terroranschlag verhindert haben.«

»Ich glaube nicht, dass wir es mit Terroristen zu tun haben. Wenn es sich wirklich um abtrünnige Agenten

handelt, wie die Russin sagte, sind es wahrscheinlich eher Söldner. Sie gehörten ja auch nicht in die Selbstmörderkategorie.«

»Weil ein Roboter-Lastzug die Schmutzarbeit tun sollte?«

Tyler nickte. »Es war bestimmt kein Kinderspiel, diesen CAPEK-Prototyp zu stehlen und vier mal vierzig Tonnen ANFO zusammenzusuchen. Weißt du etwas über Pine Gap?«

»Einer der Polizisten sagte etwas von einem NSA-Lauschposten. Die dort stationierten Leute verkehren

zwar mit den Einheimischen, aber niemand spricht darüber, was hinter dem Zaun vor sich geht.«

»Wie dem auch sein mag, wer diesen Lastzug zusammenstellte, wusste genau, was er tat. Da steckt eindeutig etwas dahinter. Um eine politische Aussage ging es nicht. Sonst wäre er nicht hinter Fays Sachen her gewesen.«

»Aber dass der ganze faule Zauber mit Roswell zu tun haben soll, will mir auch nicht in den Kopf. Wir haben ja schon eine Menge schräges Zeug erlebt, aber das wäre einfach

nur noch verrückt.«

»Ich glaube auch nicht an kleine grüne Männchen. Aber das hier ist ein ganz dickes Ei.«

»Ja, es muss etwas dahinterstecken, sonst würden sie doch nicht zwei Zivilisten in eine Spionagehochburg hineinlassen.«

Sie waren natürlich keine typischen Zivilisten. Gordian arbeitete so eng und häufig mit dem Pentagon zusammen, dass Tyler und Grant zu den größten Geheimnissen Zugang hatten. Trotzdem hatte ihr Status nicht automatisch zur Folge, dass sie

einfach in den geheimsten US-Stützpunkt der südlichen Hemisphäre hineinspazieren konnten. Da musste jemand mit Beziehungen seine Hände im Spiel gehabt haben.

Die Sicherheitskontrollen am Tor waren beeindruckend. Den Lastzug aufzuhalten wäre dennoch ein Ding der Unmöglichkeit gewesen, vor allem, da kein Fahrer vorhanden gewesen wäre, den man hätte erschießen können.

Der Wachmann kontrollierte die Papiere der Insassen, während sein

Kollege mit einem Spiegel das Chassis von unten überprüfte. Nachdem er eine Runde um das Fahrzeug gedreht hatte, winkte er es durch. Eine Minute später kam es mit quietschenden Reifen zum Halt. Einer der Wachleute stieg aus und riss die Tür auf.

»Los, gehen wir.«

Tyler verließ den Wagen, Grant folgte ihm. Er setzte seine Sonnenbrille zum Schutz gegen das grelle Mittagslicht auf und atmete tief die saubere Luft ein. Dann drehte er sich einmal um die eigene

Achse, um sich zu orientieren. Flache weiße Gebäude erstreckten sich auf einem schätzungsweise vier Hektar großen Gelände. Im Norden lagerten elfenbeinfarbene Radardome, die die empfindlichen Antennen vor dem Sand schützten, der von Zeit zu Zeit über das Gelände wirbelte. Nichts unterschied Pine Gap von einer gewöhnlichen Büroanlage in den USA. Grant stellte sich vor, dass der Lastzug an der Stelle explodiert wäre, wo er gerade stand. Von den Gebäuden wäre nur noch ein

Trümmerfeld übrig geblieben.

Eine schlanke Frau näherte sich ihnen. Ihr dichtes braunes Haar schwang bei jedem energischen Schritt mit. In ihrem modischen grauen Hosenanzug und der grünen Hemdbluse sah sie nicht wie eine Wissenschaftlerin aus, aber das vernünftige Schuhwerk mit den Gummisohlen passte auch nicht zu einer Verwaltungsangestellten. Sie wäre zum Umwerfen gewesen, hätte sie nicht so ein böses Gesicht gemacht, als sie sich vor ihnen aufbaute.

»Dr. Locke und Mr Westfield, kann ich Ihre Papiere sehen?«

Leidenschaftslos inspizierte sie die Pässe.

»Ich bin Special Agent Morgar Bell, Sonderermittlungen der Air Force.«

»Nett, Sie kennenzulernen, Agent Bell, ich heiße Grant.«

Sie ließ sich nicht ködern.

»Alles, was Sie hier sehen, hören oder lesen, unterliegt strengster Geheimhaltung. Von Rechts wegen dürften Sie hier noch nicht einmal stehen.«

»Wenn es uns nicht gäbe, würden Sie hier nicht mehr stehen«, erwiderte Grant.

»Das ändert nichts an der Tatsache, dass Sie ein Sicherheitsrisiko sind, das wir in diesem Moment noch weniger als zu anderen Zeiten gebrauchen können.«

Grant betrachtete ostentativ die Rauchwolke im Osten. »Sieht so aus, als sei aus dem Risiko schon der Ernstfall geworden.«

»Sind wir Verdächtige?«, fragte Tyler.

Morgan schüttelte den Kopf.

»Wir haben Sie überprüft, nachdem die Polizei Ihre Identität festgestellt hatte. Wegen Ihrer Unbedenklichkeit halten wir es für ratsam, Sie zu befragen. Immerhin könnten Sie über Informationen verfügen, die wesentlich für die nationale Sicherheit sind. Sie haben Glück, dass man nicht gegen Sie ermittelt, weil Sie sieben Menschen auf dem Gewissen haben.«

»Langsam!«, protestierte Grant.
»Wir haben nur zwei getötet. Und das aus Notwehr. Ganz davon abgesehen, dass wir Professor

Stevens und Milo Beech gerettet haben, denen es gut geht, wenn mich nicht alles täuscht.«

Morgan pflanzte sich vor Grant auf.
»Mr Westfield, ich überlasse es anderen, Ihnen die Ehrung angedeihen zu lassen, die Sie für das, was Sie heute Morgen getan haben, zu verdienen meinen. Mich beschäftigt ein viel wichtigeres Problem. Sie sind hier, weil ich das so wünsche, und Sie tun das, was ich Ihnen sage, solange Sie sich auf diesem Stützpunkt aufhalten. Folgen Sie mir«, fügte sie hinzu und drehte

sich auf dem Absatz um.

Grant beugte sich zu Tyler und flüsterte: »Mann, die gefällt mir!«

»Muss ja«, erwiderte Tyler. »Denn sie kann dich entschieden nicht ausstehen.«

»Was ist ein Leben ohne Hindernisse?«

Grant holte Morgan ein und lief neben ihr her.

»Was ist?«, sagte sie.

»Ich dachte, dass es Ihnen helfen könnte, etwas mehr über uns zu wissen.«

»Ich hätte nicht zugestimmt, wenn

ich Ihre Akte nicht gelesen hätte.«

Morgan öffnete eine Tür und führte sie in das Gebäude.

»Ich weiß alles, was ich brauche.«

»Ach ja? Was wissen Sie denn über mich?«

»Elektroingenieur der Uni Washington, Profiringer, bis Ihr Gewissen erwachte und Sie Soldat wurden. Sie halten sich für knallhart, weil Sie anschließend zu den Army Rangers gegangen sind. Sie arbeiten für Gordian und fallen mir derzeit auf die Nerven.«

»Ich stehe auch auf heiße

Schokolade, Shetland-Ponys und Strandspaziergänge im Mondenschein. Nun erzählen Sie mir etwas über sich.«

Sie biss nicht an. Verzog keine Miene.

»Nein«, sagte sie und beschleunigte ihr Tempo.

»Versuch gescheitert«, berichtete er Tyler.

Schließlich blieb sie vor einer Tür stehen und wies wortlos auf eine Reihe kleiner Fächer.

»Legen Sie alles, was Sie an Kommunikations- oder

Aufnahmegeräten dabei haben, dort hinein. Der Raum ist zwar völlig abgeschirmt, aber Handys oder PDAs sind darin trotzdem nicht erlaubt.«

Tyler nahm Stevens' Telefon aus der Tasche und legte es in eines der leeren Fächer. Die Agentin wartete auf Grant, doch der hob nur beide Arme.

»Das, was ich bei mir hatte, hat die Bombe zu Staub verwandelt. Ach ja, und ich wäre sehr dankbar, wenn Sie mir mein eigenes bei Gelegenheit aus der Lagerhalle mitbringen könnten.«

Morgan verdrehte genervt die Augen und betrat das Labor. Grant grinste, so viel Spaß hatte er den ganzen Tag noch nicht gehabt.

Das Labor war sehr geräumig. Einige Apparaturen kannte Tyler, andere waren neu für ihn. Zwei Männer im Kittel unterhielten sich angeregt mit einem Mann in einem dunkelblauen Anzug. Beim Anblick der Neuankömmlinge unterbrachen sie ihr Gespräch. Morgan stellte sie kurz vor. Der Mann im Anzug war ihr Kollege Vince Cameron. Dr. Charles Kessler, der ältere Typ im

Kittel, schien der Boss zu sein. Der jüngere Mann, der so wirkte, als fühle er sich äußerst unwohl in seiner Haut, war der Labortechniker Ron Collins.

»Ich wiederhole meinen Protest. Diese beiden Personen gefährden das Projekt.«

»Der Minister hat sich persönlich für sie verbürgt«, entgegnete Morgan.

Grant war nicht erstaunt darüber. Tylers Vater war ein Zwei-Sterne-General der Air Force gewesen und mit dem Minister befreundet. Es

hatte mit Sicherheit nur eines Anrufs bedurft.

»Außerdem sind die beiden unsere einzige Hoffnung, die Kiste schnell wiederzufinden.«

»Der Schutz der Waffe ist Ihr Ressort. Wenn Sie nicht versagt hätten, bräuchten wir die beiden nicht.«

Morgan trat so dicht an Dr. Kessler heran, dass sich ihre Nasen fast berührten.

»Es ist mir völlig egal, was Sie von mir halten. Mir geht es um die Sicherheit meines Landes. Wenn Sie

die weiterhin gefährden, indem Sie meine Ermittlungen behindern, werde ich Sie unter Arrest stellen. Habe ich mich klar ausgedrückt?«

Grant lachte in sich hinein. Auch wenn dieser Dr. Kessler es nicht schnallte, er hatte keine Chance.

»Was war denn in der Kiste?«, fragte er.

Einen Augenblick lang funkelte der Wissenschaftler Morgan an, dann lenkte er ein: »Gut. Sie haben gewonnen.« Zu Grant gewandt erläuterte er: »Die Rede ist von den Killswitch-Waffensystemen. Sie

wurden Agentin Bell unter der Nase weggestohlen.«

Zum ersten Mal wirkte Morgar verunsichert. »Was soll das heißen, ›sie‹?«

»Ich habe es noch nicht erwähnt, weil es nicht wichtig war. Bei allen Testprogrammen bauen wir für den Fall, dass etwas nicht funktioniert, ein zweites Modell. Als sich die Terroristen der Kiste bemächtigten, haben sie nicht nur eine Bombe gestohlen, sondern zwei.«

24. KAPITEL

Nach ihrem langen Verhör ruhte sich Fay im Geländewagen aus. Jess stand noch bei den Kripobeamten und beschrieb die Ereignisse, die zur Entdeckung der Leichen in der Lagerhalle geführt hatten. Als sich herausstellte, dass sie als Kryptoanalytikerin für die neuseeländische Polizei arbeitete, hatte man sie über den Stand der Ermittlungen informiert und ihr auch gesagt, womit der Lastzug gefüllt gewesen war.

Tylers Nachricht, dass er und

Grant in einem Hänger eingeschlossen waren, erhielt Fay erst, als die Polizei schon vor Ort war. Die gigantische Explosion, von der die Gegend südlich der Stadt erschüttert wurde, löste bei Jess und Fay einen großen Schock aus, denn sie glaubten, dass Tyler und Grant umgekommen waren. Doch dann erhielt die Polizei die Nachricht, dass die beiden nicht nur sich selbst in Sicherheit bringen konnten, sondern auch das Leben von Professor Stevens und seinem Studenten gerettet hatten.

Bei den Leichen in der Lagerhalle wurden russische Ausweise gefunden, aus denen hervorging, dass die Männer erst am selben Morgen in Alice Springs eingetroffen waren. Es würde eine Weile dauern, bis man ihre wahre Identität festgestellt hatte. Beamte der Bundesbehörden waren unterwegs, um im größten Anschlag in der Geschichte Australiens zu ermitteln. Jess tat ihr Möglichstes, die Polizei davon zu überzeugen, dass hier nicht nur Terroristen am Werke gewesen waren. Kaum stand

fest, dass das Attentat Pine Gap gegolten hatte, stieß sie auf taube Ohren. Der geheime Stützpunkt war in der Vergangenheit mehrmals das Ziel von Demonstrationen gewesen, und die Behörden waren der Meinung, es sei nur eine reine Frage der Zeit gewesen, dass sich irgendein Verrückter etwas Drastischeres ausdachte.

Endlich durfte Jess zurück zum Jeep. Fay hatte sich auf der zurückgekippten Lehne des Beifahrersitzes ausgestreckt. Ihre Enkelin öffnete leise die Tür, aber

Fay richtete sich sofort auf. Mit einem Stöhnen fiel sie zurück.

»Wie fühlst du dich, Nana?«

»Ach, nur etwas müde.«

»Du solltest gar nicht hier sein. Ich bringe dich ins Hotel, dort kannst du schlafen.«

»Nein, nein, eigentlich bin ich nur hungrig. Hast du von Tyler und Grant gehört?«

»Es geht ihnen gut. Anscheinend werden sie noch befragt.«

Fay sah ihre Enkelin besorgt an.

»Die Polizei denkt doch nicht etwa, dass die beiden in den Vorfall

verwickelt sind?«

»Bestimmt nicht.«

»Wo sind sie überhaupt?«

»Ich weiß es nicht. Ich habe der Polizei meine Telefonnummer gegeben, damit sie uns anrufen können, wenn sie alles hinter sich haben.«

»Hast du etwas über die armen Toten in Erfahrung bringen können?«

Jess legte den Gang ein.

»Die Polizei weiß nur, dass es russische Staatsbürger sind.«

»Russen? Nun bin ich völlig durcheinander.«

»Ich auch. Sie gehörten zu einer Bande, die einen automatisierten Lastwagen entführte, eine Art Roboter, dessen vier Anhänger sie mit Sprengstoff beladen hatten, um einen geheimen amerikanischen Stützpunkt hier im Herzen Australiens in die Luft zu jagen.«

Jess schaute regelmäßig in den Rückspiegel. Sie ging zwar davon aus, dass die Entführer des Lastwagens inzwischen weit weg waren, machte sich aber dennoch Sorgen, dass sie noch immer hinter Fays Überbleibseln von Roswell hei

sein könnten.

»Vielleicht hielten sie mein Trümmerstück oder die Holztafel für wertvoll«, sagte Fay. »Vielleicht brauchten sie Geld.«

Jess schüttelte den Kopf. »Dieser Anschlag auszuhecken hat viel Zeit gekostet. Um sich Geld zu beschaffen, gibt es einfachere Wege.«

»Und wenn es andere Gründe sind? Wenn die Russen dahinter eine außerirdische Technologie vermuteten?«

Sie fuhren ins Herz des

Geschäftsviertels. Dort standen ihnen mehrere Restaurants zur Auswahl.

»Ich kann mir nicht vorstellen, Nana, dass sie den ganzen Weg nach Neuseeland zurückgelegt haben, um sich etwas anzueignen, das sie noch nie gesehen hatten, nur weil sie dachten, es könnte eine außerirdische ...«

Plötzlich hatte sie eine Idee. Durch ihre Dechiffrierarbeit war sie darin geübt, Zusammenhänge zu sehen, wo auf den ersten Blick keine zu sein schienen. Inzwischen hatte sie mehr

Informationen über Fays Angreifer.

Diese Russen waren vielleicht von den Männern getötet worden, die sich nach Neuseeland aufgemacht hatten, weil Fay in der Videoaufzeichnung irgendetwas Entscheidendes gesagt hatte.

Sie trat auf die Bremse und hielt am Straßenrand an.

»Was ist?«

»Was genau hat das Wesen aus dem Flugkörper zu dir gesagt?«

»Du meinst den Satz in der außerirdischen Sprache? Warum?«

»Ich glaube nicht, dass sie

außerirdisch war.«

»Jessica, ich weiß, dass du mir nicht glaubst, aber es hat sich so zugetragen. Ich lüge nicht, auch wenn es danach klingt, als wäre ich verrückt.«

»Ich halte dich nicht für verrückt, Nana. Ich glaube dir aufs Wort. Und es gibt noch jemanden, der weiß, dass du die Wahrheit sagst. Und deshalb ist er hinter deinen Sachen her. Besonders hinter der Holztafel.«

Begeistert umarmte Fay ihre Enkelin.

»Ich bin ja so froh, dass du mir

endlich glaubst. Die Behörden haben den Vorfall damals derart geschickt vertuscht, dass ich schon befürchtet habe, niemand würde mir je glauben.«

»Ich glaube aber nicht, dass die amerikanischen Behörden etwas damit zu tun haben.«

»Ich bin mir nicht sicher. Sobald sich jemand der Wahrheit näherte, verschwanden die Beweise, und die Person wurde als verrückt bezeichnet. Mac Brazel – du weißt schon, der Vorarbeiter auf der Farm –, er hat wirklich Schlimmes

durchmachen müssen.«

»Ich kam noch nicht dazu, dir zu erzählen, dass ich gestern Abend über den Absturz in Roswell im Internet recherchiert habe«, sagte Jess. »Wusstest du, dass gerade ein Buch über Area 51 erschienen ist? Die Autorin behauptet, von Dritten erfahren zu haben, Stalin habe Menschen mit grotesken Gesichtern und so klein wie Kinder in einer geheimen Mission in die USA geschickt, wo ihr Flugzeug abstürzen und in der Bevölkerung Hysterie auslösen sollte.«

»Das klingt in meinen Ohren noch lächerlicher als die Landung eines außerirdischen Flugkörpers.«

»Stimmt, es klingt geisteskrank. Wir haben aber gerade erfahren, dass die Männer, die es auf dich abgesehen hatten, fünf Russen getötet haben. Könnte es eine Verbindung zwischen Roswell und den Sowjets geben?«

»Aber ich habe den Außerirdischen doch mit eigenen Augen gesehen!«

»Vielleicht wollte man, dass du ihn für einen Außerirdischen hältst?«

»Also ich kann dir versichern, dass

er nicht die Größe eines Kindes hatte. Er hat mich auf Bandit gehoben, als wäre ich eine Feder.«

»Die verrücktesten Geschichten enthalten manchmal ein Körnchen Wahrheit. Was ist, wenn die Russen tatsächlich irgendwie damit zu tun haben? Wir werden es erst wissen, wenn wir herausgefunden haben, was die Holztafel bedeutet und warum die Scharrbilder der Nasca-Wüste darauf eingeritzt sind. Ich bin inzwischen überzeugt, dass der Schlüssel zu dem Rätsel jener Satz ist, den dir das fremde Wesen

damals gesagt hat. Kannst du ihn noch einmal wiederholen?«

»Ra panoi pre wodat kazai nobi um.«

Jess öffnete ihr Handy und wählte eine Nummer aus ihrem Adressbuch.

»Wen rufst du an?«

»Michael Silverman. Er ist Professor an der Uni von Auckland. Er kennt sich nicht nur hervorragend im Russischen aus, sondern auch in den verschiedenen russischen Dialekten. Ich habe von Zeit zu Zeit mit ihm zu tun, wenn ich eine

Übersetzung brauche.«

Der Professor antwortete nach dem dritten Läuten.

»Hallo?«

»Mike, hier spricht Jess McBride.«

»Hallo! Wie geht es meiner Lieblingsdecodiererin?«

»Gut! Ich habe gerade nicht viel Zeit und möchte Sie um einen Gefallen bitten.«

»Noch ein russischer Virus in Ihrem System?«

»Nein, aber ich brauche eine Übersetzung.«

Jess stellte das Telefon auf

Lautsprecher.

»Mike, ich habe Sie auf Raumtor gestellt, damit meine Großmutter Fay Turia Sie hören kann.«

»Die durch die Welt reist und ein Abenteuer nach dem anderen erlebt?«

»Genau die.«

»Hi, Fay, Jess erzählt mir jedes Mal von Ihnen, wenn sie mich anruft.«

Fay lächelte. Sie beugte sich zum Handy und sagte laut: »Schön, mit Ihnen zu sprechen, Michael.«

»Um was für eine Übersetzung geht

es?«

Jess ermunterte Fay mit einem Nicken.

»Ra panoi pre wodat kazai nobi um.«

»Könnten Sie das noch einmal wiederholen?«

Fay kam seinem Wunsch nach. Tasten waren zu hören. Dann herrschte eine ganze Weile Stille.

»Mike, sind Sie noch dran?«

»Ja. Sind Sie sich sicher, dass wir es mit Russisch zu tun haben, Jess?«

»Wir haben gehofft, dass Sie uns diese Frage beantworten können.«

»Also die Aussprache ist völlig daneben, wenn es Russisch sein sollte. Ich habe den Text in Silben zerlegt. Der einzige Teil, der vage an Russisch erinnert, ist pre wodat ka. Damit ist vielleicht priwodit k gemeint, ›führt zu‹.«

»Wenn wir es mit Russisch zu tun hätten, würde der Satz ra panoi führt zu zai nobi um heißen?«

»Das Letzte könnte ein Wort sein, Zainobium. Fragen Sie mich nicht nach seiner Bedeutung. Ich habe gerade verschiedene Schreibweisen ausprobiert. Alles, was ich erhalte,

ist einen Link zu einem Video, in dem Ihre Großmutter zu sehen ist.«

Auch Jess konnte nichts mit dem Wort anfangen. Sie sah Fay an, aber die zuckte nur die Achseln.

»Und der Anfang?«

»Das ist interessant. Mir fiel als Erstes eine Variante von Rapa Nui ein.«

»Osterinsel?«, sagte Fay mit leuchtenden Augen.

»Es ist nur eine Vermutung. Tut mir leid, dass ich nicht wirklich helfen kann.«

»Keineswegs, Sie haben uns sehr

geholfen. Vielen Dank«, erwiderte Jess. Sie verabschiedete sich und legte auf.

»Was ist wohl mit ›Zainobium‹ gemeint?«, fragte Fay, aber Jess hatte nicht die leiseste Ahnung.

Fay dachte einen Augenblick nach, dann rutschte sie aufgeregt auf ihrem Sitz herum.

»Vielleicht ist es ja der Heimatplanet des Außerirdischen!«

Sie holte die Holztafel aus ihrer Tasche und betrachtete sie mit neuen Augen.

»Essen wir erst einmal etwas.«

Jess wollte das Auto verlassen, aber Fay hielt sie zurück.

»Wohin willst du?«

»In das Restaurant dort drüben.«

»Aber wir müssen Tyler finden und ihm erzählen, was wir entdeckt haben.«

»Nana, du musst etwas essen.«

»Essen kann ich später. Seit fünf Jahren bin ich auf der Suche. Rapa Nui könnte das fehlende Stück des Puzzles sein!«

»Aber wie willst du eine Verbindung zwischen der Osterinsel, Roswell und den Scharrbildern

herstellen?«

»Es gibt Anthropologen, die der Meinung sind, dass die Nasca von Südamerika nach Polynesien ausgewandert sind.«

Fay holte noch einmal die alte Holztafel hervor und strich ehrfürchtig über die eingeritzten Bilder.

»Der Mensch, der diese Karte gezeichnet hat, könnte ein Nachkomme jener Aussiedler gewesen sein. Wenn er Hinweise darauf hinterlassen hat, was der wahre Sinn der Linien und

Scharrbilder ist, würde das bedeuten, dass auf der Osterinsel die Antwort auf ein altes Menschheitsrätsel zu finden ist.«

25. KAPITEL

Seit einer Stunde waren Tyler und Grant damit beschäftigt, ihren Zuhörern zu erklären, welche Kette von Ereignissen sie nach Pine Gap geführt hatte. Sie ließen nichts aus, auch nicht die beiden rätselhaften Fragen, die ihnen die russische Agentin vor der Lagerhalle in Alice

Springs gestellt hatte.

»Wissen Sie, was sie mit ›Ikarus‹ gemeint haben könnte?«, fragte Morgan.

Tyler kannte natürlich den kretischen Mythos von Dädalus, dem genialen Erbauer des Labyrinths, der mit Hilfe selbst konstruierter Flügel aus Federn und Wachs mit seinem Sohn Ikarus aus Kreta geflüchtet war. Unterwegs näherte sich Ikarus trotz der Warnung des Vaters dem Sonnenwagen, das Wachs schmolz, und er stürzte ins Meer.

»In meinen Ohren klang es nach einem Code. Vielleicht handelt es sich um einen russischen Spion.«

»Oder ein Geheimprojekt«, ergänzte Grant.

»Und was am 25. Juli stattfinden soll, wissen Sie auch nicht?«, fragte nun Vince.

Seine Augen hatten merklich gezuckt, als Tyler das Datum erwähnte. Offensichtlich hatte er einen wunden Punkt berührt.

»Keine Ahnung.«

»Und Wisconsin Ave oder das Baja-Kartell?«

Wieder schüttelte Tyler den Kopf.

»Vielleicht kämen wir weiter, wenn Sie uns etwas mehr über Killswitch mitteilten«, sagte er.

Dr. Kessler fuhr auf seinem Stuhl hoch.

»Das ist mein Projekt. Sein richtiger Name ist Lightfall. Der Spitznamen ›Killswitch‹ hat mein Labortechniker erfunden, und alle haben ihn aufgegriffen.«

Er bedauerte offensichtlich, dass er über sein Projekt sprechen musste.

»Ich wette, dass es sich dabei nicht um einen neuen Mixer handelt«,

konnte sich Grant nicht verkneifen.

»Sie sind bescheuert«, kanzelte Morgan ihn ab. »Es handelt sich um ein Black Project der DARPA, es geht um die Entwicklung einer neuen Waffe.«

»Und was kann sie oder tut sie?«

»Dafür habe ich jetzt einfach keine Zeit«, entfuhr es Dr. Kessler. Er war aufgesprungen. Tyler konnte sich gut vorstellen, wie dem Mann zu Mute war. Immerhin war sein Lebenswerk gestohlen worden.

»Dr. Kessler«, pfiiff Morgan ihn zurück, »es gibt im Augenblick

nichts, was wichtiger wäre. Bitte nehmen Sie wieder Platz.«

Der Wissenschaftler schaute zu Boden und murmelte etwas, setzte sich aber hin. Er massierte sich die Schläfen, als hätte er Kopfschmerzen, und begann mit müder Stimme: »Sie wissen natürlich, was ein EMP ist.«

Tyler nickte. »Wenn eine H-Bombe in großer Höhe explodiert, gibt sie einen elektromagnetischen Puls ab, der alles, was einen Computerchip hat, verbrutzelt.«

»Killswitch ist eine Atombombe?«,

fragte Grant.

»Nein, die Sache ist raffinierter«, antwortete Dr. Kessler. »Es kommt nicht zu einer thermonuklearen Reaktion, die Bombe gibt einen Puls ab, sie kann in Bunker und Fahrzeuge eindringen, selbst aus geringen Höhen, und sie hinterlässt keinen radioaktiven Niederschlag.«

»Sie ist also in der konventionellen Kriegsführung einsetzbar?«

»Es ist nicht an mir zu bestimmen, Dr. Locke, wo oder wie sie eingesetzt wird. Das müssen die Militärs und Politiker entscheiden.«

Grant grunzte.

»Sie haben vermutlich ein Problem damit, dass ich Waffen entwickle«, fauchte der Wissenschaftler.

»Nicht im Geringsten. Als ich noch bei den Rangers war, hätte ich wahrhaftig nichts dagegen gehabt, eine von diesen Schätzchen über einer Panzerdivision zu zünden, die ich angreifen sollte. Hätte mir das Leben erleichtert.«

Grants Erwiderung schien Dr. Kessler etwas zu beruhigen.

»Unseren ersten Test wollten wir auf dem Woomera-Gelände

durchführen. Es liegt südlich von Pine Gap.«

»Warum in Australien?«

»Die Australier sind im Besitz von Material, ohne das die Bombe nicht funktioniert. Die Entwicklung der Waffe erfolgte gemeinsam.«

»Um welches Material dreht es sich?«

»Das brauchen Sie nicht zu wissen.«

Tyler war verwirrt.

»Wenn die Waffe gestohlen worden war, wozu sollte dann der als Bombe präparierte Lastzug dienen?«

»Ablenkungsmanöver«, erklärte Morgan. »Wäre der Lastzug hier durchs Tor gebrettert und hätte Pine Gap in die Luft gejagt, hätten die Ermittlungen vermutlich ergeben, dass die Waffe dabei zerstört worden ist.«

»Wie stark ist die Bombe?«

Kessler rieb sich die Lippen.

»Das hängt ganz vom Auslöser ab. Um die genauen Werte sollte es bei den geplanten Versuchen gehen. Ich schätze, dass eine Explosion in einer Höhe von zehntausend Metern jegliche Elektronik in einem

Umkreis von fünfzig Kilometern schachmatt gesetzt hätte.«

Grant lehnte sich mit offenem Mund vor.

»Das ist ja eine Fläche von der Größe Washingtons.«

»Oder von Paris. Oder Peking. Zündete man Killswitch über einer Metropole, wären die Folgen katastrophal.«

»Nun verstehen Sie vielleicht, warum wir Ihre Hilfe brauchen«, sagte Vince. »Sie haben die Diebe gesehen und können sie für uns identifizieren.«

»Wie ging der Diebstahl vonstatten?«

»Das wissen wir noch nicht, aber alles deutet darauf hin, dass es auf dem Transport geschehen ist, auf der Strecke zwischen dem Flughafen und Pine Gap. Der Laster ist hier nicht angekommen. Die Polizei hat alle Hände voll zu tun – mit den Morden in der Lagerhalle und dann auch noch mit der Explosion. Für eine Suche nach der gestohlenen Bombe bleiben da nur wenige Beamte übrig.«

»Und was ist mit einer

Überwachung des Flughafens?
Straßenblockaden?«

»Der Flughafen von Alice Springs ist winzig, wir überprüfen jeden Abflug. Straßensperren sind schwieriger. Die Polizei kann nicht jedes Fahrzeug anhalten und durchsuchen, ohne zu sagen, wonach sie fahndet.«

»Eine Fahndungsausschreibung, aus der hervorgeht, dass die Air Force etwas verloren hat, womit man Sydney oder Melbourne ausradieren könnte, bereitet gewisse Schwierigkeiten«, feixte Grant.

Vince nickte. »Die Presse würde im Nu Wind davon kriegen, und dann droht womöglich eine landesweite Panik.«

»Aber sie kann doch gar nicht gezündet werden«, protestierte Dr. Kessler. »Nicht ohne Auslöser.«

Morgan setzte sich genervt aufseufzend kerzengerade auf ihren Stuhl.

»Dr. Kessler, es ist wirklich allerhöchste Zeit, dass Sie uns erklären, wie Ihre Erfindung funktioniert. Und zwar bis ins Detail.«

Kessler stand auf und funkelte Morgan an.

»Ich wiederhole meinen Protest. Diese Leute hier haben ...«

»Ich nehme Ihren Protest zu Kenntnis. Fahren Sie fort.«

Er sah so aus, als kochte er vor Wut, aber dann warf er resigniert die Hände in die Höhe, während er auf und ab tigerte. »Wissen Sie, was Hafnium ist?«

Tyler zögerte nicht mit der Antwort.

»Ein metallisches Element, nur beschränkt einsetzbar, aber wichtig

bei der Ummantelung nuklearer Brennstäbe zur Steuerung der Kettenreaktion.«

Grant klopfte auf den Tisch.

»War da nicht einmal die Rede von einer Bombe, bei der ein Hafnium-Isomer eingesetzt wurde?«, fragte er.

»Ich habe etwas darüber gelesen, liegt schon ein paar Jährchen zurück. Sie wurde ebenfalls im Auftrag des US-Verteidigungsministeriums entwickelt, man war sich aber nicht einig darüber, ob sie funktionierte.«

»Woher wissen Sie davon?«, fragte Dr. Kessler erstaunt.

»Na ja, Bomben sind sozusagen unser Gebiet. Es gehört dazu, auf dem Laufenden zu sein.«

»Nach diesen Artikeln wurde die Presse nicht mehr informiert«, fuhr Dr. Kessler fort.

»Lassen Sie mich raten«, unterbrach ihn Tyler. »Weil es klappte.«

Der Wissenschaftler nickte.

»Man spricht von induzierter Gammastrahlung. Die Sache funktioniert tatsächlich. Hafnium-3, das Isomer, das Sie erwähnt haben, ist der stärkste nicht nukleare

Explosivstoff, den wir kennen. Ein Gramm entspricht der Sprengkraft von dreihundert Kilogramm TNT.«

Beeindruckt piff Grant durch die Zähne. »Alles Gute kommt in kleinen Mengen.«

»Killswitch arbeitet mit einem Isomer. Ohne diesen Auslöser wäre die Waffe nur eine sehr teure Bombe. Alle EMP-Waffen, die über einen Durchmesser von einem halben Kilometer wirken, sind entweder nuklear oder groß wie ein Haus, also im Kriegsfall nicht einsetzbar. Indem wir die

erforderliche Strahlung mit Hilfe eines Hafnium-Isomers erzeugt hatten, gelang es uns, die Waffe auf fünfzig Kilo zu verkleinern. Und die Hälfte davon wiegt der Plastiksprengstoff, der die isomerische Reaktion im Zünder auslöst. Den Löwenanteil der Entwicklungskosten verschlang die Verkleinerung der Waffe.«

»Killswitch wird also mit Hafnium-3 gezündet?«, fragte Tyler.

»Nein. Es kostet unverhältnismäßig viel, Hafnium-3 zu erzeugen. Wir bewegen uns da in einer

Größenordnung von einer Milliarde Dollar für ein paar Gramm. Uns steht etwas noch viel Stärkeres zur Verfügung. Ein Hafnium-Isomer namens Xenobium. Es ist stabiler und doppelt so stark wie Hafnium-3.«

Tyler kaute auf seiner Unterlippe.

»Sie haben unter den Teppich gekehrt, dass Hafnium-3 und induzierte Gamma-Emissionswaffen radioaktiv sind. Wie tödlich ist dieses Xenobium?«

»Man kann es in einem abgeschirmten Bleibehälter

transportieren.«

»Und die Gammastrahlung bei der Explosion der neuen Bombe?«

Dr. Kessler sah in die Runde und räusperte sich.

»Findet die Explosion in geringer Höhe statt, kommt es im Umkreis von mindestens anderthalb Kilometern zu einer tödlichen radioaktiven Dosis, das hängt von der Größe des Xenobiumzünders ab.«

»Klingt ganz nach Kernwaffe«, schmunzelte Grant.

»Es ist insofern keine, als weder

Kernspaltung noch Kernschmelze stattfinden. Und wie ich bereits erwähnt habe, bleibt kein radioaktiver Niederschlag zurück. Die tödlichen Folgen bleiben auf die unmittelbare Umgebung der Explosion beschränkt.«

»Angeblich«, bemerkte Tyler. »Haben Sie nicht vorhin erwähnt, dass Sie die Waffe noch nicht getestet haben?«

»Natürlich nicht. Alle unsere Berechnungen sind rein theoretisch.«

Die Runde schwieg und stellte sich die Katastrophe vor, falls die Waffe

über einer dicht besiedelten Gegend gezündet würde – vielleicht am 25. Juli.

»Haben die Entführer das neue Isomer?«, unterbrach Tyler schließlich die nachdenkliche Stille.

»Nein. Die vorhandenen hundert Gramm liegen zehn Stockwerke tief unter Pine Gap in einem speziell geschützten Tresorraum. Sie sollten in Fünf-Gramm-Portionen zerlegt werden, aber derzeit ist das Stück noch intakt.«

»Könnten die Attentäter es selbst herstellen?«

»So weit wir wissen, ist niemand auch nur ansatzweise dazu in der Lage. Sie könnten allerdings eine andere Quelle aufgetan haben.«

»Woher?«

Dr. Kessler zögerte. »Aus dem Weltall.«

»Wie bitte?« Grant lachte laut. Er sah Tyler an, deutete auf den Wissenschaftler und sagte: »Ich glaube, er hat Weltall gesagt.«

»Das habe ich auch gehört«, erwiderte Tyler.

»Das habe ich in der Tat gesagt.«

Dr. Kessler war Grants Sarkasmus

entgangen.

»Das hiesige Stück wurde in Westaustralien gefunden. 1993 meldeten ein paar Fernfahrer und Goldsucher ein helles Licht und eine Reihe lauter Donnerschläge. Die Explosion war so mächtig, dass sie auf der Richterskala 3.9 erreichte. Weil die Gegend aber sehr abgelegen war und kein Mensch zu Schaden kam, hat sich jahrelang niemand mit dem Vorfall befasst. Es wurde sogar die Auffassung vertreten, der Ōmu-Shinrikyō- Kult habe eine Atombombe gezündet.«

»Das darf ja wohl nicht wahr sein!«, entfuhr es Grant. »Die Gruppe, die für den Anschlag in der U-Bahn in Tokio verantwortlich ist?«

»Ich habe nicht gesagt, dass ich mit der lächerlichen Spekulation übereinstimme. Radioaktivität konnte nicht nachgewiesen werden, die Wahrscheinlichkeit einer Kernwaffe war minimal. Ein Meteorit war aber auch ausgeschlossen, denn an der Stelle, wo die Erde gebebt hatte, sah alles unversehrt aus – es gab keinen

Krater wie beispielsweise den Barringer in Arizona.«

»Und dann?«, fragte Tyler.

»Wir glauben, dass in einer Höhe von über sechstausend Metern ein Meteor in der Luft explodiert ist. In jener Gegend wachsen keine Bäume, die von der Druckwelle umgeblasen werden konnten, deshalb ist es auch einleuchtend, dass die genaue Stelle schwer zu finden ist. Als viele Jahre später Geologen die Gegend durchkämmten, kamen sie mit einem einzigen auffälligen Stück zurück. Sie hatten es im Epizentrum

gefunden. Nach ausführlichen Experimenten stellte man fest, dass es sich um ein ungewöhnliches Hafnium-Isomer namens Xenobium handelte.«

»Ist es das einzige Stück auf der Welt?«, fragte Vince.

»Unseres Wissens ist es das einzige, das jetzt noch existiert. Das erste Stück wurde vor hundert Jahren von einem russischen Wissenschaftler namens Iwan Dombrowski gefunden. Er flüchtete während der Revolution aus Russland. Jenes erste Stück hatte ei

angeblich aus der Tunguska, wo die bekannte Explosionskatastrophe stattfand, und er erkaufte sich damit die amerikanische Staatsangehörigkeit.«

»Die große Explosion in Sibirien? Ich dachte immer, dass ein Meteorit dafür verantwortlich war.«

»Die Ursache hat man nie eindeutig festgestellt. Man spricht von einem Meteoriten, Kometen und sogar von einem schwarzen Loch. Und es gibt auch ein paar Verrückte, für die dort ein Raumschiff landete, das sich bei der Explosion in Luft auflöste.«

Tyler und Grant sahen sich bei dem Wort Raumschiff an. Immer wieder tauchte dieses verflixte Thema auf. Tyler spürte, dass der Panzer seiner Skepsis winzige Risse bekam.

»Wollen Sie damit sagen, dass dieses Xenobium von Außerirdischen gemacht sein könnte?«, fragte Grant.

»Seien Sie nicht albern«, fuhr ihm Morgan über den Mund. »Es stammt vermutlich von dem explodierten Meteoriten oder Kometen. Der Russe Dombrowski fand einfach Reste, die nicht detoniert waren.

Wie die Australier.«

»Und was geschah mit dem Stück, das er in die Vereinigten Staaten brachte?«

»Er experimentierte dreißig Jahre lang damit. Er rief ein Projekt ins Leben, um zu erforschen, wie man sich die einzigartigen Eigenschaften des Xenobiums zunutze machen konnte. Er nannte es Caelus, nach dem römischen Gott des Himmelsgewölbes. Er versuchte auch, selbst Xenobium herzustellen, aber vergeblich.«

»Und welches Ziel verfolgte dieses

Projekt Caelus?«

»Das wissen wir nicht«, erklärte Morgan. »1947 wurde sein Labor bei einem Brand zerstört, den sowjetische Spione gelegt hatten. Die meisten Unterlagen wurden vernichtet, aber aus dem, was gerettet wurde, geht hervor, dass sein Xenobium und das in Australien gefundene Stück identische Eigenschaften haben.«

Collins betrat das Zimmer. Er nickte Morgan und Vince zu. »Die Polizei möchte mit einem von Ihnen sprechen.«

»Warum?«

»Sie haben die Leichen der Männer gefunden, die die neue Waffe am Flughafen abgeholt haben.«

»Ich gehe an den Apparat«, erbot sich Vince.

»Frag nach, wo das Verbrechen stattfand. Sag ihnen, dass wir in fünf Minuten hinfahren«, erwiderte Morgan.

Vince nickte und verließ den Raum.

Dr. Kessler stand abrupt auf. »Ich glaube, ich nutze diese Pause.« Er verließ das Zimmer, als würde er es

kaum bis zur Toilette schaffen.
Grant grinste über den schnellen
Abgang des Wissenschaftlers.

»Wenn man muss, muss man.«

»Seither suchen sie nach
Xenobium«, sagte Tyler leise.

»Was war das?«, fragte Morgan.

Tyler stand unvermittelt auf. Der
Groschen war gefallen.

»Die Russen. Sie suchen seit fast
hundert Jahren danach.«

»Und warum haben sie Fay
überfallen?«

»Vielleicht glauben sie, dass sie
ein Stück hat. Hat sie nicht erwähnt,

dass die beiden Männer sie nach einem bunten Metall gefragt haben, dessen Farben an einen Opal erinnern? Oxidiertes Hafnium schillert. Vermutlich ist es bei Xenobium nicht anders. Warum nur haben sie gedacht, sie könnte welches haben?«

»Xenobium!« Grant schlug auf den Tisch.

»Erinnerst du dich nicht? Das Wort kam in dem Satz vor, den Fay auf dem Video sagte.«

Natürlich! Grant hatte recht. Tyler hätte sich in den Hintern treten

können, dass ihm das nicht selbst eingefallen war. Er wandte sich an Morgan.

»Können wir ins Internet?«

»Nein. Kein Rechner hier hat Verbindung nach draußen. Wozu brauchen Sie es?«

»Wir müssen uns Fays Video ansehen. Bringen Sie mich zu einem Rechner mit Internetanschluss.«

Morgan war skeptisch, brachte die beiden aber zu dem Büro, in dem ihr Laptop lag. Im Flur hörte sie Vince telefonieren. Sie öffnete ihren Rechner und ließ Tyler nach Fays

Video suchen. Er sprang direkt zu dem Satz, den ihr das Wesen gesagt hatte.

Ra panoi pre wodat kazai nobi um.

»Ach du meine Güte!«, entfuhr es Morgan.

»Sie erinnert sich nicht mehr ganz richtig und hat die Aussprache verwischt. Wer immer mit ihr gesprochen hat, wollte ihr etwas über Xenobium sagen.«

»Wo ist sie jetzt?«

»Als wir das letzte Mal von ihr hörten, war sie mit Jess McBride in der Lagerhalle, wo der russische

Agent uns ungewollt in den Lastzug gesperrt hat.«

Vince kam in den Raum geplatzt, atemlos, als wäre er gerannt.

»Morgan, sieh dir das mal an.«

Er hielt ihr sein Handy hin. Sie nahm es entgegen. Von seinem Standort aus konnte Tyler ein Foto von fünf Männern erkennen, drei Weißen und zwei Schwarzen, die mit einer Schusswunde in der Stirn auf dem Boden lagen.

»Wer ist das? Ich erkenne Josephson, aber wer sind die anderen?«

»Der Pilot einer Privatmaschine entdeckte sie in der Wüste, südlich der Stadt. Die Polizei hat sie neber einem Lastwagen von Pine Gap gefunden. Es sind die Männer, die zum Flughafen geschickt wurden, um Killswitch abzuholen.«

Morgan sah sich noch einmal das Foto an, erst verwirrt, dann immer entsetzter.

»Bist du sicher?«

»Sie hatten alle den Ausweis von Pine Gap.«

»Was ist los?«, fragte Tyler.

Vince schaute ihn an, in seinen

Augen stand blankes Entsetzen.

»Die Männer, die wir am Flughafen gesehen haben, waren alle weiß. Die Diebe müssen also die Leute von Pine Gap umgelegt haben, bevor sie den Flughafen erreichten. Die Männer, die wir sahen, waren die Diebe.«

»Und?«, sagte Grant, der auf der Leitung stand.

Morgan zischte fast. »Kessler war bei ihnen.«

26. KAPITEL

Mit Selbstvorwürfen hielt Morgar sich nicht lange auf. Die würde sie sich noch in Ruhe machen können, wenn ihre Vorgesetzten von dem Vorfall erfuhren. Sie wollte jetzt vor allem Kessler finden.

»Unsere Sicherheit ist bedroht«, begrüßte sie Herman Washburn, den Sicherheitschef des Stützpunkts, als er ihren Anruf entgegennahm.

»Wieso das?«

»Charles Kessler. Er verließ Pine Gap mit Ihrem Team und kam mit den Waffendieben im Flughafen an. Er muss dabei gewesen sein, als Ihre

Leute getötet wurden.«

»Aber er war hier, als die Lastzugbombe losgehen sollte. Er wäre getötet worden.«

»Überprüfen Sie, wo er sich aufhielt«, erwiderte Morgan. »Ich wette, dass er zum kritischen Zeitpunkt im Tresorraum war. Dort wäre er nämlich sicher gewesen.«

»Verdammt! Gut, ich postiere rundum Leute, damit er nicht flüchten kann!«

»Er muss noch in der Nähe sein, denn er hat das Labor erst vor wenigen Minuten verlassen.

Vielleicht möchte er das Xenobium stehlen.«

»Sein Erkennungszeichen erscheint nicht auf unserem internen Überwachungssystem. Also werden wir Raum für Raum durchsuchen. Er wird nicht davonkommen.«

»Ihm darf aber nichts zustoßen, wir müssen ihn verhören.«

Eine Stimme ertönte auf der Interfonanlage.

»Sicherheitsalarm. Nicht zum Sicherheitspersonal gehörige Personen werden angewiesen, an der Stelle zu bleiben, wo sie sich gerade

aufhalten. Es handelt sich nicht um eine Übung.«

Die Ansage wurde wiederholt.

»Einen Moment«, meldete sich Washburn wieder. Es folgte eine unerträgliche Pause. »Ich habe ihn gefunden. Im Tresorraum. Er will Sie sprechen.«

»In Ordnung. Ich mache mich auf den Weg.«

»Nein, er will mit Ihnen über die Interfonanlage sprechen. Sie müssen zu mir in den Bunker kommen.«

Morgan verzog das Gesicht. »Ich bin gleich bei Ihnen.« Sie legte auf

und sagte zu Vince: »Kessler ist im Tresorraum. Geh runter und schneide ihm den Weg ab.«

Sie deutete auf Tyler und Grant. »Sie begleiten mich. Ich will Sie im Auge behalten.«

Grant hob die Hände über den Kopf. »Ihr Wunsch ist uns Befehl.«

»Wenn wir Ihnen helfen können, brauchen Sie es uns nur zu sagen«, ergänzte Tyler.

»Gehen wir.« Sie marschierte voran.

Bei ihrer Ankunft herrschte ein reges Treiben im Bunker.

Sicherheitschef Washburn, ein grauhaariger Veteran, beäugte Tyler und Grant.

»Wer sind diese Leute? Was machen sie hier?«

»Dr. Locke und Grant Westfield. Sie haben die Lastzugbombe vorzeitig zur Detonation gebracht.«

Er bedachte seine unwillkommenen Gäste mit einem abschätzenden Blick, dann nickte er widerwillig.

»Wo ist Dr. Kessler?«, fragte Morgan.

Er deutete auf den zentralen Monitor.

»Der Tresorraum ist abgeriegelt.«
Der Wissenschaftler blickte in die Kamera.

»Kann er mich sehen?«, erkundigte sich Morgan.

»Nein.«

Sie beugte sich über das Mikrofon.

»Dr. Kessler, hier spricht Special Agent Bell. Ich weiß, dass Sie in den Diebstahl der Bombe verwickelt sind.«

»Ich will Pine Gap unbehelligt verlassen und das Xenobium mitnehmen.«

»Sie wissen selbst, dass ich dem

niemals zustimmen kann.«

»Entweder geben Sie grünes Licht, oder ich jage Pine Gap in die Luft.«

Kessler hielt einen Gegenstand von der Größe einer Grapefruit in der Hand. Morgan legte die Hand aufs Mikrofon.

»Kann er das?«, fragte sie den Sicherheitschef.

»Woher zum Teufel soll ich das wissen?«

Morgan sah Tyler an. Der nickte bedächtig.

»Ich habe zwar gerade zum ersten Mal von dem Zeug gehört, insofern

ist es schwierig, die Lage richtig zu beurteilen. Aber wenn das, was er da in der Hand hält, ein Zünder ist, in dem das Xenobium steckt, würde ich sagen, dass es möglich ist.«

»Wie groß wäre der Schaden?«

»Kessler hat uns erzählt, er hätte hundert Gramm von dem Zeug, und es sei doppelt so wirksam wie Hafnium-3«, erklärte Grant.

Es war Tyler anzusehen, dass er rechnete.

»Das entspräche einer Sprengkraft von sechzig Tonnen TNT. Wie dick sind die Wände des Tresorraums?«

»Stärke der Seitenwände drei Meter fünfundsechzig«, kam es prompt vom Sicherheitschef. »Die Tür ist aus gehärtetem Stahl. Sechzig Zentimeter dick.«

»Das reicht nicht. Der Tresorraum liegt zehn Stockwerke tief?«

Washburn nickte. »Am Rand des Stützpunkts.«

Tyler warf Morgan einen kurzen Blick zu.

»Bei einer Explosion im Tresor sind gravierende Schäden am Fundament zu erwarten. Entkommt Kessler aber, würde das Zeug die

Hälfte der Gebäude dem Erdboden gleichmachen.«

»Und was ist, falls er das vorhat?«, warf Grant ein.

»Wir können es nicht riskieren, dass er nach oben kommt«, entschied Morgan. Sie hob ihre Hand vom Mikrofon.

»Entschärfen Sie das Ding, und wir werden verhandeln.«

»Nein.« Dr. Kessler klopfte auf den Zünder. »Ich habe ihn gerade auf sechzig Sekunden eingestellt. Wenn die Tür sich nicht innerhalb der nächsten Minute öffnet, geht die

Bombe los.«

Morgan sah auf die Wanduhr.

»Wenn Sie Geld wollen, finden wir eine Lösung. Wir können Ihnen Hilfe schicken.«

»Lassen Sie mich raus. Und zwar sofort!«

»Wurde ein Mensch entführt, an dem Ihnen liegt? Sagen Sie es uns, und wir lösen das Problem.«

»Ich habe niemanden. Ich hatte mein Leben dem Projekt gewidmet. Und wofür? Zwei Scheidungen, die mich jeden Cent meines Gehalts kosten, eine lausige Rente und eine

leere Wohnung. Jetzt möchte ich wenigstens einen Ruhestand im Luxus erleben.«

Fünfundvierzig Sekunden.

»Ich lasse Sie nicht gehen.«

»Dann bleibt mir nichts, wofür ich leben könnte.«

»Doch. Wir können eine Lösung finden.«

»Und ich sitze dann den Rest meiner Tage in einer Zelle in Guantanamo? Nein, so stelle ich mir meine Zukunft nicht vor.«

Dreißig Sekunden. Sie wusste, dass er nicht bluffte, aber sie konnte

ihn unmöglich mit dem Xenobium ziehen lassen.

Sie legte die Hand aufs Mikro.
»Ziehen Sie sofort Ihre Leute ab.«

Der Sicherheitschef rief in aller Eile seine Männer zurück. Morgar versuchte, nicht an Vince zu denken.

Wieder zu dem Wissenschaftler gewandt sagte sie: »Die Bombe ist wertlos ohne Xenobium. Das haben Sie selbst erklärt.«

»Ich bin sicher, es gibt einen Alternativplan.«

Fünfzehn Sekunden.

»Ich bluffe nicht. Die Tür wird sich

nicht öffnen.«

»Ich weiß.«

»Dann lassen Sie das.«

Morgan wollte ihn unbedingt zum Aufgeben bewegen.

»Es gibt keine Alternative.«

Fünf Sekunden. Dr. Kessler begann leise ein Selbstgespräch zu führen.

»Wo sind Vince und Ihre Leute?«, fragte Morgan den Sicherheitschef.

»Auf dem Weg nach oben. Welches Stockwerk sie erreicht haben, weiß ...«

Der Monitor wurde hell, und der Boden erbebt wie bei einem

Vulkanausbruch. Morgan hielt sich an der Konsole fest. Der Fußboden knirschte, Kaffeebecher, Headsets und Bücher fielen klappernd nach unten. Nach einer Minute verebbte das Beben.

Morgan rannte bereits in Richtung Treppenhaus, um nachzusehen, ob Vince die Detonation überlebt hatte.

27. KAPITEL

Selbst vom Eingangstor des Stützpunkts aus konnte Tyler mühelos die Mulde erkennen, die

durch Kesslers Detonation entstanden war. Jeder, der nicht für Bergungsarbeiten benötigt wurde, hatte in der vergangenen Stunde das Gelände verlassen müssen. Nur die Rettungsmannschaften durften noch die Trümmer nach Überlebenden durchsuchen.

Grant half Morgan, ihren Kolleger zu finden, während Tyler auf Fay und Jess wartete. Er war ihnen bis zum Zaun entgegengegangen, da sie das Gelände nicht würden betreten dürfen. Er erkannte ihren Jeep schon von Weitem und winkte ihn zu sich.

Jess saß am Steuer. Sie riss die Tür auf, sprang hinaus und fiel Tyler um den Hals.

»Ich bin ja so erleichtert, dass dir nichts passiert ist.«

Tyler genoss kurz die Umarmung, entwand sich ihr dann jedoch. Fay stand neben ihnen.

»Wie geht es euch beiden?«, fragte er.

»Abgesehen davon, dass uns die fünf Leichen in der Lagerhalle einen Schock versetzt haben, geht es uns prächtig.«

Ein Rettungswagen fuhr vorbei.

»Was zum Teufel ist hier los?«, fragte Jess.

»Noch eine Explosion. Diesmal auf dem Gelände von Pine Gap. Mehr darf ich nicht sagen.«

»Und was ist mit der Lagerhalle?«, fragte Fay. »Wir haben schon das Allerschlimmste befürchtet, als wir die Leichen fanden.«

»Das ist eine lange Geschichte. Wir müssen sie auf später verschieben.«

»Wir haben von der Bombe im Lastzug erfahren. Genau genommen haben wir sie sogar selbst gehört«,

erzählte Jess.

»Die haben sogar die Leute in Adelaide gehört.«

»Und was soll das alles?«

»Fay ist zufällig über eine Verschwörung gestolpert, zumindest glauben wir das.«

»Weil sie diese alte Holztafel besitzt?«

Tyler nickte.

»Wir wissen nun, was der Satz bedeutet, den ich auswendig lernen musste«, erklärte Fay. »Rapa Nui ist der polynesischen Name für die Osterinsel, die Karte scheint zu einer

bestimmten Stelle auf der Insel zu führen. Aber die andere Seite der Tafel ist immer noch ein Rätsel. Weißt du, was Zainobium sein könnte?«

Tyler ging nicht auf ihre Frage ein, denn er hätte gleich gegen zwölf verschiedene Gesetze verstoßen, wenn er nur ihre Aussprache korrigiert hätte. Er sah Jess fest an, als er den Kopf schüttelte. Sie würde verstehen, dass er es wusste, aber nicht darüber sprechen konnte.

»Egal, was es bedeutet, wir fliegen so bald wie möglich auf die

Osterinsel«, fuhr Fay fort.

»Nana, du weißt, was heute passiert ist. Es ist viel zu gefährlich.«

»Das ist mir völlig egal. Ich habe noch nie etwas so Aufregendes erlebt. Seit fünfundsechzig Jahren quält mich dieses Rätsel, und nun stehe ich kurz davor, es zu lösen. Aber ich fliege ohne dich. Ich will nicht, dass dir etwas zustößt.«

»Den Teufel wirst du tun. Ich überlasse dich doch nicht deinem Schicksal. Entweder gemeinsam oder gar nicht.«

Fay schwieg einen Augenblick und sah Jess in die Augen. Dann tätschelte sie lächelnd den Arm ihrer Enkelin. »Abgemacht. Kommst du mit, Tyler?«

Er überlegte. Er würde sie sowieso nicht von ihrem Vorhaben abbringen können, und Morgan Bell konnte sie nicht daran hindern, das Land zu verlassen.

»Ja«, sagte er. Wenigstens wusste er nun, wonach sie suchten.

Fay klatschte in die Hände. »Ausgezeichnet!«

»Wo steckt eigentlich Grant?«,

fragte Jess.

»Er hilft bei den Bergungsarbeiten.«

In diesem Moment fuhr ein Krankenwagen mit hoher Geschwindigkeit durch das Tor, gefolgt von einem Auto, das Morgan steuerte. Sie hielt neben ihnen an und stieg aus. Grant stieg ebenfalls aus.

»Habt ihr Vince gefunden?«, fragte Tyler.

Grant nickte. »Er war im Treppenhaus, als die Bombe losging. Ein Betonpfeiler war seine

Rettung. Er hat beide Beine gebrochen, und ein Lungenflügel hat auch etwas abgekriegt.«

»Mr Westfield hat ihn gehört.«, ergänzte Morgan.

Ihre Miene verriet, dass sie kein weiteres Wort über die Lippen bringen würde, das Grant als Dank hätte auslegen können.

»Es war nicht das erste zerstörte Treppenhaus, das ich gesehen habe, ich wusste, wo man suchen muss«, erklärte Grant.

»Die Sanitäter meinen, dass er in wenigen Monaten wieder fit ist.«

»Gut«, sagte Tyler. Er stellte Morgan vor.

»Da haben wir sie wieder, die Behörden«, entfuhr es Fay. »Ich habe doch gewusst, dass sie dahinterstecken.«

»Unsere Regierung hat nichts mit der Sache zu tun. Es waren abtrünnige russische Agenten, die dich in Neuseeland überfallen haben«, erklärte Jess.

»Russen? Deshalb hat der Fremde also Russisch mit mir gesprochen.«

Tyler informierte Morgan, dass es gelungen sei, Fays Satz zu

übersetzen.

»Rapa Nui – Osterinsel?«, fragte sie.

»Ja. Und die beiden fliegen hin, sie lassen sich nicht davon abhalten.«

»Wann?«

»Möglichst bald«, antwortete Fay.
»Und wie Tyler schon sagte, Sie können uns nicht davon abhalten.«

Morgan schürzte nachdenklich die Lippen.

»Glauben Sie, dass sich dort noch mehr von diesem Xenobium befinden könnte?«

»Es gibt nur eine Methode, es

festzustellen.«

»Spricht man es so aus? Was ist es?«, fragte Fay.

»Es ist geheim. Ich darf Ihnen nur mitteilen, dass der Luftwaffenminister vom Präsidenten befugt wurde, die Situation zu einer Frage der nationalen Sicherheit zu erklären. Sie verfügen über Informationen, mit denen wir vermutlich verhindern können, dass etwas Gefährliches als Terrorinstrument eingesetzt wird«, erklärte Morgan. Sie holte Luft. »Ich bin bevollmächtigt, diese

Angelegenheit zum Abschluss zu bringen, und da Sie sowieso auf die Osterinsel fliegen wollen, möchte ich Sie bitten, mir zu helfen.«

»Wir haben doch gar keine Ahnung, worum es sich dreht«, erwiderte Jess.

»Dr. Locke weiß es, nur ist ihm nach der Durchführungsverordnung 13292 untersagt, es Ihnen zu verraten, und ich erwarte, dass er sich daran hält. Aber ich möchte, dass er Sie begleitet.«

»Dass er uns begleitet, haben wir schon beschlossen. Wissen Sie, wir

befinden uns hier auf australischem Boden, vielleicht helfen wir Ihnen, aber dazu verpflichtet sind wir nicht.«

»Ms McBride und Mrs Turia, ich habe festgestellt, dass Sie sowohl die Staatsbürgerschaft von Neuseeland als auch der Vereinigten Staaten haben. Ich hoffe, Ihre patriotischen Gefühle ...«

Tyler hob die Hand, um Morgan zu unterbrechen. Führte sie sich weiterhin auf wie der Elefant im Porzellanladen, würden Jess und Fay auf stur schalten, wo sie doch im

Grunde genommen offene Türen einrannte.

»Wir ziehen alle an einem Strang«, begann er. »Fay und Jess, ich kann euch nur sagen, was immer sich dort in Rapa Nui befinden mag, letztendlich könnte es die ganze Welt betreffen. Wir müssen Klarheit schaffen, sonst sind Millionen Menschen gefährdet.«

Fay nickte zufrieden, nur Jess war noch über Morgan verärgert.

»Wenn die amerikanische Regierung mir helfen will, das Rätsel um Roswell zu lösen, mache ich

mit«, kam es von Fay.

»Okay. Wir vertrauen dir, Tyler«, schloss Jess sich ihrer Großmutter an.

Tyler hoffte, dass er keinen Fehler machte, aber eine Wahl hatte er eigentlich nicht. Jess und Fay waren schon unwiderruflich in die Sache verstrickt.

»Übrigens, ich komme nicht mit«, meldete sich Grant zu Wort.

»Warum nicht?«

Er neigte den Kopf zur Seite zum Zeichen, dass er mit Tyler unter vier Augen sprechen wollte. Er, Tyler

und Morgan entfernten sich ein paar Schritte vom Jeep.

»Morgan hat eine Spur. Die beiden gestohlenen Bomben könnten in Sydney sein«, begann Grant.

»Kessler wusste nicht, dass alle Signale aufgezeichnet werden«, erklärte Morgan weiter.

»Unmittelbar nachdem Sie die Lastzugbombe zur Explosion gebracht hatten, rief er den Russen an. Der befahl ihm, das Xenobium bis Mitternacht zu einem toten Briefkasten in Sydney zu bringen. Vielleicht haben wir Glück, und er

hat noch nichts von Kesslers Tod erfahren.«

»Haben Sie eine Ahnung, wo dieser Briefkasten ist?«

»Ich habe mir noch einmal die zwei Nachrichten auf dem Internetforum angesehen, hinter deren Absender wir Koltschew und Kessler vermuten. Eine war unter dem falschen Namen George Hicksor gesendet worden, und darin wurde ein Black Box Cheat-Code erwähnt. Eine einfache Suche auf Google erbrachte, dass es zwei sich kreuzende Straßen namens George

Street und Hickson Road in Sydney gibt. Auf dem Gehweg steht ein schwarzer Pflanzkübel. Das Viertel heißt The Rocks, es liegt in der Nähe der Oper.«

»Weil ich die Leute des Russen in der Lagerhalle gesehen habe, möchte Morgan, dass ich sie begleite. Vielleicht kann ich jemanden wiedererkennen, der sich an dem Kübel zu schaffen macht«, ergänzte Grant.

»Solange wir Kesslers Tod nicht an die große Glocke hängen, erfährt die andere Seite nicht, dass er nicht

kommt. Mit etwas Glück könnten wir dem ganzen Spuk in Sydney ein Ende bereiten«, schloss Morgan.

Tyler nickte. »Klingt sinnvoll. Aber wenn sie nicht aufkreuzen, suchen sie anderswo nach Xenobium.«

»Deshalb müssen Sie ihnen zuvorkommen«, sagte Morgan.

»Glauben Sie nicht, dass es klug wäre, wenn wir Personenschutz erhielten?«, fragte Tyler nach kurzem Nachdenken.

»Ist schon in die Wege geleitet. Vier Agenten der NSA aus Pine Gap

begleiten Sie, voll bewaffnet.«

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass Qantas Airways erlaubt, dass sie ihre Sturmgewehre mit an Bord nehmen.«

Morgan schüttelte den Kopf.

»Sie fliegen mit unserer Maschine. Was Koltschew plant, soll in vier Tagen stattfinden. Wir haben keine Zeit zu verlieren. Die C-17 steht aufgetankt bereit. Mr Westfield und ich steigen in Sydney aus, Sie fliegen direkt weiter auf die Osterinsel.«

RAPA NUI

28. KAPITEL

Am Montagmorgen waren Wladimirs Leute mit dem Umpacken beider Bomben so gut wie fertig. Die eine Kiste war schon geschlossen. Sie sollte als Computerteile deklariert per Luftfracht nach Mexico City geschickt werden. Die zweite Kiste würde mit dem Privatjet eines russischen Ölmagnaten transportiert werden, den Wladimir mit kompromittierenden Fotos erpresste und der ihm keine Fragen stellte.

Trotzdem machte sich Wladimir

Sorgen. Er brauchte unbedingt Xenobium. Der Lastzug hatte zwar auch die Entdeckung des Bombendiebstahls für eine Weile verschleiern sollen, aber eigentlich sollte er Dr. Kessler die Möglichkeit geben, das Xenobium aus Pine Gap herauszuschmuggeln. In dem Durcheinander nach der Explosion hätte er es mit einem identisch großen, leicht zu beschaffenden Stück Hafnium ersetzt. Niemand hätte die beiden Stücke voneinander unterscheiden können, solange er nicht die Strahlung getestet hätte.

Daran hätte jedoch mit Sicherheit für eine ganze Weile niemand gedacht. So wie die Dinge jetzt standen, gab er dem Wissenschaftler nur eine minimale Chance. Für ihn bedeutete das allerdings, dass die Bombe wertlos war, wenn er nicht irgendwo auf der Welt noch mehr von dem Zündstoff fand.

Er stand auf und gab Dimitri ein Zeichen, auch die zweite Kiste endgültig zu schließen. Während seine Männer Nisselowitsch und Oborski sie zum Auto trugen, war er mit Dimitri allein.

»Machen wir weiter?«, fragte Dimitri mit gerunzelter Stirn.

Wladimir ließ sich nicht anmerken, dass sein Selbstvertrauen erschüttert war.

»Natürlich. Diese einmalige Chance müssen wir unbedingt nützen.«

»Aber ohne Xenobium haut unser Plan nicht hin. Was ist, wenn unser Mann es nicht schafft?«

»Dann tun wir eine andere Quelle auf.«

»Gibt es denn wirklich noch eine?«

»Aus Iwan Dombrowskis

Laborunterlagen geht hervor, dass es für das, was wir vorhaben, sogar mehr als genug auf der Welt gibt.«

Dimitri kratzte sich am Schädel.

»Und warum bringen wir die Bombe nicht einfach nach Moskau?«

»Weil wir jetzt alle zu Staatsfeinden geworden sind. Wir haben Nadja und ihr Team auf dem Gewissen, abgesehen von allem anderen. An Umkehr ist nicht zu denken. Wenn wir Moskau nicht beweisen können, dass wir wahre Patrioten sind, haben wir die Möglichkeit einer Rückkehr ein für

alle Mal verspielt.«

Dimitri zögerte, dann nickte er.

»Du hast natürlich recht. Wie teilen wir uns auf?«

Sie hatten in den vergangenen zwei Tagen vier Leute verloren und waren nur noch zu acht. Wladimir dachte eine Weile nach.

»Nisselowitsch und Oborski bringen wie geplant eine der beiden Waffen nach Mexiko. Kiselow und Tschopiak begleiten dich und mich nach Rapa Nui. Buran und Winski bleiben in Sydney, um auf Kessler zu warten. Wenn er nicht bis

Mitternacht an dem toten Briefkasten aufkreuzt, sollen sie uns nach Mexiko folgen.«

»Apropos Mexiko«, warf Dimitri ein. »Den Kontakt haben wir von Andrew Hull.«

Sein Boss nickte. Dass Nadja ihr so schnell gefunden hatte, konnte nur an dem Waffenhändler gelegen haben. Er hatte sich keine Illusionen gemacht. Dass dieser Hull käuflich war, damit hatte er gerechnet, aber es hatte ihn sehr überrascht, dass Nadja seinen Preis bezahlen konnte.

»Ich kann mir keine weiteren

undichten Stellen leisten. Die Amerikaner werden ihn schnell aufgestöbert haben. Buran muss unserer Plaudertasche einen Besuch abstatten, bevor wir von der Bildfläche verschwinden. Hast du das Gewehr besorgt?«

Nachdem die Explosion der Lastzugbombe weltweit Schlagzeilen gemacht hatte, würde der Waffenhändler wissen, dass er auf der Abschussliste stand. Aber alle seine Sicherheitsmaßnahmen würden ihm nichts nützen. Wladimir öffnete die Verschlüsse des Kastens und

betrachtete zufrieden das zerlegte Gewehr. Buran war ein Scharfschütze, der selbst auf eine Entfernung von vierhundertfünfzig Metern sein Ziel nicht verfehlte.

29. KAPITEL

Die C-17 traf in der Abenddämmerung auf der Osterinsel ein. Jess und Fay hätten sich am liebsten gleich auf die Suche gemacht, aber Tyler überzeugte sie, dass es besser sei, bis zum nächsten Morgen zu warten. Er hatte den Flug

dazu genutzt, mit ihren Bodyguards und den Piloten darüber zu sprechen, welche Sicherheitsmaßnahmen auf der Insel sinnvoll wären. Fay und Jess hatten sich auf ihrem Zwischenstopp in Sydney ein Dutzend Bücher zur Geschichte der Osterinsel auf ihren Laptop heruntergeladen und sie auf dem Flug gelesen.

Gleich nach der Ankunft wussten sie, dass sie den Russen fürs Erste abgehängt hatten. Auf dem winzigen Mataverí International Airport, der nur wenige Male am Tag aus

Santiago und Lima angefliegen wurde, stand kein Flugzeug. Ihr Gegner konnte es in der kurzen Zeit nicht bis nach Südamerika geschafft haben und schon gar nicht bis zur Osterinsel. Die Maschine aus Tahiti war erst in zwei Tagen fällig. Ein Privatjet war, so die Auskunft der Bodenkontrolle, seit Wochen nicht mehr gelandet.

Tyler ging davon aus, dass Wladimir Koltschew die Osterinsel aufsuchen würde, weil er Fays russischen Satz gehört hatte. Zwei der Sicherheitsleute aus Pine Gap

sollten bei der dreiköpfigen Mannschaft der C-17 bleiben und nach ihm Ausschau halten. Die beiden anderen würden Tyler, Fay und Jess begleiten. Der Durchmesser der Vulkaninsel betrug an der breitesten Stelle etwa fünfundzwanzig Kilometer. Der Flughafen bestand nur aus einer etwas über drei Kilometer langen Lande- und Startbahn in unmittelbarer Nähe von Hanga Roa, dem Städtchen, in dem alle fünftausend Inselbewohner lebten.

Die Flugzeugcrew und NSA-Leute

verbrachten die Nacht abwechselnd im Flugzeug. Vor zehn Jahren hätte sich Tyler nicht daran gestört, in den spartanischen Kojen des Flugzeugs zu schlafen, aber inzwischen zog er etwas mehr Komfort vor. Fay und Jess wollten sowieso in einem Hotel übernachten, und so nahmen sie zwei Zimmer in der Nähe der Hauptstraße.

Tyler schlug vor, essen zu gehen, aber Fay hatte im Flugzeug eine Kleinigkeit zu sich genommen und behauptete, müde zu sein und sich lieber hinlegen zu wollen. Tyler und

Jess waren zum ersten Mal seit Neuseeland allein. Sie entschieden sich für ein Restaurant mit dem Namen Au Bout du Monde, das bei den Touristen beliebt war, die wegen der Moai-Statuen auf die Insel kamen. Die Hälfte der Tische war unbesetzt, da es Winter war. Tyler und Jess setzten sich im ersten Stock auf eine geheizte Terrasse mit einer atemberaubenden Aussicht auf den mond hellen Pazifik. Die Weite des Meeres erinnerte sie daran, wie abgeschieden die winzige Insel lag. Vom nächsten Land trennten sie rund

zweitausend Kilometer Wasser.

Während sie auf ihren Green Curry und Pisco mit Limettensaft warteten, vermieden sie es, einander anzusehen, und bewunderten stattdessen schweigend die Aussicht. Nachdem Vorspeise und Getränke serviert worden waren, brach Tyler das verlegene Schweigen und fragte Jess, welche Ergebnisse ihre Lektüre auf dem Flug gebracht hatte.

»Habt ihr herausgefunden, welche Stelle gemeint sein könnte?«

»Wir glauben, ja. Wir haben die

Karte auf der Tafel mit einer Satellitenaufnahme verglichen und sind bei einem ausgetrockneten Bachbett südlich von Ahu Maitake Te Moa gelandet. Suchen wir übrigens eine der berühmten Statuen?«, fragte sie.

Tyler hatte Aufnahmen der Monolithen mit den unheimlichen weißen Augäpfeln gesehen, aber er wusste wenig mehr über sie, als dass einige über achtzig Tonnen wogen.

»Ich glaube nämlich nicht, dass wir nach einer dieser Figuren suchen«, fuhr sie fort.

»Warum nicht?«

»Alle achthundertsiebenundachtzig scheinen gut dokumentiert zu sein. Sie stehen entweder in Zeremonialanlagen oder liegen noch in den Steinbrüchen, wo sie entstanden sind.«

»Glaubst du, dass sie irgendwie in einen Zusammenhang zu Roswell und Nasca gebracht werden können?«, fragte Tyler.

»Zu Roswell – das weiß ich nicht, aber Nasca, das wäre möglich. Nana weiß mehr über die Nasca-Kultur, als ich jemals wissen werde, aber

wenn ich mich nicht irre, wurde die Nasca-Ebene zwischen 500 und 700 nach Christus von ihren Bewohnern verlassen. Warum, ist nicht geklärt. Einige Anthropologen vertreten die Auffassung, dass sich zu jener Zeit südamerikanische Auswanderer in Polynesien niederließen. Da könnten auch die Nasca dabei gewesen sein. Der Anthropologe und Experimentalarchäologe Thor Heyerdahl hat bewiesen, dass es möglich ist, die Osterinsel mit einem Floß zu erreichen. Für seine Kon-Tiki verwendete er nur die

Materialien, die den Menschen damals zur Verfügung standen. Heute ist man von seiner Floß-Theorie wieder abgerückt, aber gelöst ist das Rätsel noch nicht.«

»Ist es denn möglich, dass die Moai von denselben Menschen geschaffen wurden, die die Nasca-Linien in den Sand gescharrt haben?«

»Die Moai sollen viele Jahrhunderte später entstanden sein, aber wer will das wissen? Vielleicht haben Nachfahren der Nasca die Statuen aus dem Stein gehauen. Die

meisten entstanden im siebzehnten Jahrhundert. Danach war Schluss damit, und die Bevölkerung der Insel nahm drastisch ab.«

Tyler nickte.

»Ich erinnere mich an ein Buch mit dem Titel ›Kollaps. Warum Gesellschaften überleben oder untergehen‹. Es erschien vor ein paar Jahren. Der Autor vertritt die Theorie, die Inselbewohner hätten alle Bäume gefällt, um damit die Statuen fortzubewegen, und danach hätten sie kein Material mehr für Kanus oder Häuser gehabt.«

»Stimmt. Jared Diamond hat diese Theorie unter die Leute gebracht.«

»Theorie? Klingt mir eher wie ein Volltreffer. Auf dem Landeanflug habe ich ganze zwei Bäume entdeckt.«

»Im Zentrum der Insel hat man angefangen, wieder aufzuforsten, aber noch herrscht kahles Grasland vor. Es ist denkbar, dass man Bäume verwendete, um die Statuen von einem Ort zum anderen zu transportieren, aber es gibt noch andere Hypothesen.«

»Ach ja? Ich dachte, man sei sich

ziemlich sicher.«

»Nein, darüber wird seit Jahrzehnten gestritten. Eine andere Theorie lautet, die Inselbewohner hätten die Kolosse mit Seilen gezogen, die sie aus den Bäumen herstellten.«

Tyler lachte leise.

»Nun aber sachte. Denk an ihr Gewicht!«

Jess lächelte.

»Womit wir auch im Zusammenhang mit der Osterinsel wieder einmal bei den kleinen grünen Männchen angelangt wären.«

»Sprich: Bei den Außerirdischen. Fay ist ja felsenfest davon überzeugt, dass wir es mit Wesen aus dem All zu tun haben«, sagte Tyler.

»Mich hat sie inzwischen unsicher gemacht. Und dich?«, räumte Jess ein.

»Grundsätzlich bin ich skeptisch, andererseits auch aufgeschlossen. Trotzdem hätte ich gern noch ein paar Beweise, dass es Wesen aus dem Weltall sind, die hinter den Nasca-Linien und den Moai stecken«, antwortete Tyler.

»Ich kenne noch eine andere Hypothese, allerdings finde ich sie ziemlich weit hergeholt. Eine alte Frau soll den ersten europäischen Forschern erzählt haben, die Moai seien zu ihren jetzigen Standorten gelaufen.«

»Jetzt willst du mich nur davon überzeugen, dass es geradezu vernünftig ist, von außerirdischen Wesen auszugehen!«

»Nein, wirklich. Jemand hat es überprüft. Ein Experimentalarchäologe namens Pavel Pavel befestigte Seile an

einem Moai, der nur zwölf Tonnen wog, und indem er den Koloss hin und her schaukelte, waren er und eine Mannschaft von siebzehn Männern in der Lage, ihn zu bewegen. Sie legten am Tag knapp zweihundert Meter zurück.«

»Technisch wäre es möglich. Dazu muss die Basis entsprechend geformt sein und der Schwerpunkt genau an der richtigen Stelle liegen – nicht zu niedrig, damit die Figur nicht schwer zu schaukeln ist, aber auch nicht zu hoch, damit sie nicht zu leicht umkippt«, räumte Tyler

ein.

»Das Problem war, dass dabei Stücke von der Basis abplatzten, man aber an den anderen Figuren diese Art von Beschädigung nicht feststellen konnte«, erklärte Jess.

Tyler aß die letzten Bissen seines Currys.

»Die Moai müssen irgendwie aus ihren Steinbrüchen abtransportiert worden sein. Meinst du, die Zeichnung auf der Holztafel führt uns zu einem Steinbruch?«

»Möglich. Aber Nana hat eine andere Idee. Die Karte führt uns

zum Nordwestufer der Insel. Die Klippen dort sind von Höhlen durchsetzt, die von den Einheimischen ausgemalt wurden. Sie vermutet, dass wir eine solche Höhle finden.«

Tyler ächzte.

»Nicht schon wieder Höhlen!«

»Wieso?«

»Ich habe in den vergangenen Jahren so meine Erfahrungen mit Höhlen gemacht, und keine guten!«

»Augen zu und durch. Wir besorgen morgen Seile und Lampen, für den Fall, dass Fay den richtigen

Riecher hatte.«

Ihr Hauptgericht wurde serviert, Wolfsbarsch, dazu gab es eine neue Runde Pisco.

Tyler nahm einen Bissen, Jess sah geistesabwesend auf ihren Teller.

»Stimmt etwas nicht?«

»Mir ging gerade durch den Sinn, wie seltsam es ist, nach all den Jahren ausgerechnet auf der Osterinsel mit dir zu Abend zu essen.« Sie nahm ihre Gabel.

»Dabei kommt es mir so normal vor.«

»Besonders nach den letzten

Tagen.«

»Erinnerst du dich an den vielen Schnee?«, fragte sie. »Und wie ich mit dir gewettet habe, dass du dich nicht traust, nackt mit mir über den Platz auf dem Campus zu rennen?«

Tyler lachte. Daran hatte er seit Jahren nicht mehr gedacht.

»Ich kann mich gut daran erinnern, wie verrückt du warst.«

»Warum hast du damals gekniffen?«

»Ich war Offiziersanwärter. Ich hätte es mir nicht leisten können, bei einer solchen Sache erwischt zu

werden.«

»Bist du immer noch so verklemmt?«

»Verklemmt? Nur weil ich keine Lust hatte, mir den Arsch abzufrieren?«

»Niemand hätte uns entdeckt.«

»Ich hatte keine Lust.«

»Genau das meine ich. Du warst – bist – charmant, intelligent, kompetent und verlässlich. Aber du bist auch wahnsinnig vernünftig. Bei allem, was du tust, wägst du erst einmal genau ab. Jede Handlung wird bei dir zur mathematischen

Gleichung. Ich wollte damals einfach nur, dass du manchmal spontaner bist. Wie beispielsweise, als du Fay in Queenstown gerettet hast.«

»Das hatte nichts mit Spontaneität zu tun. Das war knallharte Notwendigkeit. Zwei Männer haben auf uns geschossen.«

»Und warum hast du uns nach Australien begleitet?«

Tyler konzentrierte sich eine Weile auf sein Essen, bevor er Jess wieder ansah.

»Ihr braucht Hilfe.«

Jess lächelte.

»Du hast schon immer eine Schwäche für die Jungfrau in Nöten gehabt.«

Sie stocherte in ihrem Essen herum.

»Nana hat mir vom Autounfall deiner Frau erzählt. Das muss schwer für dich gewesen sein.«

»Ja, es war schwer.«

»Hast du dich jemals wieder auf Partnersuche gemacht?«

Genau so hatte er sie in Erinnerung. Sie redete nie um den heißen Brei herum. Er leerte sein Glas.

»Ich bin ständig auf Achse. Da ist

es schwierig, eine Beziehung aufrechtzuerhalten.«

»Machst du das extra?«

»Es ist die Folge.«

»Hm.«

»Was soll das heißen?«

»Du warst damals so eisern, du wolltest dich unbedingt sofort häuslich niederlassen. Ich hätte nie gedacht, dass du für flüchtige Beziehungen zu haben sein könntest.«

»Seit der Uni ist eine Menge Zeit vergangen.«

»Stimmt.«

»Nicht für dich.«

»Doch. Ich habe es mit der Ehe versucht. Hat aber nicht hingehauen.«

»War er zu vernünftig?«

»Im Gegenteil. Er war ein hübscher Surfer-Boy. Lag mir zwei Jahre auf der Tasche, dann habe ich ihm die Spielwiese aufgerollt.«

»Und jetzt?«

»Ich habe mich bei einer Online-Partnervermittlung angemeldet, aber nach dem vierten Spinner habe ich die Suche nach einem Seelengefährten aufgegeben. Ich

benutze die Agentur nur noch für Sex.«

Sprachlos sah Tyler sie an, bis sie in lautes Lachen ausbrach.

»Das war ein Witz! Junge, vielleicht hast du dich wirklich nicht geändert!«

Er schüttelte den Kopf. Dann bestellte er lächelnd noch etwas zu trinken.

Sie vergaßen die Zeit und verließen das Restaurant erst gegen elf Uhr. Ihre Erinnerungen an die Uni hatten viel Gelächter und einen Ausflug an

die Bar zur Folge gehabt. Tyler hatte zu spät gemerkt, dass seine fünf Drinks weitaus mehr Pisco als Limettensaft enthielten. Die zwei Glas Wasser, die er hinterhergekippt hatte, halfen nichts, und ihr anschließender Spaziergang zum Hotel verteilte den Alkohol nur noch schneller in seinem Blut.

Jess erging es nicht besser. Sie hatte ebenso viele Gläser getrunken wie er und wog die Hälfte. Auf dem Weg zu ihren Zimmern stützten sie sich gegenseitig, um nicht allzu sehr zu schwanken. Als Jess stolperte

und Tyler sie kaum halten konnte, hatten sie Mühe, ihr Lachen zu unterdrücken.

»Das hätte ich tun sollen«, sagte sie.

»Was? Mich betrunken machen? Ich wäre trotzdem nicht nackt über den Platz gerannt.«

»Und jetzt?«

»Kommt nicht in die Tüte.«

»Spaßverderber.«

Sie hatten ihre Zimmer erreicht, die einander genau gegenüber lagen.

Jess befühlte ihre Taschen und sagte dann: »Verflixt.«

»Was?«

»Ich habe keinen Schlüssel mitgenommen.«

Tylers Kopf wurde einen Augenblick lang klar. Er konnte sich nicht vorstellen, dass Jess es mit einer so billigen Masche versuchen würde.

»Such noch einmal.«

»Wenn du mir nicht glaubst, such selbst.«

»Ich glaube dir.«

Er hob die Hand, aber Jess packte sie, bevor er an die Tür klopfen konnte.

»Nicht wecken.«

Irgendwo in Tylers Kopf schrillte ein Alarm, aber sein vom Alkohol benebeltes Unterbewusstsein stellte ihn auf stumm.

»Schlaf in meinem Bett«, sagte er selbstbewusster, als er sich fühlte.
»Ich mache es mir auf der Couch bequem.«

Jess erstarrte.

»Das ... das ... kann ich nicht.«

Er holte seinen Schlüssel aus der Tasche und hob eine Hand wie zum Amtseid.

»Ich schwöre, mich wie ein

Gentleman zu betragen.«

»Spontan«, grinste sie.

»Pragmatisch.«

»Gut.«

Jess sah ihn forschend an, dann blickte sie den Flur hinunter.

»Ich glaube, ich hole mir einen Ersatzschlüssel an der Rezeption.«

Tyler nickte und lachte.

»Das wäre auch eine Lösung.«

Jess umarmte ihn.

»Es war schön heute Abend.«

»Finde ich auch.«

Sie ließ ihn los. Tyler wartete, bis sie nicht mehr zu sehen war. Sie

schaute sich nicht um.

Er ging in sein Zimmer. Dort erwog er für einen Moment, seinen Kopf gegen die Wand zu schlagen.

30. KAPITEL

Die Zeit auf der Osterinsel hinkt sechzehn Stunden hinter Sydney her, überlegte Grant, also schlief Tyler jetzt vermutlich. Pech, dass er die Aussicht verpasste, die sich ihm gerade bot.

Auf dem stählernen Bogen der Sydney Harbour Bridge bewegter

sich kleine Punkte vor dem blauen Himmel, Touristen, die sich an die Klettertour über die Brücke gewagt hatten. Der sonnige Nachmittag hatte viele Menschen ins Freie gelockt. Sie schlenderten von den Attraktionen am Ufer in das alte Viertel hinter der Oper, wo sie in den von Bäumen gesäumten Straßen mit den gepflegten Backsteinhäusern einen Schaufensterbummel machen wollten oder nach einem Lokal suchten. The Rocks war ein idyllischer Stadtteil, der nur wenige Straßenzüge von dem betriebsamen

Hauptgeschäftsviertel Sydneys entfernt lag. Um den Blumenkübel an der Kreuzung von George Street und Hickson Road zu erkennen, hätte Grant kein Fernglas gebraucht, er benutzte es aber trotzdem, denn Morgan machte gerade in Sport-BH und Lycra-Leggings Dehnübungen und schob dabei unauffällig einen Metallbehälter zwischen die Geranien des toten Briefkastens. Nachdem sie fertig war, warf sie demonstrativ einen Blick hinauf zu ihm, bevor sie weiterjoggte, um ihm zu verstehen zu geben, dass sie

Bescheid wusste. Na, wenn schon. Sollte sie es doch wissen.

Seit sechs Stunden hockte er hier im zweiten Stock. Er hatte nichts dagegen, dass ihre großartige Figur seinem Tag etwas Würze verlieh, selbst wenn sie davon abgesehen unausstehlich war. Sie hatte ein Zimmer im Holiday Inn ausgesucht, das hoch genug lag, um ihnen einen guten Überblick zu gewähren, gleichzeitig jedoch tief genug, um rasch im Erdgeschoss zu sein, falls sie ihr Opfer sighteten. Auf den Betten türmte sich ihr Gepäck, und

leere Plastikbehälter aus einem Chinarestaurant stapelten sich auf einem Tischchen.

Um die Ecke warteten zwei Aufgebote der australischen Polizei in Kleinbussen, jederzeit bereit einzuschreiten, sobald Grant jemanden wiedererkannte. Morgan hatte sich überlegt, dass es ratsam wäre, einen Köder zu platzieren. Die Wissenschaftler in Pine Gap hatten ihnen deshalb einen zusammengebastelt, der gerade genug Strahlung abgab, um einen Detektor in Gang zu setzen. Nur

mussten sie nur noch bis Mitternacht warten, ob jemand in die Falle tappte.

Fünf Minuten später drehte sich ein Schlüssel in der Tür, und Morgan betrat das Zimmer.

»Gut gelaufen?«, fragte Grant fröhlich.

»Haben Sie auch genau hingesehen?«, fragte sie mit Pokermiene.

»Panoramablick.«

»Mit Frauen haben Sie wohl selter das Vergnügen, was?«

»Soll das ein Witz sein? Ich habe

vier ältere Schwestern! Bei uns zu Hause wimmelte es von Frauen. Deshalb weiß ich sie so sehr zu schätzen.«

Er wackelte mit den Augenbrauen, grinste und wandte sich wieder dem Fenster zu. Morgan wühlte in ihrer Reisetasche nach frischer Kleidung.

»Falls Sie mir auf den Keks geher wollen, keine Chance. In meiner Staffel waren fünfzehn Jungs, damit verglichen ist dieser Job ein Klacks.«

»Waren Sie Pilotin?«

Sie seufzte, als bedauerte sie,

davon angefangen zu haben.

»F-16.«

Kampfflugzeug. Hut ab, dachte Grant.

»Und was machen Sie bei OSI? Hat man Sie geschasst?«

»Ich habe noch immer den Rang eines Hauptmanns der Reserve, Sergeant.«

»Ich bin nicht in der Reserve, also können Sie mich schlicht und ergreifend Grant nennen. Obwohl ich es mag, wie Sie Sergeant sagen. Flößt mir gewaltigen Respekt ein.«

Sie ging nicht auf ihn ein, sondern

verschwand im Badezimmer. Als sie wieder erschien, trug sie wie immer ihr Schneiderkostüm. Enttäuschend.

Sie griff sich ebenfalls ein Fernglas und beobachtete die Straße. Nach einigen Minuten lehnte sich Grant in seinem Sessel zurück. Wie langweilig Observierungen doch waren, dachte er. Aber dagegen ließ sich natürlich etwas tun.

»Also, was ist passiert?«, hakte er nach. »Haben Sie mit einem Oberst geschlafen und seine Frau hat sie erwischt, und – zack – waren Sie Ermittlerin?«

»Geht Sie nichts an.«

»Nun zieren Sie sich nicht so. Locker bleiben! Wir werden hier lange sitzen. Und vergessen Sie nicht, gestern habe ich Ihnen das Leben gerettet. Da können Sie mir ruhig ein bisschen von sich erzählen.«

Noch ein Seufzer.

»Können Sie den Mund halten?«

»Ich schweige wie ein Grab.«

»Gut. Ich war in Shaw, South Carolina, stationiert. Damals besaß ich eine alte Corvette ...«

»Sexy.«

»Wollen Sie die Geschichte hören?«

»Entschuldigung. Weiter.«

»Es war spät. Ich hatte Urlaub gehabt und kam von meinen Eltern. Ein Hirsch sprang über die Straße. Ich konnte ihm ausweichen, verlor aber die Kontrolle über mein Auto und prallte gegen einen Baum. Angeblich bin ich mit dem Kopf auf das Lenkrad geschlagen und habe die Besinnung verloren. Weil ich in einem Hohlweg lag, dauerte es ein paar Stunden, bis man mich fand. Jemand hatte die Schleuderspuren

gesehen und nach mir gesucht.«

»Sie sehen doch aber hervorragend aus, ich meine, gesundheitlich.«

»Ich lag einige Tage im Krankenhaus. Zwei Rippenbrüche und eine Gehirnerschütterung.«

»Und was geschah dann?«

»Eine Woche später durfte ich wieder fliegen, während einiger ganz normaler Routinemanöver wurde mir jedoch schwindelig. Ich kämpfte dagegen an, aber bei der Landung wäre ich beinahe von der Bahn abgekommen. Als ich ausstieg, habe ich auf den Asphalt gereihert.«

»Wegen des Kopftraumas?«

Morgan nickte, sah ihn aber nicht an.

»Eine plötzlich und immer wieder auftretende Störung des Gleichgewichtssinns. Bei mir kommt es nur bei extremer Beschleunigung dazu. Die Ärzte haben mich auf den Kopf gestellt. MRI. Diagnostische Chirurgie. Ich habe sogar Tests in einer Zentrifuge in Brooks gemacht. Sie konnten die Ursache nicht finden. Zwölf Monate ohne Flieger bedeuteten das Aus für meine Karriere, deshalb bat ich um meine

Entlassung. Ich hatte Kriminologie studiert und bewarb mich bei OSI. Bin seit fünf Jahren dabei. Jetzt kennen Sie meine Geschichte.«

»Tut mir leid, dass Sie nicht mehr fliegen können. Ich bin nur Amateurflieger und habe vor ein paar Jahren meinen Helikopterschein gemacht. Aber Tyler hat schon ein paar tausend Flugstunden hinter sich. Ich weiß, dass er völlig niedergeschmettert wäre, wenn er nie wieder einen Jet fliegen könnte.«

»Ich kann es nicht ändern, also ist es für die Katz, einen Gedanken

daran zu verschwenden.«

Morgan ging zu ihrer Tasche und holte zwei Nachtsichtgeräte hervor. Eines davon reichte sie Grant. Er sah, dass es Infrarotgläser waren, sie schienen aber anders zu sein als die, die er kannte.

»Glauben Sie wirklich, dass wir sie bei der guten Beleuchtung hier in der Stadt brauchen?«

Sie entnahm ihrer Jacke ein Fläschchen mit einem grauen Pulver, öffnete es und steckte die Spitze ihres kleinen Fingers hinein. Dann wies sie auf das Nachtsichtgerät.

»Schauen Sie mal durch.«

Grant legte sich den Riemen um den Hals und knipste das Gerät an. Das Zimmer erschien größtenteils in einem kalten Grün. Morgan leuchtete gelb. Die Spitze ihres kleinen Fingers war jedoch mit leuchtend roten Linien bedeckt.

»Was ist denn das? Ich hab mir eingebildet, alle neuen Spielzeuge zu kennen«, sagte Grant verblüfft.

Er berührte leicht ihren Finger mit seinem Zeigefinger. Als er ihn zurückzog, war seine Fingerspitze ebenfalls mit einem roten Raster

überzogen.

»Das ist noch streng geheim! Sie dürfen mit niemandem darüber reden.«

Er setzte das Nachtsichtgerät ab und studierte seinen Finger. Kein Pulver zu sehen.

»Ist das etwa ID-Pulver?«

Er hatte davon gehört, war aber der Meinung gewesen, dass es noch in der Entwicklung steckte.

»Ja. Wir dachten, dass es irgendwo eine undichte Stelle geben musste, deshalb haben wir, ohne das Team zu informieren, die Behälter für die

Bombe damit gekennzeichnet. Die Empfänger in Pine Gap sind so gebaut, dass sie die Strahlungsfrequenz des Pulvers erkennen. Wir wollten sehen, ob sich Unbefugte an den Behältern zu schaffen machen. Jeder, der die offene Kiste berührte, wurde mit dem ID-Pulver gekennzeichnet.«

»Warum haben Sie dann nicht die Verfolgung aufnehmen können?«

»Weil die Reichweite auf ein paar hundert Meter beschränkt ist. Dieses Gerät ist darauf eingestellt. Wenn jemand dort unten vorbeispaziert

und das Pulver an den Händen hat, sehen wir es.«

»Und wenn er sich die Hände gewaschen hat?«

»Die Partikel sind so winzig, dass sie sich in der Haut und in der Kleidung festsetzen. Weil das Pulver eine bestimmte Strahlungsfrequenz hat, ist es auch durch Mauern und dünne Metallwände sichtbar.«

Grant wischte sich den Finger an seiner Kleidung ab, aber es geschah nichts weiter, als dass er einige Partikel darauf abgab. Der Rest

blieb auf seinem Finger.

»Ist es ungefährlich?«

»Die FDA hat ihren Segen noch nicht gegeben, wenn es das ist, worum Sie sich Sorgen machen.«

»Ich mache mir keine Sorgen.«

Er wurde nur das Gefühl nicht los, dass die Staubteilchen ihn in die Finger stachen.

»Beobachten Sie nur weiter die Straße. Es kann durchaus sein, dass unser Mann die Verpackung der Bombe gar nicht berührt hat. Sie müssen feststellen, ob sich einer der Russen an dem Pflanzkübel zu

schaffen macht.«

»Kapiert.«

Er legte das Nachtsichtgerät zur Seite und beobachtete die Straße mit dem Fernglas.

Nach fünf Minuten fragte er:
»Haben Sie schon mal jemanden erschossen?«

»Ich dachte, Sie halten jetzt die Klappe.«

»Hab ich doch. Sie werden noch merken, dass fünf Minuten für mich eine lange Zeit sind.«

Morgan gab keine Antwort, aber er hörte ihren leisen Seufzer und

lächelte.

31. KAPITEL

Mit einem Becher heißen Kaffee in der Hand saß Jess in einen dicken Bademantel gehüllt auf dem Balkon und beobachtete das Glitzern der aufgehenden Sonne auf dem Pazifik. Sie trank langsam, das Koffein beruhigte ihren pochenden Kopf. Die Glasschiebetür öffnete sich. Fay trat mit weit ausgebreiteten Armen ans Geländer.

»Was für eine herrliche Aussicht.

Du hast dich die ganze Nacht gedreht und gewälzt. Hast du überhaupt geschlafen?«

Jess unterdrückte ein Gähnen.

»Etwas. Wie fühlst du dich?«

»Ach, ein paar Magentabletten, und mir geht es wieder blendend.«

Fay setzte sich in den anderen Sessel. Sie sah eine Minute hinaus aufs Meer, dann fuhr sie vorsichtig fort. »Tyler ist derjenige, der dir damals entwischt ist?«

Jess nickte.

»Beinahe wäre ich gestern Abend bei Tyler geblieben.«

»Er ist an dir interessiert. Augen lügen nicht.«

»An der Leidenschaft hat es nie gelegen.«

»Was dann? Hat er dich hintergangen?«

»Tyler? Gütiger Himmel, nein. Er wäre der Letzte, der so etwas tut.«

»Was dann?«

»Ich war jung. Frisch an der Uni. Er wollte eine feste Beziehung, ich wollte etwas erleben. Vielleicht war es einfach nicht der richtige Zeitpunkt. Tyler ist ein grundanständiger Mensch. Er

verdient es, dass ich ihm reinen Wein einschenke.«

»Du merkst, wenn der Augenblick gekommen ist. Dann kannst du ihm von Andy erzählen. Folge einfach deinem Herzen.«

»Mein Herz sagt mir, dass ich damals einen großen Fehler gemacht habe. Ich weiß, dass man nichts bedauern soll, aber manchmal fällt es mir ganz schön schwer.«

»Menschen, die nichts bedauern, leiden an einer Persönlichkeitsstörung«, erwiderte ihre Großmutter.

Ihre Bemerkung überraschte Jess.

»Bedauerst du denn auch Dinge?«

»Mehr als ich zählen kann.«

»Zum Beispiel?«

»Dass ich geraucht habe. Aber wir waren in diesem Punkt einfach ahnungslos.«

Fay hielt ihrer Enkelin die Hand hin, und Jess nahm sie.

»Es gibt immer etwas zu bedauern, Jess. Mach nur nicht den Fehler, deshalb dein Leben nicht zu genießen.«

»Den Fehler werde ich nicht machen.«

Fay lächelte.

»Ich auch nicht.«

Jess stand auf.

»Wir haben heute eine Menge vor.
Ich gehe mich duschen.«

Dreißig Minuten später klopfte es an die Tür. Fay öffnete, und Tyler trat ein. Seine Augen waren blutunterlaufen, und er hatte sich nicht rasiert, aber Windjacke, T-Shirt und Jeans sahen nicht allzu verknittert aus.

Er nickte Jess zu, wandte sich aber auch an Fay.

»Die Jungs von der NSA haben

einen Geländewagen aufgetrieben, in den wir alle hineinpassen. Sie sind in ein paar Minuten hier. Wir halten an der Eisenwarenhandlung und besorgen uns dort, was wir brauchen. Ich würde an eurer Stelle eine Jacke anziehen, es könnte kühl werden dort draußen.«

Fay entschuldigte sich und ging ins Schlafzimmer, um sich umzuziehen. Tyler und Jess schwiegen sich an, bis Jess die Initiative ergriff.

»Tyler, es tut mir leid wegen gestern Abend.«

»Keine Veranlassung. Ich muss

etwas missverstanden haben.«

»Hast du nicht, und das weißt du auch.«

»Ich weiß, ich wollte nur die Atmosphäre etwas entspannen.«

»Ich hätte damals nicht Schluss machen sollen.«

»Jetzt machst du es noch schwieriger. Außerdem habe ich Schluss gemacht, nicht du. Aber um Haarspaltereien wollen wir uns jetzt nicht zanken.«

»Du hättest nicht Schluss gemacht, wenn ich mich gebunden hätte. Ich war einfach blöd.«

»Dann sind wir ja einer Meinung«, sagte er mit einem Augenzwinkern.

Jess musste lächeln.

»Du machst es mir nicht leichter. Ich wollte dir sagen ...«

Tylers Handy meldete sich, und er hob einen Finger. Nach einem Blick auf das Display antwortete er: »Hallo ... in Ordnung, wir sind gleich unten.«

Er legte auf. Fay kam zurück, sie war fertig.

»Sind sie da?«

Jess seufzte. Sie hatte die Gelegenheit verpasst. Zu Fay

gewandt fragte sie: »Bist du bereit?«
»Das bin ich schon seit meinem zehnten Lebensjahr.«

Im Laden gab es alle Ausrüstungsgegenstände, die sie für eine eventuelle Höhlentour benötigten, und sie kauften vier Taschenlampen, zwei Schaufeln und hundert Meter Nylonseil. Jess war eine erfahrene Höhlengängerin, der Gedanke, in ein dunkles, unheimliches Loch zu kriechen, machte ihr nicht das Geringste aus. Tyler saß am Steuer des Suzuki,

Fay auf dem Beifahrersitz, und Jess hatte sich zwischen die beiden Sicherheitsleute gesetzt, einen drahtigen jungen Mann namens Harris und einen Lockenkopf namens Polk, der wie der Umkleideraum in einer Turnhalle miefte. Beide waren mit schallgedämpften Maschinengewehren bewaffnet. Sie hielt die beiden für überflüssig, aber Tyler hatte darauf bestanden, dass sie die kleine Gruppe begleiteten.

Nachdem sie die gepflasterte Straße verlassen hatten, holperte der

Geländewagen über das unebene Grasland in Richtung Meer. Jess dirigierte Tyler an einem trockenen Bachbett entlang. Er fuhr langsam, um nicht in einem Loch hängen zu bleiben. Fünfzig Meter vor dem Felsabhang, der hinunter zum Pazifik führte, hielt er an, und alle stiegen aus. Die Gegend war völlig verlassen. Jess kontrollierte ihr Handy, kein Netz.

»Und jetzt?«, fragte Tyler.

»Es sieht so aus, als läge das, was wir suchen, direkt am Ufer«, erklärte Fay. »Wahrscheinlich gibt es

irgendwo einen Hinweis, möglich, dass er in einen Stein geritzt ist.«

»Dann sollten wir ausschwärmen. Wer etwas Ungewöhnliches entdeckt, ruft die anderen.«

»Ungewöhnlich in welchem Sinn?«, fragte Polk.

»Die Bewohner der Osterinsel sind für ihre Höhlenbilder bekannt. Vielleicht sollten wir nach so etwas suchen«, antwortete Fay.

Tyler schlug vor, in einem Abstand von fünf Metern parallel nebeneinanderher zu laufen, damit sie nichts übersahen. Beginnen

würden sie hundert Meter südlich der Stelle, wo das Bachbett auf den Felshang traf. Jess ging neben Fay dicht an der Steilküste entlang. Alle paar Meter hielt eine von ihnen inne und bückte sich, um irgendetwas genauer anzusehen, aber es stellte sich jedes Mal als Fehlalarm heraus.

Die Gruppe wurde langsamer, als die Mündung des ausgetrockneten Bachbetts erreicht war. Nach einer halben Stunde Suche trat Jess plötzlich auf etwas Flaches. Wäre sie nicht so langsam gegangen, hätte sie den fast versunkenen roten Stein

wahrscheinlich gar nicht bemerkt. Es war Bimsstein, aus dem die Hüte einiger Moai gemacht waren, und hob sich kaum von seiner Umgebung ab.

Jess rief die anderen zu sich. Nach einem kurzen Blick erklärte Tyler: »Zufällig liegt der nicht hier.«

Jess kniete sich hin und riss das Gras aus.

»Helft mir, ihn freizulegen.«

Tyler holte die Schaufeln aus dem Auto. Nach zehn Minuten warer Bilder erkennbar, die auf den Seiten eingemeißelt waren. Eine Spinne, ein

Vogel, ein Affe und eine menschliche Figur – identisch mit den Abbildungen auf der Holztafel.

»O mein Gott«, sagte Fay mit zitternden Händen. »Wir haben es gefunden!«

»Glaubst du, die Karte sollte uns hierherführen?«, fragte Jess. »Andere Bilder gibt es nicht.«

»Es kann eigentlich nur ein Hinweis auf etwas anderes sein, das nicht sehr weit ist.«

Wieder schwärmten sie aus. Jess musste an ihr Gespräch mit Tyler über Höhlen denken und machte sich

auf den Weg zu dem Teil der Klippe, der ihnen am nächsten lag. Die dort wachsenden niedrigen Büsche schob sie beiseite, um über den Rand zu blicken, und entdeckte einen in die Felswand gehauenen Weg, der so breit war, dass ein Elefant darauf Platz gehabt hätte. Wäre der Stein nicht gewesen, hätte sie ihn vermutlich allenfalls rein zufällig gefunden, obwohl er so breit war.

»He!«, rief sie. »Schaut euch das mal an.«

Alle kamen und blickten über den

Rand.

»Sollen wir nachsehen, wohin er führt?«, fragte Jess.

»Machen wir«, stimmte Tyler zu, »aber vorher holen wir die Lampen und das Seil.«

Die drei Männer entfernten sich.

»Nana, du solltest aber hier oben bleiben.«

Fay sah ihre Enkelin an, als wäre sie nicht ganz bei Trost.

»Da kann ich dir nur ganz entschieden widersprechen.«

»Wir wissen nicht, wie sicher der Pfad ist.«

»Wenn du dir einbildest, ich bin nicht dabei, wenn ihr endlich das große Geheimnis lüftet, dann kennst du deine Großmutter schlecht.«

»Lass uns doch erst einen Erkundungsgang machen.«

»Kommt überhaupt nicht in Frage.«

Als Jess weitere Einwände erheben wollte, erklärte Fay: »Du musst mich fesseln und im Auto einschließen, wenn du nicht willst, dass ich dabei bin.«

Jess gab sich geschlagen.

»Okay. Aber du musst direkt hinter mir bleiben.«

»Wer sagt's denn.«

Tyler kam mit Polk zurück.

»Harris bleibt im Auto, falls jemand schnüffeln kommt«, erklärte er und stieg den Pfad an der Felswand hinunter. Jess und Fay folgten ihm, und Polk bildete die Nachhut. Jess entdeckte grobe Einkerbungen in der Wand, wodurch sie vergleichsweise leicht absteigen konnten. Nach zwei Kurven war Tyler nicht mehr zu sehen. Als auch Jess den Felsvorsprung umrundet hatte, wartete er auf einer Plattform, die groß genug gewesen wäre, um

drei Geländewagen Platz zu bieten.

»Sieht aus, als hätten wir das Ende der Fahnenstange erreicht. Von hier aus geht es nur noch zurück.«

Jess führte Fay auf den Absatz. Tyler musterte die Felswand, aber einen Weg, der in eine Höhle führte, schien es nicht zu geben. Er kniete sich vor einen großen Stein, der vor der Wand stand, und fuhr mit den Fingern am unteren Rand entlang.

»Jess, schau mal.«

Sie bückte sich und leuchtete mit der Taschenlampe auf die Stelle, auf die er zeigte. An der Unterkante des

Steins waren kleine Stücke abgeplatzt. Tyler sah Jess an.

»Hast du nicht gestern Abend erwähnt, dass die Inselbewohner die Moai angeblich hin und her schaukelten und dabei Seile verwendeten?«

»Ja, aber sie haben damit aufgehört, weil sie die ...« Plötzlich ging ihr auf, worauf Tyler hinauswollte.

»Um den Eingang dieser Höhle für Leute unsichtbar zu machen, die vielleicht am Ufer entlangpaddelten, haben sie ihn mit einem Stein

versperrt. Ich glaube, nun brauchen wir doch noch ein paar Muskeln, auch wenn das Auto für eine Weile unbeaufsichtigt bleibt.«

Polk rief Harris über sein Walkie-Talkie zu Hilfe.

»Glaubst du wirklich, dass es hier hineingeht?«, fragte Fay.

»Es gibt nur eine Methode, es herauszufinden.«

Tyler befestigte zwei Seile um den Stein, eines, um damit nach rechts, das andre, um nach links zu ziehen.

»Was wiegt wohl der Stein?«, fragte Jess.

»Vermutlich einige Tonnen. Aber wenn sie die Sache so gut beherrschten, wie du erzählt hast, haben sie wohl auch dafür gesorgt, dass man diesen Stein bewegen kann.«

Als Harris zu ihnen stieß, gab Tyler ihm und seinem Kollegen das eine Seil, während er und Jess das andere übernahmen. Dann erklärte er ihnen, wie sie vorgehen wollten.

Tylers Vermutung traf zu, der Stein war perfekt ausbalanciert. Er und Jess zogen an dem einen Seil, bis sich der Stein etwas neigte. Während

sie ihn zurückfallen ließen, zogen Harris und Polk, so dass er sich in die andere Richtung neigte. Nachdem sie acht Mal hin und her gezogen hatten, reichte der Schwung aus, um ihn von der Stelle zu bewegen. Er rutschte immer nur wenige Zentimeter weiter, aber mehr war nicht nötig. Nach zehn Minuten war eine Lücke entstanden, durch die ein Mensch hindurchschlüpfen konnte.

»Es reicht!«, rief Tyler. »Ich glaube, wir haben es geschafft.«

Der Stein pendelte langsam aus, bis

er wieder stillstand. Tyler schickte Harris zum Auto zurück. Einen Touristen, der den Weg zu dieser Plattform fand, war das Allerletzte, was sie jetzt gebrauchen konnten. Tyler richtete seine Taschenlampe auf die bisher nicht sichtbare Seite des Steins.

»Ich glaube, wir haben gefunden, wer hier wacht.«

Sie kamen näher, um zu sehen, was er meinte. Die Seite, die zur Öffnung der Höhle gerichtet gewesen war, hatte die hervorstehenden Brauen und die breite Nase der Moai, an

denen sie auf dem Weg zum Meer vorbeigefahren waren.

»Stellt euch vor«, sagte Fay ehrfürchtig, »seit über dreizehnhundert Jahren hat kein menschliches Auge dieses Gesicht erblickt.«

»Ich kann noch immer nicht glauben, wie du das geschafft hast«, sagte Jess. »Alleine wären wir nie auf die Idee gekommen.«

»Vermutlich war das MIT doch keine Zeitverschwendung. Sollen wir mal nachsehen? Was meinst du?«

Bevor Jess eine Antwort geben

konnte, war Tyler in der Höhle verschwunden.

32. KAPITEL

Mitternacht war vorüber, aber Morgan beobachtete immer noch die Kreuzung. Viel Sinn sah sie nicht mehr darin. Sie hatte noch einmal das Dossier der CIA über Wladimir Koltschew durchgelesen. Wenn sie bedachte, wer er war und wie sorgfältig er das Attentat auf Pine Gap geplant hatte, hielt sie es durchaus für möglich, dass er außer

Kessler noch einen zweiten Maulwurf hatte. Falls das zuträfe, wüsste er, dass der Versuch, das Xenobium zu stehlen, gescheitert war, und hätte Sydney längst mit seinen Männern verlassen.

»Sie kommen nicht«, sagte Grant.

»Vielleicht räumen sie Kessler noch etwas zusätzliche Zeit ein.«

»Unwahrscheinlich. Ich glaube, ich kann es riskieren, mal auf die Toilette zu gehen.«

Als die Lüftung ansprang, klingelte Morgans Telefon. Sie runzelte die Stirn, es war Vinces Nummer.

»Eigentlich solltest du schlafen«, begrüßte sie ihn.

»Ich hänge an einem Dingsbums, das alle fünf Sekunden piepst, an Schlaf ist nicht zu denken. Das Morphium ist allerdings großartig.«

»Wie lautet die Prognose?«

»Die Ärztin meint, ich würde eine Weile kein Rugby spielen können.«

»Wann kannst du wieder arbeiten?«

»In ein paar Tagen werde ich entlassen und darf zurück in die USA. Sechs Wochen brauche ich Krücken, so lange bin ich ans Büro gefesselt. Habt ihr schon Kontakt?«

»Es ist niemand gekommen. Wir verlängern um eine Stunde, aber sie werden vermutlich nicht anbeißen.«

»Tut mir leid, dass ich nicht mit von der Partie bin.«

»Ja, danke, dass du mir Westfield aufgehalst hast.«

»Ist er da?«

»Auf dem Klo.«

»Ich dachte, ihr beide versteht euch blendend.«

Morgan grunzte.

»Das schiere Vergnügen.«

»Keine brillante Unterhaltung?«

»So schlimm ist es nun auch

wieder nicht. Ich gewöhne mich an ihn.«

»Moment mal! Bist du scharf auf ihn?«

Morgan spürte, wie sie rot wurde.

»Nun red keinen Stuss. Ich stehe nicht auf Fußvolk.«

»Wie ein Schwachkopf kam er mir aber nicht vor, auch wenn er früher einmal Profiringer war.«

Die Spülung rauschte, und Grant kam aus dem Badezimmer. Morgan musterte ihn mit hochgezogener Augenbraue.

»Nein, dumm ist er nicht«, fuhr sie

fort, »er geht mir nur auf den Wecker.«

Grant nickte fröhlich und setzte sich.

»Mannomann«, stöhnte Vince.

»Alles in Ordnung?«

»Plötzlich bin ich hundemüde. Halt mich auf dem Laufenden. Und pass auf dich auf.«

»Mach ich. Wir sehen uns in den Staaten.«

Sie legte auf.

»Wer war das? Ihr Freund?«

»Mein Kollege.«

»Wie geht es ihm?«

»Gut.«

»Lautet so die offizielle
Prognose?«

Morgan grinste. Der Mensch war
wirklich nervig.

»Was machen wir jetzt?«, fragte
Grant.

»Wir warten noch eine Stunde.«

»Und wenn sie dann immer noch
nicht gekommen sind?«

»Dann gehen wir der Verbindung
zu diesem Drogenkartell nach.«

»Es klingt, als könnte uns Andrew
Hull dabei nicht mehr helfen.«

Das konnte Morgan nicht

abstreiten. Der Waffenhändler war am Morgen vor seinem Büro von einem Heckenschützen niedergeschossen worden. Erst am Nachmittag, als die Polizei seine Akten durchsuchte und auf eine »Kieslieferung« nach Alice Springs stieß, erkannte sie seine Verbindung zur Detonation in Pine Gap. Der Russe musste den Waffenhändler umgelegt haben, um seine Spuren zu verwischen. Morgans Problem war, dass ihm das hervorragend gelungen war. Wenn ihre Kollegen von der Drogenfahndung keine undichte

Stelle fanden, steckte sie in der Sackgasse.

»Glauben Sie wirklich, dass der Russe die Bomben in die USA zurückschmuggeln will?«, fragte Grant.

»Ich wüsste keinen anderen Grund, sich mit einer Drogenbande einzulassen. Bessere Schmuggler gibt es nicht. Es ist viel einfacher, nach Mexiko zu fliegen und mit den Bomben über die Grenze zu fahren, als in den USA zu landen und sie durch den Zoll zu bringen.«

»Wenn man bedenkt, dass die

Waffen erst vor ein paar Tagen aus Amerika gekommen sind – reichlich aufwendig, oder?«

»Vor Australien befanden sie sich die ganze Zeit auf einem Militärstützpunkt. Es wäre Selbstmord gewesen, sie von dort stehlen zu wollen. Und das Xenobium von Pine Gap war nötig, damit sie funktionieren.«

»Na, wir wissen, dass sie mit Selbstmord nichts am Hut haben«, warf Grant ein. »Sonst hätten sie nicht den Roboterlastzug gebraucht. Keiner der Typen ist fanatisch

genug, um sich in die Luft zu sprengen.«

»Vielleicht ist das Selbstmordattentat erst in den Staaten geplant. Aber wo? Sie sind der Experte für Sprengstoffe und Elektronik«, antwortete Morgan.

»Was erachten Sie als wahrscheinlichstes Ziel?«

Grant dachte nach. Sie fand es gut, dass er nicht einfach mit einer Antwort herausplatzte.

»Die Frage habe ich mir auch schon gestellt. Nadja Bedowa hat eine Wisconsin Ave erwähnt. Wie

viele gibt es davon in den USA?«

Morgan lud die Daten auf ihr Handy.

»Zehn. Sechs in Wisconsin, zwei in Illinois, eine in Iowa und eine in Washington, DC.«

»Ich glaube nicht, dass der Typ es auf Maisbauern abgesehen hat, ich wette, sein Ziel ist Washington.«

»Es könnte aber auch Chicago sein. Eine der Straßen liegt in einem Vorort.«

»Wir wissen, dass er mit der entsprechenden Menge Xenobium das gesamte Stromnetz der Stadt

lahmlegen kann. Ich würde dennoch Washington sagen, es sei denn, der Präsident wird demnächst in Chicago erwartet.«

Morgan nickte.

»Das überprüfen wir. Wenn ein Attentat geplant ist, bieten sich entweder Washington oder Chicago an.«

Grant rieb sich über den kahlen Schädel.

»Was ich nicht kapiere, ist Wisconsin Ave.«

»Warum?«

»Na ja, wir wissen, dass die

Bombe umso wirksamer ist, je höher sie detoniert. Warum sie also an der Erdoberfläche zünden? Bevor wir abfahren, habe ich mich noch mit dem Labortechniker Collins unterhalten. Ich wollte wissen, was genau die Bombe anstellen kann. Mit dem Xenobium aus Pine Gap könnte der Russe eine riesige Fläche vernichten, wenn er die Bombe in einer Höhe von zehntausend Metern explodieren ließe.«

»Wie riesig?«

»Wenn er es richtig anstellt, die ganze Region von Washington und

New York.«

Morgan verstummte, als ihr die gigantische Bedrohung klar wurde. Grant griff nach seinem Nachtfernglas und ließ den Blick über die Straße schweifen.

»Er könnte die Bombe auf dem Schwarzmarkt an ein Terrornetzwerk verkaufen. Vielleicht erfolgt die Transaktion irgendwo auf der Wisconsin Ave in Washington.«

Sie schüttelte den Kopf.

»Wenn es ihm um Geld ginge, wäre er mit hundert anderen Methoden leichter daran gekommen.«

»Und warum ausgerechnet am 25. Juli? Warum ist ihm das Datum so wichtig? Will er an dem Tag die Bombe zünden, oder erwirbt er an dem Tag noch etwas, das er für seinen Plan braucht?«, fuhr Grant fort.

»Ich weiß es nicht. Ich habe das Gefühl, wir sehen vor lauter Bäumen den Wald nicht.«

»Hoffen wir, dass meine Voraussage falsch ist und seine Männer doch noch hier auftauchen.«

Nachdem er noch zwei Mal die Straße abgesucht hatte, sagte er:

»Ich schau mal nach, ob noch etwas von dem Hühnchen à la Kung Pac übrig ist.«

Das Nachtsichtgerät noch an den Augen stand er auf, drehte sich um und blieb auf einmal wie angewurzelt stehen. Dann sah er zur Decke und bewegte seinen Kopf langsam nach unten, als würde er einen fallenden Tropfen verfolgen.

»Was ist?«, fragte Morgan.

»Schnell, sehen Sie selbst!«

Eine Sekunde lang glaubte sie an einen Scherz, aber seine Stimme klang zum ersten Mal an diesem Tag

todernst. Sie griff nach dem Nachtsichtgerät auf ihrem Schoß und hielt es sich vor die Augen.

»Verdammt!«, flüsterte sie.

Rote Linien verliefen von der Decke bis zum Boden, wie von Geisterhand gezogen! Exakt an der Stelle der Wand, hinter der sich der Aufzugschacht befand!

Wie hatte sie so dusselig sein können! Sie hätte sich ohrfeigen können. Die Leute, hinter denen sie her war, hatten die ganze Zeit vom Hotel aus den Pflanzkübel observiert, ein paar Stockwerke

direkt über ihr. Und da der Wissenschaftler nicht aufgekreuzt war, waren die einzigen Leute, die sie zu der Bombe führen konnten, vermutlich gerade im Begriff, sich abzusetzen.

33. KAPITEL

Das Licht, das durch den engen Spalt fiel, drang nicht weit in die dunkle Höhle, so dass Tyler auf den kleinen Lichtkegel seiner Taschenlampe angewiesen war, der sich an den Basaltwänden brach.

Der Eingang zu der Lavaröhre war hervorragend versteckt worden, nur war der Verschlussstein nicht ganz dicht gewesen. Die Wände fühlten sich feucht an, und es roch moderig. Falls sich hier Schimmelpilze breitgemacht hatten, konnte das, was sie suchten, seit Jahrhunderten zerstört sein.

Jess hielt Fay an der Hand. Tyler hatte Polk angewiesen, am Eingang Wache zu halten. Es ging ihm dabei nicht allein um ihren Schutz, er wollte auch verhindern, dass der Mann dabei war, wenn sie etwas

fanden. Nicht, dass er kein Vertrauen in ihn hatte, schließlich hatte er ein Gewehr. Aber Morgans Strategie, so wenige Leute wie möglich einzuweihen, fand er sinnvoll.

»Vorsicht. Der Boden ist glatt.«
Tylers Stimme hallte in der Ferne wider.

»Pass auf deinen Kopf auf«, warnte ihn Jess. »Ohne Helm kannst du dir eine böse Beule einfangen.«

»Sprichst du aus Erfahrung?«

»Nana hat mich auf Neuseeland in Höhlen mitgenommen.«

Fay holte tief Luft.

»Könnt ihr es riechen? Das Aroma der Geschichte liegt in der Luft.«

Sie holte eine hochmoderne Kamera aus ihrem Rucksack und stellte deren Lampe an. Sie erhellte die Höhle besser als zwei Taschenlampen zusammen. Auf Tylers anerkennenden Blick hin erklärte sie: »Damit dokumentiere ich meine Ausflüge.«

»Paratus et validus«, antwortete Tyler.

»Was heißt das?«

»Gerüstet und stark. Das Motto

meiner Einheit.«

Er zeigte Fay die Kamera vor Gordian, die er sich an die C-17 hatte bringen lassen, als sie in Sydney zwischenlandeten. Sie war nur geringfügig fortschrittlicher als ihre.

»Du wärest bei uns nicht fehl am Platz gewesen. Insbesondere, wenn ich an deine Schießkünste denke.«

Fay schenkte ihm ein breites Lächeln.

»Du schmierst mir Honig um den Bart. Komm. Gehen wir. Ich bin neugierig.«

Ohne jede Angst übernahm sie die Führung. Tyler war zutiefst beeindruckt. Nach zehn Metern machte der Weg eine Biegung, und das Echo verstärkte sich. Tyler erschrak, als er Licht in der Ferne sah. Er tauschte einen Blick mit Jess, die nicht weniger überrascht war als er. Sie setzten ihren Weg fort, bis sie eine geräumige Kammer erreichten, deren Decke sich wie ein Planetarium zehn Meter über ihnen wölbte. Eine kleine Öffnung ließ Tageslicht herein, das ihr eigenes Licht allerdings nur geringfügig

ergänzte. Das kleine Loch war ihnen bei ihrer Suche entgangen. Das hohe Gras musste es verdeckt haben. Sie hielten an. Beim Anblick dessen, was die Bewohner der Osterinsel vor über tausend Jahren versteckt hatten, fiel ihnen die Kinnlade herunter.

Die Decke war mit Kopien der Scharrbilder auf der Nasca-Ebene bedeckt. Tyler holte sein Smartphone hervor und lud eine Karte der Linien, die er gespeichert hatte. Die Symbole in der Höhle waren nicht nur mit denen auf der

peruanischen Ebene identisch, sie waren auch gleich angeordnet. Nur setzten sie sich aus unzähligen kleinen Punkten zusammen, was auf der Nasca-Ebene nicht der Fall war. Nicht unterbrochene Geraden entsprachen den Linien in Peru, aber davon gab es auf der Decke weitaus weniger als auf der Ebene.

»Mein Gott!«, flüsterte Fay. Sie richtete ihre Kamera nach oben.

»Atemberaubend«, hauchte Jess. Auch Tyler war sprachlos. Jess verglich das Bild auf seinem Handy mit den Abbildungen auf der Decke.

»Einige fehlen.«

»Was?«

»Die Decke gibt die Bilder in Peru nicht vollständig wieder. Schau hier – der Wal fehlt. Und die beiden, die wie Blumentöpfe aussehen.«

Tyler und Fay stellten sich zu ihr. Sie hatte recht.

»Wie erklärst du dir das, Fay?«, fragte Tyler. Schließlich war sie die Expertin.

»Von den Bildern auf dem Plateau sollen einige sehr viel später entstanden sein, vielleicht Jahrhunderte später.«

»Welche sind hier abgebildet?«

Jess zählte sie auf: »Affe, Kondor, Kolibri, Pelikan, Spinne, Eidechse, Papagei, Baum, Blume, Iguana und Mensch.«

Tyler beobachtete sie, wie sie für jedes Symbol einen Finger berührte. Zwölf. Ihm ging ein Licht auf, was die Tupfen bedeuteten.

»Zwölf Bilder. Das kann kein Zufall sein.«

Jess verstand gleich, worauf er hinauswollte.

»Ein Bild für jeden Mondzyklus des Jahres.«

Fay blickte staunend zur Decke.

»Dann sind die Punkte ...«

Jess nickte. »Sterne. Wir haben es hier mit Sternbildern zu tun. Wieso hat das vorher keiner entdeckt?«

»Bei den vielen anderen Bildern, die im Lauf der Zeit zu den zwölf Originalen hinzugefügt wurden, konnte man unmöglich erkennen, dass einige Sternbilder darstellen.«

»Wenn die Punkte sichtbaren Sternen entsprechen«, sagte Jess, »müssten wir sie eigentlich am Sternhimmel finden.«

»Was ist das hier?«

Tyler deutete auf ein Bild, das in einem gewissen Abstand von den anderen angeordnet und durch eine Linie mit dem Affen verbunden war. Es handelte sich nicht um ein Tiersymbol, sondern um ein kompliziertes geometrisches Muster, in dessen Mitte ein weißer Strahlenkranz dargestellt war.

Fay rückte näher.

»Das sogenannte Mandala. Es befindet sich auf einem Hochplateau nördlich der Nasca-Ebene. Keir Mensch weiß, was es bedeuten soll.«

Tyler machte Aufnahmen von jedem Symbol, dann fotografierte er alle Verbindungslinien einzeln. Als er fertig war, sah er sich um, ob es noch weitere Ausgänge aus der Kammer gab. Erst in diesem Moment fielen ihm die anderen Zeichnungen auf. Er war so sehr damit beschäftigt gewesen, mit zurückgelegtem Kopf zur Decke zu starren, dass er die vielen Darstellungen, mit denen die Wände geschmückt waren, gar nicht wahrgenommen hatte.

»Schaut euch das an!«

Rundum waren Bilder in die Wand geritzt. Die mit weißer Farbe gefüllten Rillen leuchteten auf, wenn das Licht sie traf. Tyler fotografierte sie. Er begann mit der Darstellung eines Strahls, der vom Himmel kam und einen Feuerschweif hatte. Es folgte ein Strahlenkranz, der der Darstellung im Mandala entsprach. Über dem Strahlenkranz erhob sich die unverkennbare Kontur einer Pilzwolke. Wer auch immer diese Szenen dargestellt hatte, war entweder selbst Zeuge einer gigantischen Explosion geworden

oder hatte davon gehört. Wie in Australien wären auch auf der kahlen peruanischen Hochebene keine Bäume umgestürzt wie in der Tunguska.

»Die Bilder erzählen eine Geschichte«, erklärte Jess.

Fay nickte. »Die Einwanderer aus Nasca haben ihre Geschichte in dieser Höhle aufgezeichnet, damit sie nicht vergessen wird.«

»Ich finde es seltsam, dass bisher noch keine solche Zeichnung gefunden wurde«, wandte Tyler ein.

Fay war so in Fahrt, dass sie

Tylers Einwurf nicht beachtete. »Denkt an die Hieroglyphen. Sie sind über fünftausend Jahre alt, und irgendwann konnte niemand mehr etwas damit anfangen. Erst als der Rosetta-Stein entdeckt wurde, gelang es, sie zu entziffern. Ein einziges Fundstück hat alles verändert. Diese Höhle könnte ein präkolumbianischer Rosetta-Stein für die Nasca-Kultur sein.«

»Wie erklärst du dir, dass man in Peru noch keine solche Darstellung gefunden hat?«, schob Tyler nach.

»Es kann ja noch dazu kommen. In

den fünfziger Jahren wurde eine uralte Stadt namens Cahuachi im Süden der Nasca-Ebene entdeckt. 1980 hat man dann mit Ausgrabungen begonnen, die erbracht haben, dass es sich um eine Kultstätte der Nasca handelt.«

»Du meinst, dort könnte etwas diesen Darstellungen Vergleichbares versteckt sein?«

»Natürlich. Das Gelände ist riesig. Es erstreckt sich über anderthalb Quadratkilometer. Die höchste Pyramide ist dreißig Meter hoch, ein Stufenbau aus Lehmziegeln.

Irgendwo in der Anlage könnte sich die Entsprechung dieser Geschichte finden. Vielleicht wurde sie ursprünglich von den Mitgliedern der religiösen Gemeinschaft bewacht, die einst in jener Stadt wohnten und nun dort begraben liegen.«

Fay erklärte die Szenen.

»Hier entdeckt jemand nach der Explosion einen runden Gegenstand. Er trägt ihn wie einen Schatz zu seinen Leuten. O mein Gott! Sind das Tote?«

Auf dem nächsten Bild lagen

Leichen verstreut in einer Landschaft. Der runde Gegenstand schien zu jedem toten Körper Strahlen auszusenden, als hätte er ihn zu Boden gestreckt.

»Was immer sie gefunden hatten, es muss tödlich gewesen sein«, erklärte Tyler. »Wenn es ein großes Stück Xenobium war, hätte die intensive Gammastrahlung innerhalb weniger Tage alle krank gemacht, die damit in Berührung gekommen waren.«

Fay senkte ihre Kamera und studierte mit zusammengekniffenen

Augen die nächste Szene. Vor einem Altar, auf dem der runde Gegenstand lag, knieten Menschen.

»Hier sieht es so aus, als opferten sie den Gegenstand. Vielleicht haben sie gehofft, dass die Götter wiederkommen, ihn zurücknehmen und sie von der Plage befreien würden.«

»Sie hätten ihn einfach wegwerfen können«, sagte Jess.

»Das hätten sie nicht getan, wenn sie ihn für das Eigentum der Götter hielten. Sie hätten ihn aufbewahren wollen, für den Fall, dass sie ihn

zurückgeben mussten.«

Auf der nächsten Darstellung war der Gegenstand von einer Pyramide umschlossen. Eine Linie führte von ihrer Spitze geradewegs zur Decke, wo sie sich mit der menschlichen Figur schnitt. Fay sah zur Decke.

»Hier wird davon erzählt, wie es dazu kam, dass sie die Nasca-Linien in den Sand scharften.«

Jess folgte dem Blick ihrer Großmutter.

»Mein Gott! Das ist ja ein Code.«

»Ein Code?«, wunderte sich Tyler.

»Sie wollten, dass die Götter ihren

Schatz wieder abholten, aber da sie ihn von dem ursprünglichen Fundort – dem Mandala – entfernt hatten, mussten sie den Göttern den Weg zum Versteck zeigen.«

»Und gab es einen besseren Code für die Götter als die Sternzeichen?«, schloss Fay.

Nun verstand Tyler, warum die Linien so groß sein mussten und warum die Nasca dafür gesorgt hatten, dass niemand, der zu jener Zeit auf Erden lebte, den Code entziffern konnte.

34. KAPITEL

Kaum hatte Grant Morgan auf die roten Linien hingewiesen, stürmte er auch schon aus dem Zimmer. Sie folgte ihm auf den Fersen und schrie Instruktionen für die australische Polizei in ihr Handy. Sie rannten die Treppe hinunter, um die Russen in der Lobby zu überraschen, aber als sie die Tür öffneten, kamen vor dem Haupteingang zwei Einsatzwagen mit kreischenden Reifen zum Halt. Schwarz gekleidete Polizisten sprangen heraus.

Die Hölle brach los.

Grant erkannte zwei Männer wieder, die er in Alice Springs in der Lagerhalle gesehen hatte. Beide zogen ihre Waffen und schossen wild in die Lobby. Grant, mit einer SIG Sauer .40 ausgestattet, die er von der NSA zur Verfügung gestellt bekommen hatte, zielte auf die Männer, aber Hotelpersonal und schreiende Gäste, die Deckung suchten, rannten ihm immer wieder vor den Lauf. Auch die Einsatzmannschaften schossen nicht, aus Furcht, unschuldige Passanten

zu treffen.

Die Russen suchten das Weite, aber Grant und Morgan blieben ihnen auf den Fersen. Morgan rief, jemand solle sie am hinteren Ausgang abfangen, aber es war zu spät. Die Russen waren schon im Freien. Grant näherte sich vorsichtig dem Ausgang und blieb im Schutz der Betonmauer stehen. Dann steckte er den Kopf zur Tür hinaus und wurde mit einem Kugelhagel begrüßt, der das Glas zerschmetterte. Er ließ sich auf die Knie fallen und schoss fünf Mal

durch die geborstene Scheibe. Die Männer duckten sich und verschwanden um die Ecke eines Gebäudes. Grants Kugeln prallten am Backstein ab.

»Passen Sie auf, wohin Sie schießen!«, rief Morgan. »Wir brauchen sie lebend.«

»Sie haben angefangen!«

Grant war Soldat gewesen. Er war dafür ausgebildet zu töten, nicht dafür, jemanden zum Krüppel zu machen oder über seine Rechte zu informieren. Sie brachen durch die Tür und rannten hinter den Russen

her, die fünfzig Schritt Vorsprung hatten. Morgan rief in ihr Telefon: »Sie laufen eine diagonale Straße hinunter. Fangt sie ab, bevor sie unter der Brücke ankommen.«

Der Bogen der Harbour Bridge begann keine hundert Meter entfernt. Verloren Morgan und Grant die Russen aus den Augen, konnten sie mühelos auf den Kais der anderen Seite untertauchen. Irgendwo mussten sie ein Auto geparkt haben, der Parkplatz des Hotels lag jedoch in der entgegengesetzten Richtung. Ein Polizeiwagen hielt an und

blockierte die Straße. Das Einsatzkommando bildete einen Kordon um das Hotel. Grant dachte, die Russen wären abgeschnitten, als er sah, wie sie eine geschlossene Tür aufstießen und dahinter verschwanden.

»Wo wollen sie hin?«, fragte Morgan.

»Ich weiß es nicht.«

Es sah aus, als wären sie im Fundament der Brücke verschwunden, doch als sie näher kamen, entdeckte Grant das Schild neben der Tür. Klettertouren. Es war

der Eingang für Touristen, die auf die Brückenbögen klettern wollten. Die Russen planten offenbar, die Straßenblockaden zu umgehen. Wenn sie es bis zu den Fahrbahnen auf der Brücke schafften, konnten sie ein Auto zum Anhalten zwingen und damit in die nördlichen Vororte flüchten.

Grant und Morgan erreichten die Tür.

»Wollen Sie auf die Polizei warten?«, fragte er.

»Nein«, erwiderte sie, »diese Schweinehunde lasse ich nicht

entkommen. Warten Sie hier auf mich.«

Grant schüttelte den Kopf. Nie würde er zulassen, dass sie den Russen im Alleingang nachsetzte.

»Ich komme mit.«

Sie verlor keine Zeit damit, ihm zu widersprechen.

»In Ordnung. Ziehen Sie die Türe auf. Eins. Zwei. Drei.«

Grant riss sie weit auf, und Morgan schlich sich geduckt weiter, auf alles gefasst.

»Sie sind auf dem Steg.«

Wie ein Blitz schoss sie durch die

Tür und rannte die Eisenstufen hinauf. Grant, der für jemanden von seiner Größe schnell war, hatte Mühe, mitzuhalten. Als sie die Stelle erreicht hatten, an der der Steg unter dem Brückenbogen seinen Anfang nahm, konnte Grant die Schatten zweier Männer ausmachen, die über die Metallgitter polterten. Sie waren außer Schussweite, aber das hielt sie nicht davon ab, auf Teufel komm raus in ihre Richtung zu ballern.

Nicht sehr effizient, dachte Grant, aber vielleicht brachte ihnen die

schiere Zahl der Schüsse Glück. Morgan verschenkte keine Sekunde, sie machte sich gleich an die Verfolgung, um den Kugelregen scherte sie sich einen feuchten Dreck. Grant achtete darauf, das Gleichgewicht zu behalten. Sie waren nun schon an die fünfzig Meter über Straßenniveau. Die Kugeln waren vielleicht nicht tödlich, ein Sturz wäre es gewiss.

Sie erreichten den wuchtigen Steinpfeiler, das südliche Standbein der Brücke. Dort führte der Steg durch einen Tunnel. Auf der anderen

Seite kreuzte er sich mit einem anderen Steg, und Grant sah, wie die Männer sich trennten. Der eine rannte geradeaus weiter zum nördlichen Brückenende, während der andere den Weg nach oben einschlug, der auf die andere Brückenseite führte. Als Grant und Morgan die Stelle erreicht hatten, wies sie mit dem Kinn auf den Mann, der zur Nordseite rannte.

»Sie nehmen den dort. Passen Sie auf, dass er es nicht bis zum Ende der Brücke schafft, bevor die Polizei die Straße sperrt.«

»Aber töten Sie ihn nicht«, setzte Grant hinzu.

»Genau«, sagte sie, noch nicht einmal außer Atem.

»Nichts leichter als das«, entgegnete Grant und fragte sich, wie er das bewerkstelligen sollte. Morgan rannte ohne ein weiteres Wort los.

Gern ließ Morgan ihn nicht allein, aber sie sah keine andere Möglichkeit, jemand musste den zweiten Russen verfolgen. Bisher hatte er sich gut geschlagen, das

Risiko war nicht allzu groß, dachte sie. Wenn sie jedoch ihren Mann nicht bald einholte, würde er womöglich im Labyrinth der Stahlträger verschwinden. Die Sydney Harbour Bridge hatte zwei Bögen, die sich von einem gemauerten Brückenpfeiler im Süden zu einem zweiten im Norden schlangen. Die Brücke verband den nördlichen Teil der Stadt mit dem Geschäftsviertel. Die acht Spuren für Autos und Lastwagen und die zwei Eisenbahntrassen waren befahren wie keine andere Strecke

der Stadt. Wenn der Russe es zur Straßenebene der Brücke schaffte, standen ihm verschiedene Fluchtmöglichkeiten offen.

Er rannte in Richtung der Treppe, über die die Klettertouristen abstiegen, wenn sie vom Hauptbogen kamen. Der letzte Abstieg lag Stunden zurück, niemand würde Morgan in die Quere kommen. Der Russe nahm immer zwei Stufen auf einmal. Die Treppe war steil wie eine Leiter und wurde alle fünf Meter von einer Plattform unterbrochen, von deren anderem

Ende aus es weiter hinauf ging.

Am Fuß der Treppe steckte Morgan ihre Pistole ins Halfter, dann stieg sie dem Russen nach. Sie sah, dass er den Fehler gemacht hatte, mit der Waffe in der Hand loszuklettern, was ihn so sehr behinderte, dass sie allmählich aufholte.

Sie war eine Plattform unter ihm, als er schoss. Die Kugeln prallten vom Metall ab, dann war sein Magazin leer.

Sie hatte ihn.

Er schleuderte seine Pistole nach

ihr und traf sie an der Schulter, aber sie ignorierte den heftigen Schmerz. Als er die Fahrbahnen erreichte, auf denen noch lebhafter Verkehr herrschte, hechtete sie nach vorn, um ihn an den Füßen festzuhalten. Er trat nach ihr, verfehlte sie aber um Millimeter und rannte weiter. Auf der nächsten Plattform würde sie ihm den Schuss verpassen können, der ihn außer Gefecht setzte. Dann hätte sie ihn endgültig.

Auf Fahrbahnhöhe hatte man die Stufen auf einer Strecke von drei Metern mit Maschendraht umbaut,

damit die Touristen sich nicht auf den Gehweg absetzten. Statt weiter nach oben zu klettern, griff der Russe nach dem oberen Rand dieses Drahtkäfigs, offenbar in der Absicht, auf den Gehsteig zu springen. Wenn sein Plan gelänge, könnte er sich mit einem Auto absetzen. Geistesgegenwärtig sprang sie hoch, nicht um ihn festzuhalten, sondern um ihn durch einen kräftigen Stoß gegen seine Schuhsohlen aus dem Gleichgewicht zu bringen. Er überschlug sich tatsächlich, fiel auf den Gehweg und rollte weiter auf

die Eisenbahngleise. Morgan kletterte ein Stück weiter hinauf, zog die Pistole und zielte von oben auf ihn. Mit der freien Hand rief sie ihren Kontaktmann bei der Polizei an und meldete, am südlichen Brückenpfeiler könne man einen der Russen verhaften.

Da richtete sich der Mann auf. Er öffnete den Mund, um zu schreien. Im selben Augenblick hörte sie das metallene Kreischen von Bremsen.

Grant fragte sich, wohin zum Teufel der Idiot wollte, dem er nachsetzte.

Sie rannten den Brückenbogen hinauf, und Grant musste zugeben, dass ihm langsam die Puste ausging. Der Typ war drahtig, athletischer gebaut als er, deshalb konnte Grant nur knapp mit ihm Schritt halten. Aus unerfindlichen Gründen war der Mann nicht über das Gittergehäuse auf die Fahrbahn gesprungen, sondern kletterte immer weiter, bis er sich den schrägen Steg entlangbewegte, nur durch ein beidseitiges dünnes Geländer vor dem tödlichen Sturz auf die Fahrbahn geschützt. Als er oben

war, begriff Grant, dass der Russe zu einem der vier Wartungskräne wollte, die aus kleinen Verschlängen ragten. Darin war der Motor untergebracht, mit dem man die Plattform senken konnte, die wie die Bühne eines Fensterputzers aussah, und auch der Motor, mit dem man den Kran am Brückenbogen hin und her fahren konnte. Mit seiner Hilfe könnte der Russe den tiefer gelegenen Fußweg erreichen und eine der Leitern zur Fahrbahn hinunterklettern. Da nur eine Plattform vorhanden war, würde

Grant ihm nicht folgen können.

Das kommt nicht in die Tüte, dachte Grant, da mochte Morgan sagen, was sie wollte. Wenn der Mann auf die Plattform kletterte, die an dem Kran hing, wäre sein Augenblick gekommen. Danach würde der Russe sich nämlich darauf konzentrieren, Grant zu treffen, der sich irgendwie über die Seite würde beugen müssen, um überhaupt schießen zu können.

Kurz vor dem Kran drehte sich der Russe um und gab einige Schüsse ab. Grant warf sich auf den Bauch.

Der schräge Brückenbogen erschwerte sein Vorhaben, sein Ziel war aber gerade noch in Reichweite. Eine bessere Chance würde sich ihm nicht bieten. Der Russe machte sich daran, auf die hängende Plattform zu klettern. Grant feuerte und traf ihn ins rechte Bein, gerade als er den linken Fuß daraufsetzte. Volltreffer. Morgan wäre stolz auf ihn.

Automatisch griff der Verletzte nach seinem Schenkel und ließ dabei die Plattform los, so dass sie von der Brücke wegschwang. Er wollte sich wieder festhalten, griff

aber ins Leere. Sein gellender Entsetzensschrei verstummte erst, als er auf der Fahrbahn aufschlug.

Grant stand auf und lehnte sich über das Gelände. Blut breitete sich rasch um den Kopf des Toten aus. Der Mann würde nie wieder ein Wort sagen.

Grant runzelte die Stirn. »Autsch!«, sagte er. »Ich habe doch tatsächlich geglaubt, dass es funktioniert.«

35. KAPITEL

Als sie bei der Darstellung des

Astronauten anlangten, bemerkte Jess sofort die Abweichung. Fay erklärte, seine Figur auf der Nasca-Ebene sei ein wichtiger Grund dafür gewesen, dass man früher glaubte, Außerirdische hätten den Nasca mit den Linien geholfen. Die menschliche Figur hielt einen Arm hoch, der andere hing an ihrer Seite herunter, sie hatte zwei Beine und einen runden Kopf mit zwei großen runden Augen. Nase und Mund fehlten. Jess fand die Interpretation weit hergeholt. Für sie ähnelte die

Zeichnung eher einem Strichmännchen. Und wenn die Leute, die ihn in den Sand gescharrt hatten, einfach vergessen hatten, einen Mund einzuzichnen? Aber es ging ihr gar nicht um den Astronauten an der Decke, sondern um den zweiten an der Wand, der einen großen, runden Gegenstand in der erhobenen Hand hielt.

Tyler hatte ein Gerät aus der Tasche geholt und schritt damit an der Wand entlang. Bei dem Astronauten hielt er inne und verzog das Gesicht. Er nahm sein

Leatherman vom Gürtel und klappte das Messer auf. Fay schrie, als er damit in die Hand des Astronauten bohrte.

»Du beschädigst das Bild!«, rief sie.

»Tut mir leid, Fay«, antwortete er und machte weiter, bis ein kleiner Brocken aus der Wand fiel. Jess ließ den Schein ihrer Taschenlampe über das Loch gleiten. Etwas schimmerte bunt. Es war sehr viel kleiner als der Gegenstand, den die Figur in der erhobenen Hand hielt, aber es war nicht auf die Wand

gemalt. Es lag in der Wand.

Tyler studierte das Display seines Geräts. Selbst in dem dämmrigen Licht der Höhle konnte Jess ihr erbleichen sehen. Er rief, zum Eingang gewandt: »Polk, ich brauche den Behälter aus dem Auto!« Dann wandte sich Tyler an Fay und Jess. »Gehen wir auf die andere Seite.«

»Warum? Was ist das für ein Gerät?«, wollte Jess wissen.

»Ein Geigerzähler.«

Statt sich zu entfernen, trat Fay noch näher.

»Das ist radioaktiv?«

»Bitte, Fay, bleib weiter weg!«

»Wie gefährlich ist es?«

»Wenn wir nicht lange bleiben,
kann uns nichts passieren.«

Sie gingen auf die
gegenüberliegende Seite.

»Ich glaube, wir haben verdient,
dass du uns erzählst, was sich hier
abspielt«, begann Jess.

Tyler schwieg einen Augenblick,
dann bat er Fay, ihre Videokamera
abzustellen. Sie sah ihn verblüfft an,
kam aber seiner Aufforderung nach.

»Eigentlich darf ich euch nicht
einweihen, weil es eine

Geheimsache ist, aber ihr habt recht, ihr müsst Bescheid wissen, um euch über die Risiken im Klaren zu sein. Was ich euch jetzt sage, könnte mich ins Gefängnis bringen. Ihr dürft also unter gar keinen Umständen zu dritten Personen darüber sprechen. Habt ihr das verstanden?«

Jess und Fay sahen ihn verwirrt an.

»Das Material in der Wand heißt Xenobium und ist eine Form des Elements Hafnium. Wir vermuten, die Nasca fanden es nach einer Explosion auf ihrem Gebiet. Es hat unter anderem die Eigenschaft,

Gammastrahlen abzugeben. Ich hatte gehofft, dass wir nichts finden, deshalb habe ich bisher darüber geschwiegen.«

»Hat uns die Agentin Bell deshalb mit dem Jet der Air Force hergeschickt?«, fragte Jess. »Das hat etwas mit der Lastzugbombe in Australien zu tun, ja?«

»Gewissermaßen. Jemand hat eine Waffe gestohlen, die Killswitch heißt. Und diese Substanz macht sie funktionstüchtig. Wenn den Leuten, die die Waffe haben, dieses Zeug in die Hände fallen würde, könnte das

zu einem vernichtenden Terroranschlag führen.«

Sie hielten sich so weit wie möglich von dem Metall entfernt auf, bis sich Polk vom Eingang her meldete. Tyler rannte zu ihm und kam mit einem silberfarbenen Koffer zurück. Der schien jedoch sehr viel schwerer zu sein, als man es von Aluminium erwartete.

»Bleigepanzert. Agentin Bell hat ihn uns mitgegeben, für den Fall, dass wir Xenobium finden.«

Tyler stocherte in dem Loch herum, bis das Stück herausfiel und über

den Boden rollte.

»Richtet die Lampen darauf, aber fasst es ja nicht an!«

Tyler hob das Metall mit der Zange seines Leathermans auf. Jess konnte kaum glauben, dass etwas von der Größe einer Erbse tödlich sein konnte. Tyler legte es in den Schaumstoff des Koffers und schloss ihn. Dann wedelte er noch einmal mit dem Geigerzähler durch die Höhle und erklärte, dass das Strahlungsniveau wieder normal war.

Jess studierte noch einmal die

Wandbilder.

»Die Nasca fanden das Xenobium, merkten aber erst, dass es tödlich war, nachdem sie krank wurden und starben. Warum haben sie es auf die Osterinsel gebracht?«

»Das werden wir nie erfahren«, sagte Fay. »Vielleicht haben sie ein kleines Stück mitgenommen, um es den Göttern zum Dank zu opfern, wo immer sie den Fuß an Land setzten.«

Tyler deutete auf den Astronauten.

»Schaut doch mal seine Hände an. Dieses Stückchen Xenobium war in seiner linken Hand. Die rechte hält

einen Gegenstand, der sehr viel größer ist.«

»Ich verstehe das so, dass irgendwo in Nasca ein viel größeres Stück ist ...«, sagte Jess.

»Dann müssen wir es finden, bevor es in falsche Hände fällt«, erklärte Tyler und hielt den Strahl seiner Taschenlampe auf die Decke gerichtet. »Die große Frage lautet, wo ist es?«

Fay deutete auf das Mandala.

»Siehst du den Strahlenkranz in der Mitte? Es sieht aus, als würde hier eine Explosion stattfinden. Vielleicht

sahen die Nasca, wie der Feuerball aus dem Weltraum fiel, gingen hin und fanden das Xenobium.«

Tyler stellte sich vor das Wandbild der Pyramide. »Das Mandala sieht aus wie eine Pyramide von oben. Vergleicht es mit der Decke. Die Linien führen von dem Mandala durch jedes Tier hindurch bis geradewegs zur Pyramide von Cahuachi.«

»Natürlich!«, rief Fay triumphierend. »Die Nasca wollten ihren Fund vor Dieben schützen, wollten aber auch die Bevölkerung

davon fernhalten, um Erkrankungen zu verhindern. Nur die Priester hatten vermutlich Zugang dazu. Bestimmt haben sie nicht nur den Weg in die Pyramide versteckt, sondern auch Fallen konstruiert, damit eventuelle Eindringlinge den Schatz nicht rauben konnten. Sie wollten es aber wiederum nicht so gut verstecken, dass die Götter es nicht fanden.«

»Die Götter waren aber nicht sehr mächtig, wenn sie Hinweise brauchten«, lästerte Tyler.

»Sie waren nicht unfehlbar wie der

Gott Abrahams.«

»In jenen Tagen war die Pyramide mit Sicherheit ein auffälliges Bauwerk. Warum hat man nicht einfach eine große Zeichnung obendrauf gemacht, um die Götter zu leiten?«

»Vielleicht dachten die Nasca, die Götter würden zu dem Mandala zurückkehren, um ihren Schatz von dort zu holen. Deshalb haben sie die Linien geschaffen, sie sollten die Götter vom Mandala nach Cahuachi führen. Die beiden liegen nur sechzehn Kilometer voneinander

entfernt.«

»Die Explosion in der Tunguska war gigantisch«, warf nun Jess ein. »Wäre Cahuachi nicht dabei zerstört worden?«

»Wir wissen nicht, ob die Stadt vor oder nach der Explosion gebaut wurde«, erwiderte Tyler. »Vielleicht wurde sie zerstört und dann wieder aufgebaut. Fay hat erzählt, dass sie erst vor fünfzig Jahren entdeckt wurde und derzeit noch ausgegraben wird.«

»Wir könnten aber auch auf dem völlig falschen Dampfer sein«,

wandte Fay ein. »Theoretisch könnte das Xenobium genauso gut bei dem Mandala vergraben liegen, und die Pyramide braucht gar nichts damit zu tun haben. Aber wäre es nicht toll, wenn wir das herausfinden würden?«

Jess konnte sich Fays ansteckender Begeisterung nicht entziehen.

»Haben die Archäologen einen Weg in die Pyramide entdeckt?«

»Sie haben ein paar Kammern freigelegt, etwas wie dieses Metall haben sie aber meines Wissens nicht gefunden.«

»Wenn die Linien tatsächlich einen Code bilden«, sagte Tyler, »wie erfahren die Götter, wo sie das Metall finden?«

»Darüber habe ich auch schon nachgedacht«, sagte Jess. »Wenn wir es mit astrologischen Symbolen zu tun haben, die Sternbilder darstellen, müssten sie von Jahresanfang bis Jahresende in der richtigen Reihenfolge angeordnet sein. Die geraden Verbindungslinien dazwischen könnten der Weg sein, den Nana erwähnte.«

»Wir können die astronomische

Verbindung feststellen, indem wir die Punkte der Symbole mit Sternenkarten vergleichen. Die Frage ist nur, wie erfahren wir, wo wir in die Pyramide hineinmüssen?«

»Vielleicht geht das auch aus den Symbolen hervor.«

»Damit befassen wir uns auf dem Weg nach Nasca«, erklärte Fay. Dann fuhr sie ehrfurchtsvoll fort: »Vielleicht haben wir ja die größte Entdeckung in der präkolumbianischen Archäologie gemacht, auch wenn wir auf der Osterinsel sind. Sie beweist nicht

nur, dass die Nachfahren der Nasca hierherkamen, sondern sie liefert auch eine Antwort auf die rätselhaften Scharrbilder.«

»Bist du dir ganz sicher, dass du noch reisen kannst?«, fragte Jess.

»Wenn du mich das noch einmal fragst, lege ich dich übers Knie.«

Tyler lachte. »Da wäre ich gern dabei. Also, ihr beiden, wir fahren alle zusammen.«

Am Höhlenausgang reichte Tyler den Koffer an den Sicherheitsmann weiter. »Bringen Sie ihn zum Auto, und holen Sie Harris, damit wir den

Stein wieder vor die Öffnung schieben können.«

»Ich gehe mit«, sagte Fay. »Ich will dieses Video auf meinen Laptop laden.«

Jess lächelte. Die meisten Freundinnen ihrer Großmutter hatten Angst davor, einen Computer überhaupt anzufassen, ganz zu schweigen davon, ein Video speichern zu können.

»Warum schieben wir den Stein eigentlich zurück? Der Russe hat doch keine Karte«, sagte Jess.

»Es ist besser, wenn niemand

unseren Spuren folgen kann. Stell dir vor, jemand findet die Höhle, bevor wir unsere Entdeckung bekannt geben wollen. Wenn der Stein wieder vor der Öffnung steht, werde ich noch ein paar zusätzliche Spuren im Boden hinterlassen, um unsere zu verwischen.«

Jess nahm Tyler kurz in den Arm. »Danke, dass du ehrlich zu uns bist.«

»Das ist nur fair. Ihr beide reißt euch ein Bein aus, um zu helfen.«

»Stimmt, aber wir haben dich in die Sache verwickelt. Du hättest uns in

Neuseeland eine Absage erteilen können.«

Tyler lehnte sich gegen die Felswand. »Erinnerst du dich, wie du mich damals, als wir Studenten waren, gefragt hast, warum ich bei den Reserveoffizieren war?«

»Hatte dein Vater nicht gesagt, du sollst es lassen?«

»Stimmt. Dabei habe ich es genau wegen meines Vaters getan. Er war Berufssoldat gewesen, das hatte mich auf die Idee gebracht. Es klingt vielleicht schmalzig, aber sein Beispiel hat mir die Augen dafür

geöffnet, dass es wichtig ist, sich zu einer Sache zugehörig zu fühlen.«

»Und warum bist du dann aus der Armee ausgetreten?«

»Ein wichtiger Grund war, dass mir der Gedanke nicht behagte, jederzeit in die Luft fliegen zu können.«

»Hatte Karen etwas mit deiner Entscheidung zu tun?«

Tyler nickte. »Sie hat mich nicht gezwungen, aber weil wir verheiratet waren, war ich Teil von etwas, das größer war als ich selbst. Sie tat meiner Seele gut. Klingt wie ein Spruch auf einer Grußkarte.«

Jess streichelte tröstend seinen Arm.

»Ich finde, es klingt lieb. Ich würde jemanden umbringen, damit ich eine solche Grußkarte bekomme. Aber was hat das mit unserem Ausflug auf die Osterinsel zu tun?«

»Weißt du, was Grant und ich auf Neuseeland gemacht haben? Wir haben die Fahreigenschaften eines neuen Autos unter Winterbedingungen getestet. Wichtige Arbeit, die Spaß macht, aber nichts Weltbewegendes.«

Jess nickte. »Was wir hier

gefunden haben, ist weltbewegend.«

»Genau. In den vergangenen Jahren war ich mehrmals bei revolutionären Entdeckungen dabei.«

»Und hast nebenbei noch einer Menge Menschen das Leben gerettet. Ich habe deine Heldentaten in den Nachrichten verfolgt, auch wenn du der Presse aus dem Weg gegangen bist und dein Privatleben herausgehalten hast.«

»Grant ist scharf darauf, im Rampenlicht zu stehen, ich nicht.«

»Du hast also andere Beweggründe.«

»Nach Karens Tod habe ich gedacht, die Welt ist untergegangen. Und für mich war sie es auch. Aber seither habe ich gemerkt, dass ich nicht nur so tun will, als würde ich leben. Ich will etwas bewirken. Nicht damit mein Name in den Geschichtsbüchern steht, sondern weil es gut für mein Selbstwertgefühl ist.«

»Du handelst aus reiner Ichsucht, willst du sagen.« Ihre Lippen verzogen sich zu einem Grinsen.

»Siehst du? Du hast mich erwischt«, erwiderte er. »Immer ...«

Bevor Tyler seinen Satz beenden konnte, hupte es mehrfach, dann war das Knattern von Gewehrfeuer zu hören.

36. KAPITEL

Bevor Wladimirs Privatjet auf der Osterinsel gelandet war, hatten seine Männer aus Sydney gemeldet, dass sie das Hotel verlassen würden, weil Kessler nicht gekommen war. Für ihn bedeutete die Nachricht, dass er keine andere Wahl hatte, als auf der Osterinsel nach Xenobium zu

suchen. Anschließend hatte er nichts mehr von seinen Leuten gehört und ging davon aus, dass wieder etwas schiefgelaufen war.

Die C-17 verriet ihm gleich, dass die Amerikaner ihm zuvorgekommen waren. Die Reichweite ihrer Maschine war natürlich sehr viel größer als die seiner Gulfstream, die einen weiten Umweg hatte fliegen müssen, um aufzutanken. Er war sicher, dass man sein Flugzeug unter die Lupe nehmen würde, aber seine Kennung würde seine Gegner nur zu der Briefkastenfirma des Milliardärs

auf den Bahamas führen, dem sie gehörte. Trotzdem hätte es vielleicht verdächtig gewirkt, wäre er nur mit einer Gruppe Männer ausgestiegen, deshalb hatte er in Sydney zwei Models angeheuert. Ein eventueller Beobachtungsposten in der C-17 würde seine beiden Leute Kiselow und Tschopiak und die zwei Girls für extravagante Touristen halten.

Tyler Locke hat also einen Vorsprung, dachte er. Einfach zu der Stelle zu gehen, die das Foto der Holztafel zeigte, kam nicht in Frage. Außerdem musste er unbedingt

seinen Rückzug sichern, und das hieß, die Männer im Jet der Air Force mussten erledigt werden.

Statt sie direkt anzugreifen, entschied er sich für ein Täuschungsmanöver. Er befahl seinen Leuten Kiselow und Tschopiak, die Models im Hotel abzuladen und anschließend mit ihrem Mietwagen zu einer einsamen Stelle an der Küste zu fahren, von dort aus die Polizei anzurufen und einen Notfall vorzutäuschen.

Als ein Polizist eintraf, erschossen sie ihn und warfen ihn ins Meer.

Dann stiegen sie in sein Polizeiauto und fuhren in aller Ruhe zu der C-17 auf dem Rollfeld, als planten sie einen Höflichkeitsbesuch. Ehe der Mann, der die Maschine bewachte, merkte, dass sie gar keine Polizisten waren, war er schon tot. Sie stürmten das Flugzeug und brachten die Besatzung samt dem Sicherheitsmann um. Niemand auf dem verschlafenen Flughafen bemerkte den Zwischenfall. Ungehindert stiegen Wladimir und Dimitri zu Tschopiak und Kiselow in den Polizeiwagen und machten

sich auf den Weg.

Den Suzuki sahen sie schon von Ferne. Um keinen Argwohn zu wecken, näherten sie sich langsam. Sie machten drei Leute aus, eine Frau im Auto und zwei Männer mit Sturmgewehren, die sich gerade dem Steilufer näherten. Vermutlich sollten sie Tyler Locke beschützen. Die Frau drückte auf die Hupe, und die beiden Bewaffneten drehten sich um. Der Jüngere winkte dem Polizeiwagen zu und setzte sich in Trab, während der Ältere mit dem gelockten Haar am Rand der Klippe

blieb. Als sie sich auf fünfundzwanzig Meter genähert hatten, hob Wladimir seine AK-47 und erschoss den Blonden, Tschopiak schickte den anderen über die Klippe. Keiner hatte auch nur sein Gewehr in Anschlag bringen können. Dimitri war inzwischen auf dem Weg zum Geländewagen, doch die Frau, die Wladimir als Fay Turia erkannte, war bereits aus dem Auto gesprungen und rannte zum Meer. Sie hatten sie gerade eingeholt, als Schüsse vom Rand der Klippe ertönten. Eine Kugel drang durch

das hintere Fenster der Fahrerseite und tötete Tschopiak. Sie hatten den zweiten Mann anscheinend verfehlt oder nur verwundet, und er war auf einen Vorsprung gerollt. Kiselow erwiderte das Feuer, und der Schütze ging in Deckung.

»Behalte ihn im Visier«, befahl Wladimir. »Wenn er noch einmal seinen Kopf zeigt, erledige ihn.«

Er sprang aus dem Auto und ergriff Fay. Sie trat um sich und schlug auf ihn ein, hatte aber keine Chance. Er fasste ihre Hand so, dass sie sich nicht mehr bewegen konnte, passte

aber auf, dass er ihr nichts brach.

»Beruhigen Sie sich, Mrs Turia. Sie können jetzt nichts mehr tun.«

»Zum Teufel mit Ihnen!«

»Sie sind eine angriffslustige Großmutter, was?«

»Loslassen!«

»Nein.« Er nahm ihr die Videokamera ab. »Was haben wir denn da?«

»Familienfotos.«

»Das glaube ich nicht. Ich glaube, Sie haben etwas gefunden. Lassen Sie mich mal sehen.«

Kiselow feuerte noch einmal,

wieder daneben. Aber wenigstens konnte sich Tylers Wächter nicht von der Stelle bewegen.

Wladimir warf einen Blick auf den LCD-Bildschirm und sah sich das Höhlen-Video im Schnelllaufmodus an. Von Zeit zu Zeit erschienen Tyler Locke und Jess McBride auf dem Bildschirm. Faszinierend. Mit diesem Video hatte er alles in der Hand, was er brauchte, um das Xenobium zu finden. Er verlangsamte an der Stelle, wo Tyler einen Geigerzähler schwenkte, doch nach Tylers besorgtem Blick war

das Video zu Ende.

»Wo ist das Stück Xenobium?«

Fay schwieg, aber unwillkürlich huschten ihre Augen für Sekundenbruchteile zum Suzuki.

»Dimitri«, befahl Koltschew, »durchsuch das Fahrzeug!«

Im Schutz des Polizeiautos kroch Dimitri zum Geländewagen. Eine Minute später kam er mit einem silbernen Koffer zurück. Er legte ihn ins Gras und öffnete ihn.

»Nein!«, schrie Koltschew beim Anblick des erbsengroßen Bröckchens. Es war nicht das viel

größere Stück auf Dombrowskis Foto. Er schmetterte den Deckel des Koffers zu.

»Das ist nicht ...« Dimitri stolperte über seine eigenen Worte. »Wenn das alles ist, können wir einpacken.«

»Das weiß ich selbst!«, schrie Wladimir. Dann beruhigte er sich.

»Alles in Ordnung. Wir wissen nun, dass Dombrowski auf der richtigen Fährte war. Sein Foto ist keine Fälschung. Das Xenobium, nach dem wir suchen, haben also die Nasca versteckt. Mrs Turia hat uns zu der Information verholfen, die wir

brauchen, um es zu finden.«

»Koltschew!«, ertönte es von der Klippe. »Koltschew!«

Wladimir spähte um die Ecke des Polizeiautos, konnte aber niemanden entdecken.

»Wer ruft da?«

»Ich heiße Tyler Locke.«

»Dr. Locke, Sie kreuzen immer am falschen Ort auf. Ich sehe Sie noch vor mir, wie Sie auf der Haube meines Lastzugs hingen.«

»Und ich, wie Sie Nadja Bedowa töteten. Lassen Sie Mrs Turia frei!«

»Wie komme ich dazu?«

»Nehmen Sie stattdessen mich.«

»Noch einmal, wie komme ich dazu?«

»Weil sie Sie Zeit kosten wird.«

»Mir kommt sie durchaus agil vor.«

»Was wollen Sie?«

»Kommen Sie heraus und halten Sie die Hände hoch.«

»Nein. Wir wissen, dass Sie die Killswitch-Bomben gestohlen haben.«

»Und?«

»Kessler ist tot. Ihr Plan ist in Alice Springs in Rauch

aufgegangen.«

Das Grinsen auf dem Gesicht des Russen verschwand.

»Sie lassen mir keine Wahl, Dr. Locke. Wenn Sie sich nicht eingemischt hätten, wäre keiner von uns jetzt hier. Treiben Sie mich nicht so weit, dass ich Mrs Turia töten muss.«

Eine Frauenstimme schrie: »Wenn Sie ihr auch nur ein Härchen krümmen, schneide ich Ihnen die Eier ab und füttere Sie damit!«

»Das muss Ms McBride sein. Ich werde Mrs Turia nichts tun. Sie wird

meine Führerin sein.«

»Den Teufel werde ich tun«, entgegnete Fay. »Glaub ihm kein Wort, Jessica!«

Wladimir holte ein Taschentuch aus seiner Tasche und stopfte es Fay in den Mund.

»Koltschew!«, schrie Tyler. »Lassen Sie sie gehen, und ich garantiere Ihnen, dass Sie die Insel ungehindert verlassen dürfen.«

»Dafür ist es jetzt zu spät.«

»Wir können hier nicht bleiben«, sagte Dimitri. »Jemand könnte die Schüsse gehört haben. Wir müssen

sie jetzt umlegen.«

»Geht nicht. Sie sind zu gut gedeckt. Und wir sind nicht genug Leute, um sie in die Zange zu nehmen.«

»Lenk sie ab. Ich krieche durch das Gras und schieße von dort drüben.«

Er wies auf einen etwas weiter entfernten Vorsprung.

»Dafür ist keine Zeit. Wir wissen noch nicht einmal, ob du sie von dort ungehindert sehen kannst. Wir legen sein Auto lahm, damit er uns nicht zum Flughafen folgen kann. Bis er es dorthin schafft, sind wir

längst über alle Berge.«

»In die Stadt sind es nur rund sechs Kilometer. Er wird von dort auf dem Festland anrufen, und kaum landen wir in Chile, nehmen sie uns hops.«

Wladimirs Blick fiel auf den Koffer. Es war nicht genug für das, was er plante, aber für die Bombe, die er dabei hatte, würde es reichen. Er verbarg den Kopf in den Händen, um nach einer anderen Lösung zu suchen, aber so sehr er sich auch das Gehirn zermartete, es fiel ihm nichts ein. Er musste entweder die Bombe zünden oder sein Vorhaben

abblasen. Immerhin könnte er bei der Gelegenheit ausprobieren, ob die Waffe funktionierte.

»Wir werden dafür sorgen, dass er das Festland nicht anrufen kann, wenn er wieder in der Stadt ist«, fauchte er Dimitri an. »Nimm den Gang des Suzukis raus, dann steig in den Polizeiwagen.« Er wandte sich zu Kiselow und wies auf Fay. »Dreh sie zur Küste, damit sie nicht schießen. Ich fahre.«

Im Schutz des Polizeiwagens rannte Dimitri zu dem Geländewagen und zurück. Sie stiegen in das

Polizeiauto, und Wladimir fuhr es bis an die rückwärtige Stoßstange des Suzukis. Dann trat er das Gas durch. Kurz vor dem Klippenrand riss er das Steuer nach rechts. Der Suzuki flog geradeaus, just als der Wachmann den Kopf hob, um zu sehen, was Sache war. Der Wagen riss ihn mit ins Meer.

Fay schrie auf, obwohl sie geknebelt war, doch als gleich zwei Köpfe auftauchten, wusste sie, dass Tyler und ihre Enkelin noch lebten. Wladimir sah es mit Gleichmut. Sollten sie doch zu Fuß nach Hanga

Roa pilgern. Wenn sie sich beeilten, würden sie in gut dreißig Minuten den Stadtrand erreichen.

Genau rechtzeitig, um zu sterben.

37. KAPITEL

Morgan verhinderte, dass zwanzig Polizisten auf Grant anlegten, als er auf das Fahrbahndeck der Brücke kletterte. Er trabte zu ihr hinüber. Erst in diesem Augenblick bemerkte er den Zug, der auf halber Höhe der Auffahrrampe stand. Hinter dem letzten Waggon waren Beamte auf

den Gleisen beschäftigt. Der Mann im Anzug, mit dem Morgan sprach, erhielt einen Telefonanruf und zog sich zurück.

»Wer ist das?«

»Roger Abel. Australischer Bundesagent.«

»Klappt die Zusammenarbeit?«

»Von ihrer Seite etwas unwillig. Sie wissen, dass diese Sache hier mit Pine Gap zu tun hat. Die Leitung der Ermittlungen liegt in ihrer Hand, sie haben aber die Anweisung, jede Information, auf die sie stoßen, an uns weiterzuleiten.«

»Ich wette, es gab Probleme, sonst würden Sie jetzt Ihren Russer ausquetschen.« Morgan deutete auf die Gleise. »Ein Pendlerzug hat ihr überfahren.«

»Ist noch etwas von ihm übrig, womit etwas anzufangen ist?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Es hat ihn über dreißig Meter weit verteilt. Die Australier sammeln ihn ein. Falls sie auf sachdienliche Hinweise stoßen, informieren sie uns. Aber ich glaube, wir haben keinen Grund, den Atem anzuhalten.«

»Vielleicht haben wir mit meinem Typ mehr Glück.«

»Ich habe gesehen, wie er unten aufschlug. Was ist passiert? Ich hatte Ihnen doch gesagt, Sie sollten ihn nicht töten.«

»Und das sagen Sie!«

»Hier handelt es sich um einen Unfall.«

»Bei meinem Russen auch.«

»Ich habe den Schuss gehört.«

»Ja, aber ich hatte ihn nur ins Bein getroffen. Kein übler Schuss.«

»Sehen wir nach.«

»Wie ist es im Hotel gelaufen?

Jemand verletzt?«

»Nein, wir hatten Glück. Die Russen haben einfach für Durcheinander gesorgt, damit sie abhauen konnten.«

»Fast hätte es geklappt.«

Der australische Agent kam zu ihnen.

»Das war mein Direktor. Ich weiß nicht, was sich hier abspielt, aber es gefällt mir nicht.«

»Das verlangt auch niemand«, sagte Morgan.

»Saubere Leistung«, kam es von Grant.

»Wir haben zwei Tote«, wandte sich Abel an Morgan. »Auf einen hat Ihr Kollege geschossen, bevor er zu Tode stürzte. Ich muss wissen, ob noch mehr von diesen Typen frei herumlaufen.«

»Von müssen kann nicht die Rede sein. Hat Ihr Direktor Sie angewiesen, mit uns zusammenzuarbeiten?«

Sie waren bei dem Toten angekommen, der mitten auf der rechten Fahrspur lag. Abel verschränkte die Arme. »Ich nehme alles in Verwahrung, was wir finden,

aber Sie können es sich ansehen, bevor es ins Beweismaterial aufgenommen wird. Ich darf Sie befragen, danach können Sie gehen.«

»Gut. Wir müssen einen genauen Blick auf alles werfen, was bei diesem Mann gefunden wurde.«

Abel verzog das Gesicht, nickte dann aber einem Beamten in Uniform zu, der mit einer Plastiktüte zu ihnen kam. Er reichte sie Morgan. Sie enthielt eine Brieftasche, einen US-amerikanischen Pass, ein Handy, Autoschlüssel und einen Zettel mit einer Adresse. Sie öffnete die

Brieftasche, fand aber nur zweihundert australische Dollar.

»Ist das alles?«

Abel nickte. »Wir überprüfen gerade den Pass.«

»Er dürfte gefälscht sein. Die Pässe der Toten, die wir in der Lagerhalle in Alice Springs gefunden haben, waren auch nicht echt.«

»Waren diese Männer hier für die Explosion verantwortlich, die sich gestern in Alice Springs ereignet hat?«

»Das versuchen wir herauszufinden.«

Das Handy des Russer funktionierte noch. Der Mann war mit dem Rücken aufgeschlagen, und Grant vermutete, dass sein Telefon in der Vordertasche gesteckt hatte. Morgan checkte die letzten Anrufe und SMS. Sie waren gelöscht. Auch die Kontaktliste war gelöscht.

»Keine Anrufe, keine Nachrichten?«, wunderte sie sich.

»Dürfte alles einschließlich Passwort ferngesteuert entfernt worden sein«, erwiderte Grant.

»Arbeitete er für die CIA?«, fragte der Australier.

»Wir vermuten, dass er Russe ist«, antwortete Morgan.

Sie warf einen Blick auf den Zettel, der bei dem Toten gefunden worden war, und zeigte ihn Grant. 22 Lic. Jose Lopez Portillo Ore stand darauf.

»Können Sie etwas damit anfangen?«

Grant zuckte mit den Schultern. »Eine Stadt in Oregon? Vielleicht wollte er sich dort mit jemandem treffen?«

»Oder es ist die Straße, wo sie sich treffen wollten.«

Morgan notierte sich die Adresse und gab den Zettel zurück.

Nachdem sie den australischen Agenten über den Ablauf der Verfolgungsjagd unterrichtet hatten, gingen sie zurück zu ihrem Auto. Grant suchte im Internet nach den Wörtern, die auf dem Zettel standen, Morgan saß gedankenverloren neben ihm. Wenn er alles auf einmal eingab, kam er nicht weiter, also fütterte er die Suchmaschine mit Einzelteilen.

»Als Kessler nicht auftauchte, haben sie vermutlich Australien

verlassen. Wir glauben, dass sie Kontakt mit dem Baja-Drogenkartell aufgenommen haben. Der Zettel könnte etwas mit der Kontaktperson zu tun haben«, sagte Morgan.

Grant gab verschiedene Kombinationen ein.

»Wir hatten ja schon gesagt, dass es keine schlechte Idee wäre, Drogenschmuggler einzuschalten, um die Bombe zurück in die USA zu bringen. Die Banden verfügen über die nötigen Voraussetzungen, und wenn die Bezahlung stimmt, sind sie nicht zimperlich.«

»Wir können aber keinen pauschalen Alarm auslösen und die Beschreibung der Bombe an den Grenzschutz schicken, denn die Sache ist geheim. Ohne präzise Angaben wissen die Beamten zudem nicht, wonach sie suchen sollen. Es wäre am besten, die Sache ließe sich doch noch auf eine bestimmte Stadt eingrenzen.«

»Ich hab's!«, verkündete Grant in diesem Moment triumphierend. »Die Abkürzung stimmt nicht, oder vielleicht haben wir auch seine Klaue nicht richtig gelesen. Es muss

heißen 22 Lic. Jose Lopez Portillo Ote, was für 22 Licenciado José López Portillo Oriente steht. Eine Adresse in Tijuana. Von dort bis zum Grenzübergang sind es rund vierhundert Meter.«

»Vielleicht wollen sie sich dort treffen, um die Lieferung für den illegalen Transport über die Grenze umzupacken.«

»Wenn wir sie dort abfangen, könnten wir vielleicht sogar die Bomben noch sicherstellen, bevor sie die Grenze überqueren.«

»Wir müssen uns mit der

mexikanischen Bundespolizei abstimmen, damit wir den Ort observieren können. Wenn die Waffen eintreffen, führen wir eine Razzia durch und bringen sie wieder an uns.«

»Wie wollen Sie denn wissen, dass die Bomben angekommen sind?«

»Weil Sie mich begleiten. Sie wissen, wie die Russen aussehen.«

»Kriege ich eine Waffe?«

Morgan kniff die Augen zusammen.

»Könnte sein. Bisher haben Sie sich recht nützlich gemacht.«

Grant lächelte.

»Dann bin ich mit von der Partie.«

Sie nahm ihr Handy.

»Hier spricht Special Agent Morgan Bell. Wann können Grant Westfield und ich nach San Diego fliegen?«

38. KAPITEL

Jess hatte sich zu Tode erschrocken, als der Suzuki in die Tiefe stürzte und dabei den NSA-Wachmann Polk mitriss, aber die anschließende Entführung ihrer Großmutter hatte sie zutiefst empört. Sie wäre ihr zu

Hilfe geeilt, hätte Tyler sie nicht zurückgehalten. So wie er die Lage einschätzte, hatte der Russe dafür gesorgt, dass sie gut daran taten, sich nicht von der Stelle zu rühren, und der leblose Körper ihres zweiten NSA-Begleiters bestätigte seine Befürchtung.

Nach wenigen Minuten entfernten sich die Russen, und sobald eventuelle Schüsse aus dem Auto keine Gefahr mehr darstellten, machten sich Tyler und Jess ebenfalls auf den Weg. Tyler war in einen schnellen Trab gefallen,

nachdem er die ersten fünf Minuten hinter dem Geländewagen hergerannt war.

»Wie weit ... zum Flughafen?«, fragte Jess zwischen zwei Atemzügen. Sie war nicht außer Puste, aber Tylers lange Beine machten ihr zu schaffen. Er schien weder zu schnaufen noch zu keuchen.

»Mindestens sechseinhalb Kilometer. Bei diesem Tempo brauchen wir eine halbe Stunde.«

»Bis dahin könnten sie in der Luft sein.«

»Ich weiß. Wir müssen sie unbedingt vorher aufhalten.«

Sie hätte gern von Tyler gehört, dass sie sich keine Gedanken um ihre Großmutter zu machen brauche, aber ihre kostbare Luft darauf zu verschwenden, ihm nutzlose Beteuerungen zu entlocken, würde ihr nicht helfen, schneller am Flughafen anzukommen. Sie konzentrierte sich auf ihre Atmung, zog die Luft durch die Nase ein und ließ sie durch den Mund entweichen, wie immer, wenn sie joggte.

Auf einmal hörten sie ein

Motorengeknatter hinter sich. Tyler warf den Kopf herum. Zwei hagere junge Männer näherten sich auf Rollern. Sie winkten ihnen.

»Diese Roller sind unsere Rettung«, frohlockte Tyler. »Folge meinem Beispiel.«

Die Jungen sahen nach Studentern aus. Lächelnd gab Tyler ihnen ein Zeichen anzuhalten. Bedrohlich sahen er und Jess nicht aus, nur schmutzig und verschwitzt. Die Roller blieben stehen.

»Hola! ¿Qué pasa?«

»No hablo Español«, sagte Tyler.

¿Habla Inglés?«

Die Männer schüttelten den Kopf.

»Sprichst du Spanisch?«, fragte er Jess.

»Nein, und dafür haben wir auch gar keine Zeit.«

Sie warf Tyler einen bedeutsamen Blick zu, holte aus, gab dem jungen Mann einen Schubs und griff nach dem Lenker des Rollers, bevor er umfallen konnte. Tyler verlor keine Minute, ihrem Beispiel zu folgen. Er schob den zweiten Studenten von seinem Roller, als wäre er eine Puppe. Mit einem lauten Aufschrei

landete der junge Mann auf dem harten Boden.

»Tut mir leid«, entschuldigte sich Tyler und sprang auf die Maschine. Sie gaben Gas und waren weg, noch bevor die jungen Männer wieder auf den Beinen waren. Im Rückspiegel sahen sie, wie sie hinter ihnen herrannten, aber ihr Fluchen und Winken half ihnen nicht, sie einzuholen.

Die Roller schafften gut sechzig Stundenkilometer, nur war der Boden so löchrig, dass schon Tempo fünfzig ein ziemliches Risiko

darstellte. Tyler holte Jess ein und fuhr neben ihr.

»So kann man es auch machen«, rief er in den Fahrtwind.

»Es ist ihnen ja nichts weiter passiert. Nana darf auf keinen Fall entführt werden.«

»Wenn es sein muss, stellen wir einen Lastwagen quer über die Startbahn.«

»Ich hoffe, dass wir sie aufhalten können. Nana braucht ihre Medikamente.«

»Was für welche?«

»Insulin. Wenn sie nicht innerhalb

der nächsten paar Tage eine Dosis erhält, wird sie mit Sicherheit das Bewusstsein verlieren.«

»Hat sie Zucker?«

Jess zögerte, beschloss aber, offen zu sein.

»Sie hat Bauchspeicheldrüsenkrebs. Sie hat mir verboten, es dir zu verraten.«

»Auf mich macht sie einen völlig gesunden Eindruck.«

»Anfang des Monats hatte sie ein paar schwere Tage, aber in der vergangenen Woche ging es ihr wieder gut.«

»Wie weit ist die Krankheit?«

»Im Endstadium. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, aber die meisten Menschen in ihrer Lage leben nur noch wenige Monate. Nächste Woche soll sie mit der Chemotherapie beginnen.«

»Das tut mir leid. Ich hätte sie nie mitgenommen, wenn ich das gewusst hätte.«

»Ich wollte es ihr ausreden, aber du hast ja selbst erlebt, wie stur sie sein kann.«

»Sie ist ein zäher Knochen. Vielleicht täuschen sich die Ärzte.«

Ein lautes Dröhnen veranlasste sie anzuhalten. Es klang nach einem Düsenflugzeug.

»Verdammt, wir kommen zu spät«, fluchte Tyler.

Das Dröhnen wurde leiser, dann sahen sie ein weißes zweistrahliges Privatflugzeug am fernen Ende der Startbahn aufsteigen.

»Nein!«, schrie Jess. »Nein!«

»Mach dir keine Sorgen. Unsere C-17 kann es locker mit seinem Jet aufnehmen. Wir starten gleich, und wenn er landet, wartet ein Einsatzkommando auf ihn.«

Er gab Gas und fuhr weiter.

»Warum ist diese Waffe eigentlich so verdammt wichtig?«, fragte Jess, als sie ihn wieder eingeholt hatte.

»Bei dem sogenannten Killswitch handelt es sich um eine Bombe, die mit einem elektromagnetischen Puls arbeitet. Das Xenobium, so heißt die Substanz, die wir in der Höhle gefunden haben, wird darin zur Detonation gebracht, und die entstehende Gammastrahlung beeinträchtigt in einem gewissen Radius alle elektronischen Geräte und elektrischen Anlagen.«

»Welche Folgen hat das?«

»Elektronik geht durch einen starken, kurzzeitigen Stromstoß kaputt. Alles, was einen Transistor hat, ist sofort für nichts mehr zu gebrauchen. Computer, Telefone, Stromversorgung, Fahrzeuge, Flugzeuge.«

»Meinst du, er will das Ding irgendwo zünden?«

»Möglich. Wir wissen nur nicht, worauf er es abgesehen hat. Er könnte eine große Stadt aufs Korn nehmen.«

»Gütiger Gott! Stell dir vor, er

zündet sie in der Nähe eines Flughafens.«

»Alle Flugzeuge würden abstürzen, die Krankenhäuser hätten keinen Strom mehr. Die Einsatzwagen der Feuerwehr könnten nicht fahren, die Pumpstationen fielen aus, Brände wären nicht mehr unter Kontrolle zu bringen. Atommeiler würden zu heiß. Es geht letzten Endes um einen Terroranschlag, wie er schlimmer nicht sein könnte.«

Jess drehte sich der Magen um.

»Handelt es sich dabei um eine amerikanische Geheimwaffe?«

»Ja, und ich habe zwölf verschiedene Verbrechen begangen, indem ich es dir verraten habe. Aber ich brauche deine Hilfe, um den Russen die Bombe wieder abzujagen. Und mit ihr retten wir auch Fay, das verspreche ich dir.«

Er kannte sie. Das würde sie ein wenig trösten. Sie kamen schneller voran, nachdem sie die befestigte Straße erreicht hatten, die nach Hanga Roa hineinführte. Von dort waren es nur noch zwei Minuten bis zum Flughafen.

Tyler hielt neben dem wuchtigen

Frachtflugzeug an, mit dem sie gekommen waren, und sprang von dem Roller, ohne sich die Mühe zu machen, den Ständer aufzustellen. Jess folgte ihm die Stufen zur C-17 hinauf. Erst die Leichen auf dem Frachtdeck hielten sie auf. Tyler ignorierte jedoch die Toten und ging gleich vor einem glatten, kupferfarbenen, bedrohlich wirkenden Gegenstand in die Hocke.

»Ist sie das etwa?«

Er blickte sie fest an.

»Ja. Und sie ist scharf.«

»Was?«

Sie trat neben ihn und verfolgte den Countdown auf dem LCD-Display.

15:23. 15:22. 15:21.

»Das kann nur der Russe gewesen sein, er muss sie vor seinem Abflug aktiviert haben.«

Er führte den Geigerzähler über die Waffe und verzog das Gesicht.

»Das Xenobium, das wir gefunden haben, steckt anscheinend da drin.«

»O mein Gott! Kannst du sie entschärfen?«

Tyler schüttelte den Kopf.

»Man scheint dafür einen Code zu brauchen. Meinst du, du kannst ihn

knacken?«

»Nicht ohne bestimmte Informationen. Und wenn man die Drähte durchschneidet?«

»Ich habe keine Ahnung, wie sie arbeitet. Mein Herumbasteln könnte zu einer Explosion führen.«

»Dann bringen wir sie ins Freie. Weit weg, und dann gehen wir in Deckung.«

»Das klappt nicht.«

»Elektronische Geräte werden die Bombe nicht überleben, das ist mir klar, aber wenigstens jagt sie nicht das Flugzeug in die Luft.«

Tyler stand auf. Sie sah ihm an, wie er sich den Kopf zerbrach und einen Einfall nach dem anderen verwarf.

»Wenn sie detoniert, gibt das Xenobium hochintensive Gammastrahlung ab. So wird der Magnetfluss verursacht.«

Jess spürte, wie sie blass wurde.

»Strahlung?«

Tyler nickte.

»Egal wohin wir diese Bombe tragen, wenn sie explodiert, bedeutet es den sicheren Tod für alle Lebewesen auf der Insel.«

39. KAPITEL

Tyler erwog kurz, die Bombe ins Meer zu werfen, befürchtete aber einen Kurzschluss, der die Detonation auslösen könnte, bevor sie tief genug gesunken war, um die Gefährdung durch die Strahlung auszuschließen.

»Was sollen wir jetzt tun? Wie weit weg müssen wir sie bringen?«, fragte Jess.

»Ich kenne ihre Reichweite nicht, also bleibt als Antwort nur, so weit weg wie möglich ...«

Tyler hielt inne. Er starrte auf den toten Piloten. Die C-17. Wenn die Zeit reichte, konnte er die Bombe tatsächlich weit weg bringen. Er sah auf die Uhr, dann auf den Countdownzähler. Er hatte keine Minute zu verlieren.

»Wo rennst du hin?«, rief Jess und heftete sich an seine Fersen. Er war auf dem Weg zu der Treppe, die vom Frachtdeck zum Cockpit führte, warf sich in den Pilotensessel und stellte das Hilfstriebwerk für den Start an. Während es winselnd auf Touren kam, blätterte er die

Checkliste durch. Acht Minuten würde es brauchen, bis die vier Triebwerke startbereit waren.

»Wenn ich es mit dem Flugzeug weit genug aufs offene Meer hinaus schaffe, könnten die Inselbewohner mit einem blauen Auge davonkommen.«

»Und der elektromagnetische Puls?«

»Keine Ahnung.«

»Was du vorhast, ist der reine Selbstmord.«

Tyler fiel ein, was der Pilot der C-17 ihm über den Flugbefehl erzählt

hatte, der annulliert wurde, damit er sie auf die Osterinsel bringen konnte. Die Maschine sollte zu einem Fallschirmjägertraining nach Japan fliegen. Eigentlich müsste die Mannschaft ihre eigenen Fallschirme mitgenommen haben, so lautete zumindest die Vorschrift.

»An Bord gibt es irgendwo Fallschirme. Sobald ich oben bin, stelle ich den Autopilot ein, dann springe ich.«

»Bist du aus diesem Typ schon gesprungen?«

»Mehrere Male«, log er.

Er hatte ein paar Fallschirmsprünge hinter sich, weil Grant nicht lockergelassen hatte, aber er war nur aus kleinen Propellermaschinen gesprungen, nie aus großen Jets. Sie sah sich suchend im Cockpit um.

»Wo sind die Fallschirme?«

»Ich weiß es nicht, aber sie müssten hier irgendwo sein.«

Er reichte ihr seine Kamera.

»Sie ist mit Wireless LAN ausgestattet. Schick alles, was darauf ist, Fotos und Videos, an deine E-Mail-Adresse.«

Falls die Bombe die Elektronik auf

der Insel verbrutzelte, wären wenigstens seine Höhlenbilder gerettet.

Jess widmete sich der Kamera, während sich Tyler, die Checkliste auf dem Schoß, mit den Triebwerken befasste. Dass sein Plan scheitern würde, wenn er auch nur einen einzigen Punkt übersah, hatte er geflissentlich verschwiegen. Er flog zwar seit Jahren Jets, aber nur schnittige Privatmaschinen mit zwei Triebwerken, nicht viermotorige Monster wie diese C-17, die man völlig anders handhaben

musste. Aus Zeitmangel musste er das meiste querlesen, um sich auf die wichtigsten Schritte zu konzentrieren, sonst würde er es nicht rechtzeitig in die Luft schaffen. Ob tatsächlich Fallschirme an Bord vorhanden waren, stand in den Sternen. Tyler wusste nur, dass die Mannschaften immer ihre eigenen Fallschirme mitnahmen. Er war bereit, für sich das Risiko einzugehen, aber er sah keine Veranlassung, Jess reinen Wein einzuschenken.

»Fertig«, sagte sie und sah von der

Kamera auf.

»Es dauert noch ein paar Minuten, bis alles heruntergeladen ist, aber sie sind unterwegs.«

»Danke« sagte Tyler und fügte hinzu: »Und nun steig aus.«

»Und du?«

»Ich schaff es schon.«

»Du bist verrückt!«

»Raus!«

Sie rannte in die Kabine hinter dem Cockpit, verließ aber nicht das Flugzeug, sondern riss die Türen der Schließfächer auf. Tyler hatte keine Zeit zu fragen, was sie vorhatte. Da

das APU auf vollen Touren lief, startete er das erste Triebwerk. Sie mussten von Backbord nach Steuerbord gestartet werden, in einem Abstand von etwa neunzig Sekunden, sobald die Fans die nötige Minimalumdrehung erreicht hatten.

Jess kam mit zwei Fallschirmen zurück. Mit den Worten »Ich hab sie gefunden« ließ sie sie auf den Boden fallen. »Gesetzt den Fall, du springst ab und kommst unbeschadet unten an, dann bist du meilenweit von Land entfernt. So weit kannst du

nicht schwimmen.«

»Im Rumpf sind Rettungsinseln eingebaut. Ich aktiviere sie, bevor ich springe.«

»Wo sind sie?«

Tyler fühlte, wie er erbleichte. Seine Idee würde nicht funktionieren. Er war dabei gewesen, als ein Team seiner Firma vor ein paar Jahren den Absturz einer C-17 in Alaska untersuchte. Er kannte das Flugzeug. Das Rettungssystem bestand aus drei Inseln, die aus dem Dach des Flugzeugs katapultiert wurden, aber

sie waren am Rumpf befestigt, damit sie nach einer Wasserlandung nicht davontrieben. Ich bin ein Idiot, dachte er.

Jess bemerkte seine angespannte Miene.

»Was ist los?«

»Die Rettungsinseln sind am Flugzeug befestigt. Wenn ich sie in der Luft aktiviere, flattern sie wie Drachen hinter der Maschine her.«

»Gibt es welche, die im Flugzeug untergebracht sind?«

»Nein.«

»Dann müssen wir eine Insel an

Bord holen.«

Sie hatte recht. Er musste sie jetzt gleich aufblasen. Er rannte zur Lademeisterstation, aktivierte den Mechanismus und zog an dem T-Griff.

Es knallte drei Mal, und das Flugzeug wurde heftig erschüttert. Zwei Inseln segelten rechts und links am Cockpit vorbei, Nylonseile flatterten hinter ihnen her. Die schützenden Muschelabdeckungen öffneten sich auf dem Boden, und die Inseln bliesen sich automatisch auf. Eine dritte Insel befand sich

hinter den Steuerbordtriebwerken.

Die offenen Klappen würden sich kaum negativ auf die Flugeigenschaften des Jets auswirken, dachte Tyler, bevor er Jess sein Leatherman in die Hand drückte.

»Nimm das. Es hat ein Messer, damit kannst du die Taue kappen, fang mit der Backbordinsel an, aber hüte dich vor den Triebwerken. Zieh die vorderen Inseln hinter die Triebwerke. Wenn du die dritte Insel in den Laderaum gezogen hast, mach, dass du abhaust. Ich schließe

die Luke, sobald du weg bist.«

»Ich denke nicht daran! Ich brauche dich lebendig, wenn wir Nana retten wollen. Ich komme mit.«

»Nein, das tust du nicht.«

»Tyler, ich bin über vierzig Mal gesprungen. Ende der Diskussion.«

Sie würde so stur sein wie Fay. Und sie hatten keine Sekunde zu verlieren, für Diskussionen war wirklich keine Zeit.

Nur noch zehn Minuten bis zur Detonation.

»Du gewinnst«, lenkte er ein. »Zieh die Rettungsinsel in den Frachtraum,

und schließ die Mannschaftsluke. Daneben müsste ein Knopf sein. Wenn er grün aufleuchtet, ist die Tür dicht.«

Sie ging, Tyler öffnete die gigantische rückwärtige Luke. Er sah Jess hinausrennen und die Leinen der Backbordinsel durchschneiden. Als sie in Sicherheit war, startete er das zweite Triebwerk. Er hätte ihr gern bei ihrer schweren Arbeit geholfen, aber das hätte Zeit gekostet, die sie nicht hatten. Kaum war sie außer Sichtweite, startete er das dritte Triebwerk. Er setzte das

Headset auf. Es war auf Towerfrequenz eingestellt.

»Hier ist der Air-Force-Flug ... äh, hier ist Air Force C-17. Rollerlaubnis zum Starten.«

Eine Stimme mit Akzent meldete sich nach einer Pause. »Ich habe keinen Flugplan von Ihnen, C-17.«

»Wir machen einen Notstart. Den Plan schicken wir von unterwegs.«

»Negativ, C-17.« Der Fluglotseklang schockiert. »Kein Start ohne Papiere. Es könnte sich jemand auf Ihrer Flugbahn befinden.«

»Tower, der Flugverkehr spielt in

unserem Fall keine Rolle, es sei denn, es will gerade jemand landen. Ich habe mich nur bei Ihnen gemeldet, damit Sie die Startbahn frei halten. Ich kann niemanden sehen, ich starte. Ende.«

Das dritte Triebwerk war noch nicht warm genug, aber zum Rollen reichten die beiden ersten. Eine Minute später kam Jess zurück und setzte sich neben ihn, sie schien schweißgebadet zu sein.

»Die Insel war tierisch schwer«, sagte sie nach Luft schnappend, »aber ich habe es geschafft. Sie ist

an Bord. Die Seitenluke ist dicht.«

Tyler schloss nun auch die Frachtluke, schob die Gashebel nach vorn und löste die Bremsen. Die C-17 rollte behäbig über die Piste.

»Es laufen erst drei Triebwerke.«

»Diese Maschine kann mit drei Triebwerken starten. Auf das vierte können wir nicht mehr warten. Leg den Gurt an.«

Er drehte das Ungetüm und machte sich auf den Weg zu der Zwei-Meilen-Rollbahn, senkte die Klappen und überprüfte noch einmal kurz, ob er keinen wesentlichen

Punkt auf der Checkliste übersehen hatte. Es würde niemandem nützen, wenn er am Ende der Startbahn abstürzte. Kaum hatte er die Nase auf der Mittellinie, gab er Gas, bis die Fangeschwindigkeit neunzig Prozent erreicht hatte. Die Triebwerke heulten auf. Das Flugzeug schoss vorwärts und presste Tyler in den Sitz.

So etwas Bescheuertes hast du in deinem ganzen Leben noch nicht gemacht, dachte er flüchtig.

»Für den Fall, dass wir sterben, muss ich dir vorher noch etwas

sagen«, kam es da von Jess.

»Wir werden nicht sterben.«

Wirklich nicht?, dachte er.

»Ich bin gestern nicht in dein Zimmer gekommen, weil ich einen Freund habe.«

»Und du meinst, du musst mir das ausgerechnet jetzt sagen?«

»Mir ist die Entscheidung nicht leichtgefallen. Ich liebe dich, auch nach all den Jahren.«

Tyler war so überrascht, dass es ihn beinahe umgehauen hätte. Er hätte tausend Dinge antworten können, aber er musste sich

konzentrieren. Wenigstens hatte er jetzt einen triftigen Grund, um für sein Leben zu kämpfen.

Einen kurzen Moment lang kreuzten sich ihre Blicke.

»In der Rettungsinsel haben wir viel Zeit zum Reden.«

Die C-17 erreichte ihre Abhebgeschwindigkeit achthundert Meter vor Ende der Startbahn. Tyler zog den Steuerknüppel zurück, und elegant stieg die wuchtige Maschine in die Luft. Die Osterinsel verschwand hinter ihnen.

»Ich steige auf neunhundert Meter.

Für den Sprung halte ich uns auf dreihundert Stundenkilometer, ich hoffe, das ist langsam genug. Kurz bevor ich die Kanzel verlasse, stelle ich den Autopilot auf Beschleunigung, damit die Entfernung zwischen uns und der Maschine möglichst groß ist, wenn sie explodiert.«

»Was soll ich tun?«

»Geh aufs Frachtdeck und halte die Rettungsinsel fest. Ich öffne die Luke, aber pass auf, lass die Insel nicht raus, bevor wir sprungbereit sind. Bei dieser Geschwindigkeit

legen wir in zwanzig Sekunden rund anderthalb Kilometer zurück. Ich gebe dir eine Minute, um nach unten zu gehen, dann öffne ich die Luke, komme zu dir und wir springen.«

Jess nickte, stand auf und hob einen Fallschirm auf. »Ohne dich springe ich nicht.«

»Ich weiß. Los jetzt!«

Tyler setzte den Jet behutsam auf Südkurs und hielt ihn auf neunhundert Metern bei einer Geschwindigkeit von dreihundert Stundenkilometern. Er stellte die Sendefrequenz auf 7700 und die

Empfangsfrequenz auf 243, die Notruffrequenz.

»Mayday! Mayday! Mayday! Hier spricht Air Force C-17 von der Osterinsel. Wir machen eine Notlandung auf dem Wasser zehn Kilometer südlich der Insel. Bitten um Rettungsboot. Ich wiederhole. Wir machen eine Notlandung auf dem Südkurs von der Osterinsel. Bitten um Rettungsboot.«

Er warf einen flüchtigen Blick auf seine Uhr. Sechs Minuten bis zur Explosion.

Eine nervöse Stimme quäkte in

seinem Kopfhörer.

»Air Force C-17, hier spricht der Tower Osterinsel. Wir haben verstanden, dass Sie zehn Kilometer südli...«

Das reichte Tyler, der nur hatte sichergehen wollen, dass man ihn gehört hatte. Er riss das Headset herunter, öffnete die Frachtluke und stellte den Autopilot auf maximale Flughöhe und Geschwindigkeit. Dann stand er auf und legte den Fallschirm an. Als der Gurt befestigt war, aktivierte er die automatische Steuerung.

Die Triebwerke gingen auf volle Leistung, und Tyler spürte, wie das Flugzeug stieg. Er rannte die Treppe hinunter zur Ladeluke, wo Jess auf ihn wartete. Sie hielt sich mit aller Kraft fest, damit sie nicht aus dem Flugzeug gesogen wurde.

»Bist du fertig?«, schrie er, um das Dröhnen zu übertönen.

Jess nickte. Angst schien sie keine zu haben, sie sah eher aus, als könnte sie es kaum erwarten. Sie legten beide die Hände an die Insel. Er rief: »Eins! Zwei! Drei! Jetzt!« Sie schoben die Insel zur Luke, bis

sie über die Kante kippte und fiel.

»Spring!«, schrie er.

Jess rannte mit einem Jauchzer zur Luke, als wäre sie auf einer ihrer Extremabenteuertouren. Sie sprang, und der Sog riss sie fort.

Tyler, der ihr folgte, wäre gern ebenso begeistert gewesen. Er setzte sich überhaupt nur deshalb in Bewegung, weil ihm bewusst war, dass die C-17 kein idealer Aufenthaltsort mehr war.

Dann fiel er. Die Luft wurde aus seiner Lunge gesaugt, wie er es noch bei keinem seiner Sprünge erlebt

hatte. Er verfolgte mit den Augen, wie die C-17 über ihm in den Himmel stieg, und war derart versunken in den Anblick, dass er beinahe vergessen hätte, seinen Schirm manuell zu öffnen. Er wurde heftig in seinen Gurt gepresst, als der sich entfaltende Fallschirm seinen Sturz jäh bremste. Er suchte den Ozean nach Jess ab und sah sie gemächlich unter sich schweben. Die bananengelbe Rettungsinsel fiel wenige Hundert Meter weit von ihr entfernt ins Wasser.

Er näherte sich rasant der ruhigen

Meeresoberfläche und bereitete sich darauf vor, den Schirm zu lösen. Durch seinen eigenen Fallschirm zu ertrinken hätte ihm gerade noch gefehlt. Er tauchte ins Wasser ein und hielt die Luft an, während er sich aus seinem Gurt wand. Nach dreißig langen Sekunden war er frei und schwamm nach oben. Nachdem er die Wasseroberfläche durchbrochen hatte, holte er tief Luft. Dann drehte er sich um und suchte das Meer ab. Die Insel sah er zuerst, weil sich ihre Farbe vor dem blauen Hintergrund gut abhob. Aber

dann machte er auch Jess aus, die mit ruhigen Zügen zu ihr schwamm. Einige Minuten später war er bei ihr. Sie kletterten in die Insel. Das Blinklicht des Leuchtfuers war automatisch durch das Wasser in Gang gesetzt worden, aber die Überlebensausrüstung war nirgendwo zu sehen, vermutlich war sie verloren gegangen, als die Insel nach unten taumelte. Nun konnten sie nur noch warten, dass jemand sie rettete.

Jess setzte sich hin und lehnte sich an den Rand.

»Alles okay?«, fragte Tyler.

»Das war unglaublich! Und wie geht es dir?«

»Den Umständen entsprechend.«

Sie zog das Leatherman aus ihrer Tasche und reichte es ihm.

»Ich dachte, vielleicht können wir es brauchen – falls wir lange auf dem Wasser bleiben müssen.«

»Ich schaffe es nicht, das Ding zu verlieren«, sagte er und steckte es in die Tasche. »Ich fürchte allerdings, dass die Air Force darin keinen angemessenen Ausgleich für ein Flugzeug von zweihundert Millionen

sieht.«

»Ich sehe es nicht mehr«, sagte sie.
»Wie weit weg ist es, meinst du?«

Tyler sah auf die Uhr. Noch fünfzehn Sekunden.

»Ich hoffe, mindestens fünfzig Kilometer weit. Es müsste eigentlich noch immer schneller werden.«

»Können wir die Explosion von hier aus sehen?«

In diesem Moment kniff Tyler die Augen zusammen, denn am Himmel loderte ein Feuerball auf. Er zählte, während er auf den Knall wartete. Zwei Minuten später zerriss ein

lauter Schlag die Luft.

»Vierzig Kilometer weit entfernt«, sagte Tyler.

»Ist das weit genug?«

»Die Strahlung dürfte hier minimal sein.« Er wies auf das Leuchtfeuer, das erloschen war. »Aber der elektromagnetische Puls hat uns erreicht. Deshalb ist es erloschen. Hoffen wir, dass jemand mit einem Segelboot zu uns unterwegs ist.«

»Und hoffen wir, dass er bald kommt«, ergänzte Jess, die jetzt mit den Zähnen klapperte.

Auch Tylers Adrenalinspiegel

sank, und er fror ebenfalls.

»Komm her«, sagte er.

Sie schmiegte sich an ihn, und er legte seine Arme um sie, damit es ihnen wärmer wurde.

Sonst hatten sie keinerlei Komfort. Nichts zu essen, kein Trinkwasser. Und der EMP hatte die einzige besiedelte Insel im Umkreis von zweitausend Kilometern zu einer technologischen Wüste gemacht.

40. KAPITEL

Auf halber Strecke nach Santiago

hatte sich Wladimir Fays Video schon zum dritten Mal angesehen. Er war zu dem Schluss gekommen, dass es auf dem Nasca-Plateau zwei mögliche Fundorte geben musste, entweder in der Nähe des Mandalas oder irgendwo in der Pyramide von Cahuachi. Wo sollte er seine Suche fortsetzen? Die alte Frau musste ihm helfen. Er ging zu ihr. Fay sah gerade hinab auf den Ozean, den sie überflogen. Er nahm ihr gegenüber Platz.

»Mrs Turia.«

Sie sah ihn mit leerem Blick an.

»Was?«

»Sie scheinen viel über die Nasca-Linien zu wissen. Ich brauche Ihre Hilfe.«

Sie lachte heiser.

»Sie müssen dümmer als meine Schafe sein.«

Diesen Ton war er von einer Frau nicht gewöhnt. Er umklammerte seine Armlehnen.

»Wenn Sie mir nicht helfen, gibt es für mich keinen Grund, Sie am Leben zu lassen.«

Er zog seine Pistole und zielte auf ihren Kopf. Fay zuckte nicht mit der

Wimper.

»Nur zu. In ein paar Monaten bin ich sowieso an der Reihe.«

Mit dieser Reaktion hatte er nicht gerechnet. Er senkte die Pistole.

»Wie meinen Sie das?«

»Ich meine, dass ich Bauchspeicheldrüsenkrebs habe. Kein besonders angenehmer Abgang, wurde mir erklärt. Sie würden mir also geradezu einen Gefallen tun, wenn Sie abdrückten.«

Er hatte noch nie jemanden erlebt, der so wenig Angst vor dem Tod hatte. Die Männer, die er bedroht

hatte, hatten sich eher in die Hose gemacht, als ihm Widerworte zu geben. Er steckte seine Waffe weg und versuchte es mit einer anderen Taktik.

»Ich möchte Ihnen eine Chance geben, Ihre Enkelin zu retten.«

Fays Blick wurde weich.

»Ich werde nicht zulassen, dass Sie Jessica etwas antun.«

»Sie lassen es zu, wenn Sie mir nicht helfen.«

Er verriet ihr nicht, dass die Bombe, die er in der C-17 zurückgelassen hatte, inzwischen die

ganze Osterinsel verstrahlt hatte und Jess und Tyler höchstwahrscheinlich tot waren oder es bald wären – wie die Models, die er im Hotel zurückgelassen hatte.

Er beugte sich vor, um ihr klarzumachen, was er meinte.
»Wenn mein Vorhaben nicht gelingt, weil Sie mir nicht geholfen haben, werde ich so lange Jagd auf Ihre Enkelin machen, bis ich sie finde und töten kann.«

»Und wie weiß ich, dass Sie das nicht sowieso vorhaben?«

»Weil es keinen Grund dafür gibt.«

»Ich bin doch nicht von gestern. Es gibt sogar mehrere Gründe. Ich habe eure Gesichter gesehen. Ich weiß, dass Sie etwas besitzen, das Killswitch heißt. Und ich weiß, dass Sie hinter dem Xenobium her sind. Warum also sollten Sie mich am Leben lassen?«

»Ich lasse die Details weg, aber ich kann Ihnen verraten, dass Washington bald nicht mehr der Nabel der Welt sein wird. Und ist Amerika erst einmal bezwungen, wird China ebenfalls fallen, denn es ist von der amerikanischen

Wirtschaft abhängig. Dann wird Moskau den Platz auf der Weltbühne einnehmen, der ihm rechtmäßig zukommt, und ich habe nichts zu befürchten.«

»Die USA wird Russland den Krieg erklären.«

»Das Risiko gehe ich gerne ein, aber ich halte es nicht für wahrscheinlich. Wenn die Amerikaner von ihrer eigenen Geheimwaffe angegriffen werden, wie können sie dann Russland dafür verantwortlich machen? Nein, die Vereinigten Staaten werden zu viele

innenpolitische Probleme haben, um einen Krieg zu beginnen. Außerdem, warum machen Sie sich Gedanken darüber? Sie leben in Neuseeland.«

»Ich bin trotzdem noch Amerikanerin.«

»Ich bewundere Ihren Patriotismus, aber ob Sie mir nun helfen oder nicht, ich werde vollbringen, was ich mir vorgenommen habe. Es wird schneller gehen, wenn Sie mir einen Tipp geben. Wenn nicht, mache ich meine Drohung wahr. Ihre Enkelin wird für den Rest ihres Lebens in Angst und Schrecken verbringen, nie

wird sie wissen, wann oder wo ich zuschlagen werde. Das wollen Sie doch nicht, oder? Vielleicht lasse ich Sie zu ihr, damit Sie ihr diese Nachricht überbringen.«

Fay sah noch einmal aus dem Fenster. Dann fragte sie: »Was soll ich tun?«

Er lächelte.

»Sie müssen mich beraten. Ich habe mir Ihr Höhlen-Video angesehen. Zwei Stellen kommen für das Xenobium in Frage, entweder der Mittelpunkt des Mandalas oder die Große Pyramide von Cahuachi.

Wenn ich Sie richtig verstanden habe, spielen die Tiersymbole eine wichtige Rolle bei der Suche. Was bedeuten sie?«

»Ich weiß es nicht. Wir haben gehofft, diese Frage vor Ort lösen zu können.«

»Wo?«

»Am Mandala«, antwortete sie mit einem tiefen Seufzer. »Der Außerirdische hat mir gesagt, es liegt im Zentrum der Figur, unter dem Strahlenkranz.«

»Der Außerirdische?«

»Ich traf ihn in Roswell. Er malte

es in den Sand, bevor er starb.«

»Sie haben einen Außerirdischen getroffen?«

»Natürlich! Was denken Sie denn, wie alles begonnen hat?«

»Sie sprechen von Roswell.«

»Ja. Von einem abgestürzten Raumschiff. Ein Außerirdischer sprang heraus und rettete mich. Er gab mir die Holztafel und zog ein Rechteck in den Sand, bevor er starb.«

Wladimir unterdrückte ein Lachen.

»Sie glauben mir nicht?«

»Ehrlich gesagt, doch, aus

Gründen, die Sie nicht verstehen können. Haben Ihrer Meinung nach dieselben Außerirdischen das Volk der Nasca besucht?«

»Wie sonst wollen Sie das Xenobium erklären? Ein einzigartiges Material fällt in der Tunguska, in Westaustralien und auf der alten Nasca-Ebene in Peru vom Himmel. Es ist doch ganz klar, dass ein Raumschiff abstürzte. Das Einzige, was erhalten blieb, war das, was es antrieb. Wenn man bedenkt, wie oft sie unseren Planeten in den letzten Jahrtausenden besucht haben,

liegt es nur auf der Hand, dass es auch zu Unfällen gekommen ist.«

»Eine faszinierende Theorie.«

»Eine andere Erklärung gibt es nicht.«

»Sie glauben also, dass das Xenobium bei dem Mandala vergraben liegt?«

Fay nickte. »Dort landete es vor über fünfzehnhundert Jahren. Die Nasca vergruben es dort, damit die Götter es sich zurückholen konnten.«

»Und Sie sind sich ganz sicher, dass es nicht in der großen Pyramide

ist?«

»Ganz sicher kann ich mir nicht sein, aber die Kammern in der Pyramide haben die Archäologen gründlich untersucht. Wenn das Xenobium dort war, dürfte es inzwischen weg sein.«

»Das wäre sehr schlecht für Sie und Jessica.«

Fay sah ihn verängstigt an.

»Deshalb bin ich mir ja so sicher, dass es beim Mandala ist. Wenn Sie es dort finden, erwarte ich, dass Sie Ihr Versprechen halten.«

»Natürlich.«

Wladimir setzte sich wieder zu Dimitri und erzählte ihm Fays Räubergeschichte.

»Glaubst du ihr denn?«, fragte Dimitri.

Wladimir sah ihn amüsiert an.

»Ich meine, was die Stelle betrifft, an der das Xenobium vergraben ist«, fügte er schnell hinzu. »Der Rest ist offenkundig Humbug.«

Wladimir warf einen Blick zurück auf Fay, die wieder aus dem Fenster sah. »Eine zähe Alte. Ich glaube wirklich, dass sie mehr Angst davor hat, Ihre Enkelin zu verlieren, als

selbst zu sterben. Sie hat meine Drohung ernst genommen.«

»Und wenn das Xenobium doch nicht beim Mandala ist?«

»Dann nehmen wir sie mit zur Großen Pyramide. Für den Fall dass wir jemanden brauchen, der uns die Symbole erklärt.«

»Heute Abend?«

»Nein. Es wird bald dunkel. Wir machen uns bei Sonnenaufgang auf die Suche.«

»Uns bleiben nur noch zwei Tage. Wehe, wenn sie nicht recht hat.«

»Ja. Nur noch zwei Tage lang wird

die USA ihre Weltmachtstellung innehaben. Danach sind wir an der Reihe.«

41. KAPITEL

Ein schrilles Kreischen ließ Jess hochfahren. Erst als sie leicht schwindelig aufrecht saß, wurde ihr bewusst, dass sie geschlafen hatte.

»Was war das eben?«

»Nur eine Möwe«, sagte Tyler, der sich gegen die Seitenwand der Insel lehnte. »Sie kreist seit zehn Minuten über uns.«

»Wie ein Bussard.«

»Das wohl nicht, ich vermute eher, dass sie sich Futter erhofft.«

»Da kann sie lange warten. Wenn ich etwas zu essen hätte, würde ich es selbst verschlingen.«

Salzkristalle hatten sich auf ihrer feuchten Jeans gebildet, und ihr Mund fühlte sich an, als wäre er aus Pappe. Wenigstens zitterte sie nicht mehr so stark.

»Wie lange war ich weg?«

»Meine Uhr ist wegen des EMP stehen geblieben, aber ich vermute, anderthalb Stunden. Es macht müde,

wenn man beinahe in die Luft fliegt. Das kannst du mir glauben, auf dem Gebiet habe ich Erfahrung.«

»Vermutlich. Außerdem habe ich in der letzten Nacht kaum ein Auge zugemacht.«

»Ich auch nicht.«

Sie suchte den Himmel nach einem Flugzeug ab. Nichts. Die Osterinsel lag am Horizont. Sie schien quälend nah, aber wenn sie versucht hätten, sie schwimmend zu erreichen, wären ihre Kräfte erschöpft gewesen, bevor sie auch nur die halbe Strecke zurückgelegt hätten.

»Haben wir Vorräte?«

»Eine Leuchtpistole mit einem Schuss. Wir sollten ihn aber erst abgeben, wenn wir uns sicher sind, dass jemand in unsere Richtung schaut.«

»Du bist ziemlich zuversichtlich.«

»Klar doch, ich weiß nur nicht, wann jemand kommt.«

»Wie kannst du dir so sicher sein?«

»Weil ich einen Notruf abgesetzt habe, bevor wir gesprungen sind. Solange kein Sturm aufkommt, kann uns nichts passieren.«

»Großartig. Nun hast du uns

gerade verhext.«

»Daran glaube ich nicht.«

»Warum überrascht mich das wohl nicht?«

»Wenn es passieren soll, passiert es, ob wir darüber reden oder nicht.«

»Sehr logisch gedacht.«

»Und dein Freund ist nicht logisch?«

Jess wischte Salz von ihrer Hose.

»Ich hätte nicht davon anfangen sollen. Es war der falsche Moment.«

»Wer ist es?«

»Sein Name ist Andy. Er ist Arzt.«

»In Neuseeland?«

»Er arbeitet als Freiwilliger für Ärzte ohne Grenzen. Derzeit ist er im Kongo.«

»Weiß er, was passiert ist?«

»Ich habe ihm eine Nachricht geschickt, aber man kann sich nicht immer auf das Telefon verlassen.«

»Ist es ernst?«

»Er hat mir einen Heiratsantrag gemacht, bevor er gefahren ist. Ich habe ihm gesagt, dass ich ihm die Antwort gebe, wenn er zurückkommt.«

»Du? Heiraten? Ich dachte, nach dem Surfer wäre dir klar geworden,

dass das nichts für dich ist? Als wir noch am MIT waren, wolltest du unter gar keinen Umständen heiraten.«

»Damals waren wir jung. An der Uni war ich noch nicht so weit. Du hast mich zu einem schlechten Zeitpunkt erwischt.«

Tyler sah eindeutig so aus, als fühlte er sich nicht wohl in seiner Haut.

»Sieht so aus, als wäre mir das wieder passiert.«

Sie lachte leise. »Weißt du, was so ironisch ist?«

»Was?«

»Andy ist dir sehr ähnlich.
Schneidig, klug, lustig, gütig und
zuverlässig.«

Tyler räusperte sich. »Und wie
lautet die Antwort?«

»Worauf?«

»Auf seine Frage.«

»Ich habe mich noch nicht
entschieden.«

»Was hält dich davon ab, ja zu
sagen?«

Sie lächelte. »Ich hab's doch schon
gesagt, er ist dir sehr ähnlich. Stur,
überheblich, ein Arbeitstier,

ungeduldig und logisch.«

Er lächelte zurück. »Du willst also sagen, er hat keinen Fehler.«

Sie schüttelte den Kopf.

»Er ist absolut schrecklich.«

»Klingt sehr sympathisch, der Junge.«

»Du bist nicht gerade hilfreich.«

Tyler schwieg.

»Ich war im siebten Himmel mit Karen, aber ich habe nicht aufgehört, dich zu lieben.«

Jess zitterte wieder. Sie konnte nicht sagen, ob es von der Kälte kam oder ob sie einen anderen Grund

dafür hatte. Sie legte ihren Kopf an Tylers Schulter.

»Warum ist das nicht alles schon vor einem Jahr geschehen?«

Tyler antwortete nicht, sondern legte den Arm um sie. Seine Augen schienen sie zu sich zu ziehen. Sie küssten sich. Zuerst leicht, dann fielen sie übereinander her. Sie vergaß die Kälte, die Feuchtigkeit, den Hunger und alle Unbequemlichkeiten. Es wäre nicht dabei geblieben, wenn nicht aus der Ferne das Dröhnen eines Motors zu ihnen gedrungen wäre. Sie lösten

sich voneinander, fragten sich, ob sie es wirklich beide gehört hatten. Das Geräusch schien zu verstummen, dann wurde es wieder lauter. Beide setzten sich auf und blickten in Richtung Osterinsel.

Ein kleines Boot bahnte sich einen Weg durch die Wellen. Es näherte sich schnell. Sie knieten sich hin und winkten heftig. Die beiden Insassen des Bootes winkten zurück.

»Sieht so aus, als hätte jemand auf der Insel einen alten Dieselmotor gehabt«, sagte Tyler.

»Man hat uns gefunden. Du hast

wieder einmal recht gehabt.«

Er sah sie ernst an. »Du musst dich entscheiden.«

»Ich weiß.«

»Aber erst einmal retten wir Fay und stoppen Koltschew.«

»Ich weiß«, wiederholte Jess. Sie hatte aber das Gefühl, völlig in der Luft zu hängen.

NASCA

42. KAPITEL

Das Motorengedröhn des Sechssitzers war so einschläfernd, dass sich Tyler nur durch Kaffee wach halten konnte. Auf dem frühmorgendlichen Flug von Lima über die Berge in den Süden Perus gab es nicht viel zu sehen, erst als die Maschine langsam zum Landeanflug ansetzte, wurde er wieder munter. Auch Jess war spürbar angespannt, denn in wenigen Minuten würden sie die Nasca-Linien überfliegen.

Der Inhaber der Tauchschule, dem Tyler und Jess ihre Rettung verdankten, hatte sie auf dem kürzesten Weg zurück zur Osterinsel gebracht. Bis auf ein altes, batteriebetriebenes Kurzwellenfunkgerät waren dort alle Kommunikationsmöglichkeiten lahmgelegt. Während Jess ihr Gepäck aus dem Hotel holte, einschließlich Fays Medikamente und Bargeld, hatte Tyler geholfen, das uralte Funkgerät wieder in Gang zu setzen. Kurz vor Sonnenuntergang sollte die Linienmaschine aus Lima

eintreffen, und man befürchtete, dass der Kapitän umkehren würde, wenn er nicht mit dem Flughafen in Funkverbindung treten konnte. Alle Jets, die die Insel anflogen, mussten genügend Treibstoff mitführen, um wieder zurückkehren zu können.

Die Maschine war nur halb besetzt gewesen, aber auf dem Rückflug war sie voll ausgelastet, denn niemand der Ankömmlinge war ausgestiegen, und alle Touristen, die auf der Insel gewesen waren, wollten wegen des unbefristeten Stromausfalls zurück nach Hause.

Es war nur Jess' flinkem Mundwerk und Fays Banknotenbündel zu verdanken, dass sie sich zwei Plätze nach Lima hatten sichern können. In dem plötzlichen Durcheinander hatte die Polizei alle Hände voll zu tun und kam nicht dazu, sie wegen des abgestürzten Frachtflugzeugs zu verhören. Tyler hatte sich gehütet, ihr Informationen auf die Nase zu binden, die dazu geführt hätten, dass man ihn und Jess für eine Weile auf der Insel festgehalten hätte.

In Peru waren sie so müde gewesen, dass sie den Rest der

Nacht in einem Hotel blieben und wie die Murmeltiere schliefen. Tyler hatte vorher noch in Erfahrung gebracht, dass Grant und Morgan auf dem Weg nach Los Angeles waren. Er informierte Morgans Führungsdirektor über die von Koltschew getöteten Männer, die Detonation einer Killswitch-Bombe und den Absturz der C-17. Seine eigene Rolle dabei ließ er unerwähnt. Er hatte keine Zeit, sich mit den Komplikationen abzugeben, die die Wahrheit für ihn zur Folge haben würde. Er würde auspacken,

wenn die Zeit gekommen war.

Ohne Morgan waren sie auf sich selbst gestellt, als sie in Nasca die peruanischen Behörden kontaktierten. Tyler informierte einen Englisch sprechenden Polizisten von Fays Entführung, schwieg aber über die Bombe und das Xenobium. Der Polizist erklärte sich bereit, sie nach Cahuachi zu begleiten, um die Entführer abzufangen und Fay zu befreien. Sobald Morgan wieder erreichbar war, wollte Tyler sich mit ihr beraten, wie man in Zusammenarbeit

mit der peruanischen Regierung das Xenobium sichern könnte.

Nach einer kurzen Nacht machten sie sich auf den Weg, um einige Dinge zu erledigen. Jess brauchte Geld und neue Handys, Tyler kaufte rasch alles ein, was er für ihren Ausflug für nötig hielt. Danach fuhren sie in aller Eile zum Flughafen, um zu den Nasca-Linien zu fliegen.

Tyler und Jess waren die einzigen Passagiere. Als sie sich ihrem Ziel näherten, wies der Pilot zur Erde. Tyler sah auf die trostlose Ebene

unter ihnen. Im Vergleich dazu war die Landschaft um Alice Springs der reinste Garten Eden. Außer den grünen Feldern, die in der Ferne die Ufer schmaler Flüsse säumten, war von Vegetation keine Spur zu sehen. Hohe Bergspitzen rahmten das Plateau ein, das von einer gleichmäßig rostigen Farbe zu sein schien. Dann entdeckte er plötzlich die berühmten weißen Linien.

Bei der Herstellung der Bilder, von den kilometerlangen Geraden bis hin zu den komplizierten Tiersymbolen, hatten die einzigartigen geologischen

Gegebenheiten der Region eine wesentliche Rolle gespielt. Eine dünne Schicht roten Gerölls bedeckte eine weiße Schicht Sedimentgestein. Um die Scharrbilder herzustellen, brauchte man nichts weiter als Zeit und Hände, die die roten Steine sorgfältig zur Seite räumten. Weil es in dieser Wüste so gut wie keinen Regen oder Wind gibt, ist die Erosion minimal, so dass die Bilder seit über tausend Jahren fast unverändert sind.

Obwohl die Herstellung der Linier

einfach war, wird seit einem Jahrhundert eine erhitzte Debatte über die Fragen geführt, was für einen Zweck die Bilder haben mochten und warum sie so präzise ausgeführt sind. Vom Boden aus sind sie in ihrer Gesamtheit nicht zu sehen, deshalb blieben sie unentdeckt, bis die ersten Flugzeuge in den Zwanzigerjahren des 20. Jahrhunderts die Wüste überflogen. Erst dann offenbarte sich das große Geheimnis des bis dahin vergessenen Volkes der Nasca.

Als er sie mit eigenen Augen sah,

begriff Tyler die Faszination, die sie auf alle Welt ausübten. Als Erstes erkannte er einen gigantischen Kolibri an der nordwestlichen Ecke der Ebene. Wie die anderen Scharrbilder erinnerte er an die Kritzelei eines Kindes, aber Flügel, Schwanz und Schnabel waren detailliert dargestellt. Dann kam ein großer Affe, dessen Schwanz eine Spirale bildete. Gerade Linien durchschnitten die Bilder und einander in allen Richtungen. Tyler konnte verstehen, wieso man auf die Idee gekommen war, darin

Landeanweisungen für Raumschiffe zu sehen. Es war einfach nicht zu glauben, dass eine primitive Kultur sie nicht nur ausgeführt hatte, sondern auch einen Grund dafür gehabt haben musste.

Jess gab ihm ein Zeichen, auf ihrer Seite aus dem Fenster zu schauen. Er lehnte sich hinüber und sah einen großen Kondor und dahinter die acht Beine einer Tarantel.

»Nana war schon Dutzende Male hier. Sie hat die Linien studiert und sich den Kopf darüber zerbrochen, warum der Außerirdische ihr sein

Geheimnis anvertraut hat.«

Tyler bewunderte Fays Hartnäckigkeit. Er glaubte nicht, dass Außerirdische die Erde besucht hatten, aber er hatte volles Verständnis dafür, dass Fay die Wahrheit herausfinden wollte. Er war Skeptiker, aber er war auch Wissenschaftler. Die

wissenschaftliche Methode bedeutete, dass man sich nicht von Vorurteilen beeinflussen ließ. Er würde den Beweisen folgen, gleichgültig, wohin sie ihn führten.

Jess blickte ängstlich auf die öde

Landschaft.

»Glaubst du, dass sie irgendwo da unten ist?«

»Ja, und ich glaube auch, dass wir sie finden.«

»Warum?«

»Weil ich keine Veranlassung habe, es nicht zu glauben.«

»Manchmal gefällt mir deine Überheblichkeit.«

»Sie kann nützlich sein.«

Jess wies auf den Astronauten, der von einem Hang zu ihnen herüberwinkte. Tyler musste einräumen, dass er mit seinen beiden

runden Augen und seinem Kugelkopf tatsächlich wie eine Gestalt aus einer anderen Welt aussah.

»Glaubst du, dass er uns zu Nana führt?«

Tyler nickte und fügte hinzu: »Und zum Xenobium.«

»Warum bist du dir so sicher?«

»Weil sich Koltschew so sicher ist.«

»Wie meinst du das?«

Tyler sprach leiser.

»Wir wissen, dass er zwei Bomben gestohlen hat, deren Entwicklung

mehrere Hundert Millionen
verschlungen hat.«

»Und ohne den Auslöser Xenobium
sind sie wertlos«, ergänzte Jess.

»Richtig. Und was tut er, als er das
einzige Xenobium findet, von dem
wir etwas wissen?«

Jess runzelte die Stirn.

»Du meinst, warum hat er eine der
beiden Bomben gezündet?«

»Genau. Koltschew muss sich
absolut sicher sein, dass es
irgendwo noch mehr von dem Zeug
gibt. Vielleicht war ja das winzige
Stück aus der Höhle für sein

Vorhaben nicht groß genug. Das, was Dr. Kessler in Australien vernichtet hat, war zwanzig Mal größer als die Erbse, die wir auf der Osterinsel gefunden haben.«

»Aus den Höhlenzeichnungen ging hervor, dass die Nasca ein noch viel größeres Stück in der Pyramide versteckt haben«, sagte Jess.

»Kessler hat uns von einem russischen Wissenschaftler namens Dombrowski erzählt. Und wenn dieser Dombrowski ein russischer Spion war, der aus irgendeinem Grund das Xenobium, das er

gefunden hatte, nicht aus seinem Versteck entfernen konnte? Das würde erklären, warum Koltschew so überzeugt von seiner Existenz ist. Es bedeutet auch, dass schon vor über sechzig Jahren ein Zugang zur Großen Pyramide gefunden worden sein muss, lange, bevor mit den offiziellen Ausgrabungen begonnen wurde.«

»Wir sollten also nicht nach einem Eingang in dem Bereich suchen, der seither freigelegt wurde.«

Ihre Augen leuchteten auf, als sei ihr plötzlich etwas eingefallen. Sie

griff in ihre Tasche, holte ein Notizbuch heraus, öffnete es und blätterte darin.

»Es gehört Nana. Es enthält Aufzeichnungen für ihr Buch. Sie hatte es im Hotelzimmer gelassen. Darin gibt es unter anderem einen detaillierten Stadtplan von Cahuachi.«

Jess suchte, bis sie ihn gefunden hatte, und deutete auf die nordwestlichen Ecke der Pyramide.

»An dieser Stelle wurden die ersten Lehmziegel entdeckt, was schließlich dazu führte, dass man

die ganze Pyramide freilegte.«

»Wurde sie regelmäßig überschwemmt? Der Fluss scheint nicht weit entfernt zu sein.«

»Nein. Es ist merkwürdig. Die Pyramide ist über dreißig Meter hoch. Um das ganze Gebiet mit Schlamm zu bedecken, hätte der Fluss jahrhundertlang über seine Ufer treten müssen. Die Nasca haben aus unerfindlichen Gründen ihre Stadt im Schlamm begraben, bevor sie sie verlassen haben.«

»Warum denn das?«

»Vielleicht wollten sie verhindern,

dass jemand das Xenobium findet.«

»Du meinst, es war ein großer Verschleierungsversuch? Und sie ließen nur den Zugang frei, den sie und die Götter kannten?«

»Das Mandala weist den Weg in die Pyramide«, sagte Jess. »Dann haben sie die Linien als Wegweiser angelegt. Eine Karte, die nur für diejenigen entzifferbar war, die vom Himmel kamen.«

»Das erinnert mich daran, dass ich gestern Abend unsere Fotos von der Osterinsel mit einigen Sternenkarten der südlichen Hemisphäre verglichen

habe. Die Tierkonstellationen passen perfekt. Folgt man den Linien entsprechend der Anordnung der Sternbilder im Tierkreis, führen sie direkt vom Mandala zur Großen Pyramide.«

Als ihr Flugzeug auf dem Flugplatz von Nasca landete, wartete auf dem Rollfeld ein Polizeiwagen auf sie.

»Wenn sich Koltschew alles zusammenreimt so wie wir, kommt er vielleicht auch auf die Idee, wie man in die Pyramide hineingelangt«, sagte Jess.

Tyler schwieg. Sie wussten beide,

was es bedeuten würde, wenn der russische Ex-Agent vor ihnen in Cahuachi angekommen war. Er würde Fay nicht mehr brauchen, sobald alle Komponenten der Massenvernichtungswaffe in seinen Händen waren.

43. KAPITEL

Morgan fiel auf, dass es sehr viel einfacher war, aus den USA auszureisen als einzureisen. Selbst im Morgengrauen war die Autoschlange auf dem Highway 905

auf der mexikanischen Seite fast einen Kilometer lang. Auf der amerikanischen war die Straße bis zur Grenzkontrolle frei. Morgan zückte ihren Ausweis, und der Beamte dirigierte sie zum Zollgebäude.

Grant, der auf dem Beifahrersitz saß, döste, denn er hatte auf dem Flug ein Schlafmittel genommen. In Los Angeles war er gerade lange genug wach geworden, um in den Helikopter zu steigen, der sie nach San Diego bringen sollte. Morgan stupste ihn mit dem Ellbogen an.

Er riss die Augen auf. »Was ist los?«

»Aufwachen. Wir sind da.«

»Ich bin wach.«

»Für das nächste Mal empfehle ich Ihnen, nur eine Tablette zu nehmen.«

»Bei meiner Größe?«

»Sie haben genug eingenommen, um einen Elefantenbullen einzuschläfern.«

»Jetzt bin ich jedenfalls wach«, behauptete Grant und gähnte.

»Helfen Sie mir auf die Sprünge. Mit wem treffen wir uns hier?«

»Capitán Filipe Benitez von der mexikanischen Bundespolizei.«

»Excelente.«

»Sprechen Sie Spanisch?«

»Tenemos los exitos más calientes.«

»Sie spielen die heißesten Hits?«

»Als ich in Fort Hood stationiert war, habe ich immer einen spanischen Radiosender gehört.«

»Würde der Killswitch Musik machen, wären Sie eine großartige Hilfe.«

»Sonst kann ich kein Spanisch.«

»Dann lassen Sie mich reden.«

»Si, si, señorita.«

Sie hielt in einer Parkbucht neben dem Zollgebäude.

»Gütiger Himmel«, sagte Grant beim Aussteigen. »Ich war wohl tatsächlich abgeschaltet. Auf dem Flugplatz in San Diego habe ich nichts von dieser Hitze gemerkt.«

»Hier sind wir fünfzehn Kilometer weiter im Inland, und es ist Sommer auf der Nordhalbkugel.«

»Ist Ihnen nicht heiß?« Sie trug wie immer ein Schneiderkostüm, er nur Jeans und T-Shirt.

»Ich hab kein Problem damit.«

»In meinem T-Shirt bin ich aus dem Schneider. Ha! Haben Sie der mitgekriegt? «

»Amüsant.« Sie hätte sich lieber auf die Zunge gebissen, als einzugestehen, dass sie fast gelächelt hätte. Seine blöden Witze fingen an, ihr Spaß zu machen.

Sie betraten das klimatisierte Haus, in dem Capitán Benitez sie in voller Einsatzkleidung erwartete.

»Special Agent Bell?«, fragte er auf Englisch.

Sie nickte und zeigte ihm ihren Ausweis. Er zückte seinen. Danr

beäugte er Grant.

»Das ist Sergeant Grant Westfield«, stellte Morgan ihren Begleiter vor. »Er ist von den Army Rangers und mir vorübergehend zugeteilt.«

Sie schüttelten sich die Hände.

»Ich soll Ihnen nach besten Kräften helfen.«

»Ich danke Ihnen. Die Lage ist ernst. Wenn ich richtig verstanden habe, sind Sie der oberste Drogenfahnder Ihres Landes?«

»Bis man mich umbringt«, sagte Benitez ohne jede Spur von Humor.

Die Lebenserwartung der mexikanischen Drogenfahnder war deprimierend kurz.

»Wir glauben, dass das Baja-Kartell heute versuchen wird, Sprengstoff in die Vereinigten Staaten zu schmuggeln«, erläuterte Morgan.

»Gehen Sie davon aus, dass man sich bei der Adresse trifft, die mir genannt wurde?«

»Möglich wäre es. Wird sie überwacht?«

»Ja, seit acht Stunden.«

»Ist etwas Ungewöhnliches

vorgefallen?«

»Männer kamen und gingen. Nichts Auffälliges.«

»Waren Hellhäutige darunter?«

»Nein, alle waren Hispanoamerikaner.«

Er zeigte ihnen die Fotos der Überwachungskamera. Grant schüttelte den Kopf.

»Keiner sieht aus wie die Leute, nach denen wir suchen.«

»Wir müssen den Sprengstoff unbedingt abfangen, bevor er über die Grenze gebracht wird.«

Morgan unterschlug, dass sie nach

einer Geheimwaffe suchten, von der es, wie sie inzwischen erfahren hatte, nur noch ein Exemplar auf der Welt gab.

»Wir sind darauf vorbereitet, mit Gewalt vorzugehen, sobald Sie uns melden, dass die Explosivstoffe eingetroffen sind.«

»Wir würden die Leute gern lebend fangen, aber allererste Priorität haben die Sprengstoffe«, erwiderte Morgan.

Capitán Benitez schüttelte den Kopf.

»Das Baja-Kartell hat allein für den

vergangenen Monat mehr als hundert Morde zu verantworten, darunter die in einem Nachtclub, in dem fünfundzwanzig Menschen umkamen. Wenn das Haus tatsächlich dem Kartell gehört, können wir uns auf einiges gefasst machen.«

»Es klingt, als hätten sich unsere Jungs mit ein paar echten Knallern zusammengetan«, sagte Grant.

»Wenn die Leute, hinter denen Sie her sind, Hilfe beim Schmuggeln brauchen, hätten sie keine bessere Bande wählen können. Die Bajas

haben dieses Jahr schon drei Tonnen Kokain von hier in die USA geschmuggelt. Nichts davon ist uns in die Hände gefallen.«

»Könnte das Haus ihr Sammelpunkt sein?«, sagte Morgan.

»Möglich. Es liegt sehr nahe sowohl am Grenzübergang für die Lastwagen als auch am Übergang für Personenwagen. Vielleicht haben sie vor, Ihren Sprengstoff unter der Grenze hindurchzuschmuggeln. Das Kartell verfügt über Drogentunnel, die über vierhundert Meter lang sind.«

»Ich warne mein Team in den Staaten, dass es auf alles gefasst sein soll. Fahren wir jetzt zu dem Haus. Ach ja, noch etwas, wir müssen dabei sein, wenn das Haus gestürmt wird. Sergeant Westfield ist Sprengmeister, und es könnte sein, dass wir ihn brauchen.«

Der Mexikaner nickte.

»Natürlich. Kommen Sie mit. Wir statten Sie mit Uniformen und Waffen aus.«

Er ging in den hinteren Bereich des Gebäudes. Morgan und Grant folgten ihm.

»Er hat nicht mit der Wimper gezuckt«, sagte Grant leise. »Das war ein Kinderspiel.«

»So läuft es, wenn der Minister der Air Force den Kommandanten der mexikanischen Federales anruft«, erklärte Morgan.

Zehn Minuten später waren sie komplett ausgerüstet mit schwarzen Kampfanzügen, kugelsicheren Westen, M4-Karabinern, Sprechfunkgeräten und Helmen.

»Sie müssen Ihren Wagen hier stehen lassen. Ihre Nummernschilder fallen sofort auf.«

»Übernehmen Sie die Führung«, sagte Morgan.

Sie gingen ins Freie und stiegen in einen verbeulten Chrysler-Kleintransporter mit verdunkelten Scheiben.

Der Drogenfahnder beobachtete, wie Grant das Fahrzeug taxierte.

»Unsere schwarzen Suburbans würden noch schneller registriert als Ihr Auto.«

Sie stiegen hinten ein. Der Fahrer, einer von Benitez' Leuten, trug ein schäbiges weißes Trägerhemd. Kaum war die Schiebetür

geschlossen, fuhr er auf eine Straße in Richtung Süden.

»Wir können nur ein einziges Mal an dem Haus vorbeifahren. Jedes weitere Mal würde Verdacht erregen.«

»Wie beobachten Sie es?«, fragte Morgan.

»Von einer vierstöckigen Bauruine auf der anderen Straßenseite aus. Nur die Stahlträger stehen. Einer meiner Männer ist in der vergangenen Nacht hinaufgeklettert und hat drei Funkkameras installiert.«

»Und niemand hat ihn gesehen?«

»Der Mond schien nicht, und ich habe dafür gesorgt, dass die Straßenbeleuchtung für eine Weile ausfiel.«

Zwei Minuten später fuhren sie einen Boulevard hinunter, der parallel zur knapp zweihundert Meter entfernten Grenze verlief. Auf der linken Seite standen riesige Lagerhallen. Rechts lösten sich kleine Läden mit Frachthöfen ab, auf denen Sattelzüge parkten. Straßenverkäufer, die gerade ihre fahrbaren Läden öffneten, standen

zwischen Mietshäusern und Einfamilienhäusern. Es war nicht Beverly Hills, aber die Gegend war auch nicht heruntergekommen.

»Dort drüben steht die Bauruine«, erläuterte Capitán Benitez.

Ein Maschendraht war um das Grundstück mit dem Gerippe aus verrosteten Stahlträgern gezogen. An der nächsten Straße bog der Fahrer rechts ab.

»Das ist die Licenciado José Portillo Oriente. Die Nummer 22 ist das rosa Haus links.«

Es handelte sich um ein schäbiges

Einfamilienhaus, das ein Stück von der Straße zurückgesetzt stand. Die Farbe blätterte ab, auf dem Dach fehlten Ziegel, und neben dem Garagentor stapelten sich alte Gartenmöbel. Der neue eiserne Zaun und das Tor, mit dem der gepflasterte Parkplatz vor dem Haus abgesperrt war, wirkten irgendwie fehl am Platz. Der Fahrer verlangsamte seine Fahrt nicht.

»Sieht aus, als wäre in der Garage genug Platz für einen Lastwagen«, sagte Grant.

»Lastwagen gehören in diesem

Viertel zum Straßenbild«, antwortete der Drogenfahnder. »Wenn geplant sein sollte, die Sendung mit einem Laster über die Grenze zu schicken, würde es nur Sekunden dauern, sie auf einen vorbeikommenden Sattelschlepper umzuladen.«

»Wir müssen das Haus beobachten können«, erklärte Morgan. »Anders können wir die Leute, die wir suchen, nicht identifizieren.«

Die Reichweite der Nachtfeldstecher für das ID-Pulver war begrenzt, und die Kameras auf der Bauruine waren nicht dafür

eingerrichtet, das Signal aufzufangen.

»Ein Ding der Unmöglichkeit, wie ich schon sagte. Man würde Sie sehen«, widersprach der Mexikaner.

»Dann müssen wir uns etwas ausdenken. Sonst könnten sie einfach in die Garage fahren, und wir würden nie erfahren, ob der Sprengstoff angekommen ist.«

Grant hob die Hand. »Ich habe eine Idee. Hat noch jemand außer mir Hunger?«

»Sie haben Hunger? Nachdem Sie im Flugzeug nichts anderes getan haben als zu essen und zu

schlafen?«, entfuhr es Morgan.

»Hunger habe ich immer, aber darum geht es jetzt nicht.«

»Worum geht es dann?«

Grant lächelte. »Meine Fresssucht wird uns zu einem Beobachtungsposten verhelfen.«

44. KAPITEL

Dimitri prüfte den Boden mit dem Geigerzähler.

»Ist da etwas?«, fragte Wladimir.

Dimitri schüttelte den Kopf.

»Nur eine winzige Menge erhöhter

Hintergrundstrahlung.«

Das Mandala lag auf einem abgeflachten Berg fünfzig Kilometer nordwestlich von Nasca. In Santiago, wo sie ohne Zwischenfall gelandet waren, hatte Wladimir auftanken lassen und war gleich nach Ica in Peru weitergeflogen, von dessen Flugplatz aus es nicht weit bis zum Mandala war. Die Fahrt auf der Panamericana war kurz gewesen, dann waren sie abgebogen und knapp zwei Kilometer dem Weg gefolgt, der zu dieser Ebene führte. Der Treck den Berg hinauf war nicht

besonders anstrengend gewesen, nur Fay verfolgte jetzt schwer atmend die Suche der beiden Russen. Sie zu bewachen war nicht nötig. Sollte sie flüchten wollen, würden sie sie mühelos einholen.

Aus ihrer Perspektive sah die Zeichnung wie ein Gewirr von Linien aus. An einigen Schnittstellen waren Löcher, aber sie dienten keinem ersichtlichen Zweck, und es war auch nichts darin versteckt.

Anfangs hatten sie sich auf die weiße Stelle in der Mitte konzentriert, von der Linien in

vielerlei Richtungen ausgingen. Aber der Geigerzähler war stumm geblieben.

Dimitri schüttelte den Kopf. »Ich habe jeden Zentimeter geprüft. Kann sein, dass das Zeug mal hier war, aber jetzt ist es weg.«

»Es bestand nie eine Chance, es hier zu finden«, sagte Wladimir. »Oder, was meinen Sie, Mrs Turia?«

Sie drehten sich zu Fay, deren Grinsen Bände sprach.

»Sie sind wirklich dumm, wenn Sie davon ausgegangen sind, dass ich Ihnen etwas verrate.«

Wladimir nickte anerkennend.

»Gut gespielt. Überzeugend. Allerdings habe ich mir schon gedacht, dass Sie versuchen würden, mich hinters Licht zu führen.«

Fay lachte. »Sicher.«

»Es macht nichts. Ich wäre sowieso zuerst hierhergefahren, denn diese Gegend ist einsam und verlassen, von hier wäre das Xenobium einfacher zu bergen gewesen.«

Dimitri nahm Wladimir zur Seite.

»Soll ich sie umlegen?«

Der Russe seufzte. »Später.«

»Jetzt.«

»Noch nicht. In den Frühnachrichten hieß es, dass die Kommunikationssysteme auf der Osterinsel zusammengebrochen sind, dass es aber keine Toten gegeben hat.«

»Und wenn Kessler sich mit der Wirkung der Gammastrahlung getäuscht hat?«

»Unmöglich. Die Experimente mit dem australischen Stück haben bewiesen, dass die Gammastrahlung der Waffe aus unmittelbarer Nähe tödlich ist. Dieser Locke muss die Bombe irgendwie von der Insel

weggebracht haben.«

»Glaubst du, dass er überlebt hat?«

»Falls ja, brauchen wir die Alte als Druckmittel. Wenn wir gefunden haben, was wir suchen, töten wir sie. Zufrieden?«

Dimitri sah aus, als wollte er erneut widersprechen, besann sich aber eines Besseren.

Wladimir drehte sich um.

»Gut. Dann also zurück zum Auto.« Er sah auf die Uhr. »In fünfundvierzig Minuten dürfen wir in Cahuachi sein.«

Von Lehmziegelmauern umgeben überragte die Große Pyramide die ausgedehnte Siedlung von Cahuachi. Zu der Zeit, als die Stadt noch der religiöse Mittelpunkt der Nasca-Kultur war, stiegen ihre Einwohner in gewundenen Prozessionen rund um die vierzig Bauwerke, in denen sie ihre kulturellen Schätze aufbewahrten, die unzähligen Treppen zu den Terrassen der Pyramide empor. Heute wohnte niemand mehr in der Stadt. Nur die Busladungen von Touristen würden bald wieder für Leben sorgen.

Jess war erstaunt gewesen, dass Tyler die Polizei dazu bewegen konnte, ihnen für ihre Suche in Cahuachi sechs Beamte zur Verfügung zu stellen. Erfolgreich waren sie jedoch nicht gewesen. Sie hatten keine Spur von Fay oder ihren russischen Entführern gefunden.

»Glaubst du, dass sie hier waren und schon wieder weg sind?«

»Sie können frühestens gestern Abend eingetroffen sein, und eine Suche im Dunkeln wäre schwierig gewesen.«

Nachdem seine Männer das

Gelände durchkämmt hatten, rief der Einsatzleiter sie zum größten Platz Cahuachis, wo er sich Jess und Tyler mit einer Mischung aus Bedauern und Verärgerung näherte.

»Señor Locke, sie ist nicht hier.«

»Und Sie sind sich sicher, dass sich die Entführer nicht irgendwo hier verstecken?«, fragte Jess.

Der Polizist wandte sich an Tyler.

»Señor, die alte Stadt ist sehr groß, aber wir haben überall nachgesehen. Niemand.«

»Ich glaube, es wäre das Beste, wenn Sie ein paar Ihrer Männer

hierließen und uns zum Mandala bringen. Auch dort könnte sie sein.«

Der Polizist runzelte die Stirn. Jess hatte immer den Verdacht gehabt, dass er ihre Geschichte nicht wirklich glaubte.

»Ich bedaure, Señor, wir fahren jetzt.«

»Wir bleiben noch eine Weile und sehen uns um.«

»Ach ja?«, fragte Jess. »Und was ist mit dem Mandala?«

Mit einem leichten Nicken gab Tyler ihr zu verstehen, dass er eine Idee hatte.

Der Polizist zuckte die Achseln.

»Okay. Sollten Sie die Entführung entdecken, rufen Sie uns an, und wir kommen zurück.«

Die Polizei fuhr ab. Nun stand als einziges Auto ihr Mietwagen auf dem Parkplatz.

»Und jetzt?«, fragte Jess.

Tyler machte sich auf den Weg zur Großen Pyramide. »Ohne ein paar kräftige Männer gelingt es uns nie, den Russen einzufangen. Wir haben ja noch nicht einmal Waffen. Falls er tatsächlich am Mandala ist, ist er an der falschen Stelle.«

»Das heißt, er kommt hierher.«

»Richtig. Und wir müssen das Zeug vor ihm finden.«

Endlich fiel bei Jess der Groschen.

»Damit wir etwas haben, womit wir ihn unter Druck setzen können!«

»Sofern wir es überhaupt finden. Aber es ist besser, wenn wir es allein suchen. Die Pyramide ist vermutlich ein peruanisches Nationaldenkmal. Die Polizei wird es nicht gern sehen, wenn wir einbrechen und etwas mitgehen lassen.«

»Indiana Jones hat sich über so

etwas nie Gedanken gemacht.«

»Stimmt. Aber der Film darüber, was auf seine Grabräuberei folgte, wird nie gezeigt. Oder kennst du Indiana Jones und der Rückführungsprozess mit dem Museum?«

»Hast du vor, das Xenobium gegen Nana einzutauschen?«

»Das geht nicht. Es tut mir wahnsinnig leid, aber ich kann es nicht riskieren, dass es dem Russen in die Hände fällt.«

»Ich will sie aber befreien!«, rief Jess. »Das verdammte Xenobium ist

mir egal!«

Er legte ihr die Hände auf die Schulter.

»Wir retten sie. Das Xenobium benutzen wir als Köder.«

»Und dann?«

»Darüber denken wir später nach. Lass uns erst einmal danach suchen.«

Jess schüttelte seine Hände ab und murmelte etwas, war dann aber still. Sie schauten in die freigelegten Kammern und inspizierten auch den großen Eingangstunnel, der jedoch an einer Ziegelwand endete. Es gab

keinen Hinweis darauf, dass man noch weiter in die Pyramide eindringen konnte. Sie bestiegen das Bauwerk, um einen besseren Überblick zu haben. Ein Irrgarter von Mauern, Gräben und Treppen war rundherum freigelegt worden. Das Terrain dahinter war von Kratern übersät, die Hügel waren vollkommen kahl, die Stadt war eine ideale Kulisse für einen Film, der auf dem Mond spielt. Nur der klare blaue Himmel bildete einen Kontrast zu den Sepiatönen der Landschaft.

»Wo fangen wir an?«, fragte sie.

Tyler warf einen Blick auf seine Kamera, dann deutete er auf die Nordwestecke der Pyramide.

»Die Deckenzeichnungen der Höhle verweisen dorthin.«

Sie stiegen die Treppen hinab, bis sie zu der Stelle kamen.

»Ich wette, wenn man die Nasca-Linien verlängert, schneiden sie sich hier«, sagte Jess.

Tyler nickte. »Iwan Dombrowski hatte sehr viel mehr Zeit, sich mit ihnen zu befassen, als wir. Aber seit die Pyramide freigelegt ist, dürfte der Eingang leichter zu finden sein.«

»Eine Frage: Die Substanz ist radioaktiv. Wie transportieren wir sie?«

Tyler klopfte auf den Rucksack, den er auf dem Rücken trug. »Ich habe heute Morgen zwei Bleischürzen gekauft, wie Patienten sie beim Röntgen tragen. Ich habe auch Lampen und eine kurze Brechstange besorgt.«

Jess holte tief Luft. »Du hast das alles vorausgesehen?«

»Ich wollte nicht, dass du dir Sorgen machst.«

»Das nächste Mal mach bitte den

Mund auf. Ich kann es verkraften.«

»Mach ich.«

Die Mauer war wie alle anderen aus Lehmziegeln gebaut. Das Zickzackmuster der Ziegel imitierte die Treppenkonstruktion der Pyramide. Tyler kniete sich davor und fuhr mit den Händen über die unebene Oberfläche.

»Es dürfte keine Öffnung sein, die ins Auge fällt, sonst hätte sie schon längst jemand gefunden.«

»Siehst du irgendwelche Zeichen?«

»Nichts.«

»Einen Geheimeingang haben sie

bestimmt nicht so konstruiert, dass man die Ziegel herausreißen muss, um hineinzugelangen.«

»Da hast du recht. Iwan Dombrowski ist irgendwie hineingekommen. Wenn er die Ziegel weggehackt hätte, würde man es sehen. Diese Ziegel sind unversehrt. Wir müssen herausfinden, wie man sie bewegt.«

»Vielleicht hat es etwas mit dem Mandala zu tun«, sagte Jess. »Wir haben doch gesagt, dass die Nasca Anweisungen für die Götter hinterlassen haben.«

Tyler nickte. »Klingt überzeugend. Es gibt da ein Viereck, auf dem ein zweites Viereck liegt, das um fünfundvierzig Grad gedreht ist. Das würde heißen, dass etwas gedreht werden muss, damit es richtig liegt.«

Er betrachtete noch einmal das Höhlenfoto, dann ein Luftbild des Mandalas.

»Die Frage ist nur, was muss gedreht werden?«

Jess nahm ihm die Kamera aus der Hand. Sie hatte einen Unterschied zwischen dem Luftfoto und der Höhlenzeichnung entdeckt.

»Schau, diese Linie hier auf der Zeichnung. Sie ist schlecht zu erkennen, aber man sieht, dass sie nur die nordwestliche Ecke des größeren Quadrats halbiert.«

Tyler machte große Augen.

»Ja, als müsste man diese Ecke halbieren.«

Er brauchte den Gedanken, auf den sie beide gekommen waren, gar nicht laut zu äußern. Die Steine mussten in beide Richtungen gleiten, um die geheime Öffnung freizulegen.

Er folgte mit dem Finger den Fuger der Ziegel. Dann steckte er die

Spitze der Brechstange dazwischen.
Winzige Bröckchen fielen heraus.

»Der Mörtel zerbröselt«, sagte Jess.

»Es ist kein Mörtel. Es ist nur Erde und Dreck, die sich in dem Spalt abgesetzt haben. Deshalb hat ihn auch niemand bemerkt.« Er schob die Brechstange weiter hinein und versuchte, die Ziegel zu bewegen. Zuerst tat sich nichts, aber Tyler versuchte es gleich noch einmal. Ein Knirschen war zu hören.

»Es klappt!«

Er legte sich ins Zeug, und die

Ziegel rutschten weit genug zur Seite, dass Jess ihre Finger in die Lücke schieben konnte. Tyler zog und sie schob. Je größer die Öffnung wurde, umso leichter glitten die Steine zur Seite. Sie wiederholten den Vorgang auf der anderen Seite, was deutlich einfacher war, weil sie nun Platz hatten. Die Öffnung war nur knapp einen Meter breit und sah noch weniger einladend aus als der Eingang in die Höhle auf der Osterinsel. Jess war es egal. Wenn sie auf diese Weise ihre Großmutter

befreien konnte, wollte sie keine Zeit verlieren.

»Her mit der verdammt Lampe«, sagte sie.

45. KAPITEL

Der Gang war kaum breiter als Tylers Schultern, so dass er seinen Rucksack immer wieder zurechtrücken musste, damit er nicht an den Wänden entlangschleifte. Jess ging voran, die Lampe hielt sie hoch, um den Weg vor ihnen zu beleuchten. An der Decke sah Tyler

Rußspuren und vermutete, dass sie von den Fackeln stammten, die die Nasca hier vor über fünfzehnhundert Jahren hindurchgetragen hatten. Das Tageslicht wurde bei jedem Schritt weniger, und nach der ersten Biegung war es vollständig verschwunden. Nach zwanzig weiteren Schritten tat sich auf der linken Seite ein Abzweig auf.

»Welche Richtung schlagen wir ein?«, fragte Jess.

»Sehen wir mal hier links nach.«

Sie trat durch die Öffnung, blieb aber so abrupt stehen, dass Tyler

beinahe mit ihr zusammengestoßen wäre. Er brauchte sie nicht zu fragen, warum sie nicht weitergegangen war, denn im Licht ihrer Lampen sahen sie einen Berg von Ziegeln, der den hohen Raum bis zur Hälfte füllte.

»Was zum Teufel ist denn hier passiert?«, fragte Jess. »Komische Art, Ziegel zu lagern.«

Tyler hob die Lampe zur Decke.

»Es sieht so aus, als hätten sie in einem Raum noch einen zweiten hinein gebaut. Decke und Wände des inneren Raumes scheinen

eingestürzt zu sein.«

»Oder sie haben den äußeren Raum um den zusammengestürzten inneren gebaut. Aber warum das Ganze, egal wie herum?«

»Da bin ich überfragt«, antwortete Tyler. »Aber selbst wenn es auf der anderen Seite einen Ausgang gäbe, es ist mir zu gefährlich, einen Weg durch die Trümmer zu suchen.«

Nun übernahm Tyler die Führung. Nach weiteren zwanzig Schritten mündete der Gang in einen runden Saal, der so groß war, dass ihre Lampen kaum die

gegenüberliegende

beleuchteten. Tyler schätzte, dass er zweihundert Leuten Platz bot und seine Kuppeldecke achtzehn Meter hoch war. Sie mussten die Hauptkammer der Pyramide erreicht haben. Jess ging auf die andere Seite und leuchtete mit ihrer Lampe in eine große Öffnung.

»Das hier müsste der Haupteingang sein«, sagte sie.

»Ist er zugemauert?«

»Von hier kann ich nichts erkennen.«

Die Decke wurde von einer großen

Mittelsäule getragen, um die rundum aufsteigende Plattformen angebracht waren. Irgendetwas kam ihnen bekannt vor. Tyler holte seine Kamera heraus und vertiefte sich noch einmal in das Luftbild des Mandalas. Der Raum war angeordnet wie dessen innerer Teil – ein Kreis in einem Quadrat mit rechteckigen Stufen um einen Strahlenkranz in der Mitte. Die Strahlen konnten nur das Xenobium darstellen, das in der Säule eingeschlossen war.

Die Nasca hatten für ihre Götter

einen Grundriss der Pyramide gezeichnet.

»Das muss es sein!«, frohlockte Tyler.

Jess rannte zu ihm.

»Das Xenobium?«

»Es kann nur in der Säule liegen.«

Er holte den Geigerzähler hervor und hielt ihn gegen die Ziegelkonstruktion. Je höher er ihn hob, desto intensiver wurde die Strahlung.

»Es liegt da oben auf der Säule.«

Er nahm eine Bleischürze aus seinem Rucksack und hängte sie

sich um. Aber selbst mit diesem Schutz wollte er sich der Radioaktivität keine Minute länger als nötig aussetzen. Er stieg eine Stufe höher. Der Messwert erreichte das Ende der Skala. Er musterte die Säule. Auf halber Höhe hatte man die Lehmziegel durch zwölf dünne Steinscheiben ersetzt. Sie trugen einen Teil der dicken, senkrechten Holzbalken, die in der trockenen Wüstenluft gut erhalten geblieben waren. Die oberste Scheibe war in unregelmäßigen Abständen mit Öffnungen vom selben Durchmesser

wie die etwa einen Meter langen Balken versehen, die in fingerbreitem Abstand nebeneinander angeordnet waren. Er hielt die Lampe hoch. In ihrem Schein schillerte das Xenobium in allen Farben. Er konnte es nicht richtig sehen, aber es schien ein längliches Stück von der Größe eines Pfirsichs zu sein. Die Lücken zwischen den Balken waren zu eng, seine Finger passten nicht hindurch, aber das Stück war sowieso zu groß, um es einfach herauszuholen. Mit Sicherheit hatten die Nasca dafür

gesorgt, dass man es entfernen konnte. Aber wie?

Da fielen ihm die hölzernen Griffe an den Scheiben und auch die Sternzeichen auf, die auf ihren Rand eingeritzt waren. Das musste die Lösung sein. Drehte man die Scheiben, so, dass sie auf eine bestimmte Weise ausgerichtet waren, fielen die Holzbalken in die Öffnungen wie die Zuhaltung in einem Schloss. Eigentlich, dachte Tyler, sollte er nicht überrascht sein, denn auch die Linien auf der Ebene verrieten Köpfchen, trotzdem war er

ziemlich baff.

»Kannst du es herausholen?«, fragte Jess.

»Ich versuche es.«

Er packte den Griff der obersten Scheibe und schob sie nach rechts, bis die Spinne, die auf ihren Rand eingeritzt war, über dem Kolibri auf der Scheibe darunter hing. Wie er vermutet hatte, rutschte ein Holzbalken einige Zentimeter tief in die oberste Scheibe. Er hatte aber nicht mit den Ziegeln gerechnet, die gleichzeitig von der Decke prasselten. Geistesgegenwärtig

presste er sich an die Säule, so dass sie ihn um Millimeter verfehlten und auf dem Boden zerschmetterten.

Nachdem sich die Staubwolke gelegt hatte, fragte Jess: »Was zum Teufel ist da eben passiert?«

»Ich habe mich überschätzt.«

»Das wäre etwas ganz Neues.«

»Jetzt wissen wir wenigstens, was in dem anderen Raum passiert ist. Vermutlich hatten sie dort eine ähnliche Säule errichtet, und irgendwelche Eindringlinge haben auf die harte Tour gelernt, dass die Nasca nur die Götter an ihr Zeug

lassen wollten. Schade, dass wir keine Zeit haben. Vermutlich würde es eine Woche dauern, bis man ausgegraben hat, hinter welcher Sache die Räuber her waren.«

Jess betrachtete wieder eingehend die Säule.

»Du willst also sagen, wenn wir die einzelnen Scheiben richtig drehen, werden die hölzernen Balken so weit abgesenkt, dass wir das Xenobium erreichen können, stimmt aber die Reihenfolge nicht ...«

»... liegen wir im Handumdrehen unter ein paar hundert Tonnen

Ziegeln begraben. Richtig. Einige Balken haben offenbar die Funktion von Scheitelsteinen. Senkt man sie versehentlich, lösen sie eine Kettenreaktion aus.«

»Du hast gesagt, auf den Scheiben sind die Bilder eingraviert, die draußen in die Wüste gescharrt sind?«

»Einige ja, aber ich habe keine Ahnung, wie man sie aufeinander ausrichten muss, damit man das Metall herausholen kann. Ich könnte versuchen, die Balken zu verschieben, um die Lücke zu

verbreitern, aber ich fürchte, dann stürzt das ganze Dach ein.«

Jess holte nachdenklich ihr Smartphone hervor, auf das sie die Höhlenbilder von der Osterinsel übertragen hatte. Nachdem sie sie ein paar Minuten lang studiert hatte, fragte sie: »Sind alle zwölf Sternzeichen der Nasca auf den Scheiben?«

Tyler lief um die Säule herum und zählte.

»Alle. Warum?«

»Ich glaube, ich weiß, warum die einzelnen Zeichen mit Linien

verbunden sind. Könnte es sein, dass sie den Göttern zeigen sollen, wie man das Xenobium aus seinem Safe holt?«

»Dann hätten wir hier ein Kombinationsschloss, dessen Steinscheiben die Einstellringe sind? Wo ist jedoch die Nullposition?«

»Die Nasca hatten eine Vorliebe für Linien. Schau doch mal, ob du eine über der obersten Scheibe finden kannst.«

Tyler umkreiste die Säule ein zweites Mal und entdeckte tatsächlich eine Kerbe, die ihm

vorher nicht aufgefallen war. Er brachte sie auf eine Linie mit der Kerbe unter der ersten Scheibe.

»Ich habe sie gefunden. Nun diktiere mir die Reihenfolge.«

»Langsam. Ich weiß doch nicht, ob die Nasca sie von oben nach unten oder von unten nach oben angeordnet haben.«

»Was würdest du denn sagen? Die Chancen stehen fifty-fifty.«

»Sofern meine Idee überhaupt zutrifft«, gab Jess zu bedenken.

»Also. Sie haben die Linien vom Mandala durch die Sternzeichen bis

zur Pyramide gezogen. Sie weisen also den Weg zu dem Metallstück. Das heißt, die Zeichen auf den Scheiben sollten in derselben Reihenfolge angeordnet werden.«

»Du meinst, die oberste Scheibe entspricht dem letzten Zeichen, durch das die Linie auf der Ebene verläuft?«

»Sie könnten aber auch von oben nach unten angeordnet sein, weil die Götter im Himmel beginnen würden.«

»Dann würde das Metallstück unter den Scheiben liegen. Ich glaube,

deine erste Vermutung war richtig. Wir fangen unten an und arbeiten uns nach oben.«

»Bist du dir sicher? Es kann sein, dass beim zweiten Versuch alles auf einmal herunterstürzt, wenn du wieder etwas falsch machst.«

»Falls die Russen hier auftauchen und sich zusammenreimen, was wir versucht haben, könnten sie mit dem Xenobium das Weite suchen, bevor wir mit unserer Verstärkung zurückkommen. Falls mein Versuch nicht klappt, fällt es ihnen wenigstens nicht in die Hände.«

»Wie kannst du an unserem Erfolg zweifeln!«

»Du kannst mir glauben, wenn hier etwas wackelt, renne ich wie der Teufel. Stell dich am besten gleich an den Ausgang, für alle Fälle.«

Sie zögerte, ging dann aber doch langsam zur Öffnung, die in den Gang führte.

»So. Das erste Zeichen?«

»Die Spinne.«

Tyler fand sie und drehte die unterste Scheibe, bis die Gravur mit der Linie übereinstimmte.

»Als Nächstes?«

»Der Kondor. Verwechsele ihn nicht mit dem Kolibri.«

»Seine Flügel dürften eine größere Spannweite haben.«

Er drehte die zweite Scheibe, bis der Kondor über der Spinne schwebte. So machten sie weiter. Nach dem neunten Zeichen hatte sich noch immer keiner der Holzbalken bewegt, aber Tyler rechnete sowieso erst damit, wenn er die letzte Scheibe erreicht hatte.

»Das letzte Symbol?«

Der Rücken tat ihm weh. Es war harte Arbeit, die Steinscheiben zu

drehen.

»Der Astronaut.«

»Okay. Und halte dich bereit, für den Fall, dass es nicht klappt.«

»Wenn du spürst, dass sich etwas verbiegt, hau ab.«

»Mach ich.«

Tyler legte die Hände auf den Griff der Scheibe, hielt dann aber inne und sah Jess an.

»Ich habe früher oft daran gedacht, dass ich dir wieder über den Weg laufen könnte. Ich bin froh, dass es dazu gekommen ist.« Er lächelte.

»Es hat Spaß gemacht.«

Bevor sie ihm antworten konnte, zog er schon an dem Griff. Knirschend drehte sich die Scheibe. Tyler verausgabte sich bis zur Erschöpfung. Als der Astronaut unter der Kerbe war, rastete etwas in der Säule ein, und zwei Balken fielen klappernd in die dafür vorgesehenen Öffnungen. Tyler lauerte sprungbereit, aber alle anderen Balken blieben stehen.

Schimmernd lag das Xenobium in einer Schale aus Obsidian, zum ersten Mal seit über tausend Jahren wieder in Reichweite menschlicher

Hände.

»Es hat geklappt!«, jubelte Jess.

Tyler stieß einen Seufzer der Erleichterung aus.

»Und ich lebe noch!«

»Das auch!«

Er nahm die Brechstange, um das Metall aus seinem Behälter zu schieben. Das eiförmige Stück fiel heraus, hüpfte auf die oberste Stufe und rollte dann auf den Boden. Tyler kletterte hinunter, nahm die zweite Bleischürze aus seinem Rucksack und wickelte das Stück sorgfältig hinein.

»Kann man es ohne Gefahr halten?«, fragte Jess.

Tyler hielt den Geigerzähler darüber.

»Nicht lange. Wenn ich es trage, bin ich alle zwei Minuten einer Dosis wie beim Röntgen ausgesetzt.«

»Dann nichts wie weg von hier.«

Sie hob das Bleipaket auf.

»Lass es mich tragen«, protestierte Tyler.

»Du warst der Strahlung schon zehn Minuten ausgesetzt.« Sie ging zum Ausgang. Tyler folgte ihr mit

den beiden Lampen.

»Die Polizei wird staunen, was sie verpasst hat.«

»Kein Sterbenswörtchen darf davon über deine Lippen. Wenn die peruanischen Behörden den Raub entdecken, sperren sie uns hinter Schloss und Riegel.«

»Was ist mit Nana?«

»Wir lassen die Pyramide offen. Wenn die Russen sehen, dass wir das Metall mitgenommen haben, werden sie uns suchen, darauf kannst du Gift nehmen.«

Sie gingen denselben Gang zurück,

den sie gekommen waren. Jess stieg als Erste ins Freie, aber bevor Tyler ihr folgen konnte, wandte sie sich um.

»Was ist los?«

»Sie sind da!«

»Die Russen? Wo?«

»Auf dem Parkplatz. Ich habe Koltschews graues Haar gesehen. Zwei Männer sind bei ihm.«

»Und Fay?«

Jess nickte.

»Ja, sie ist in ihrer Gewalt. Und sie sind auf dem Weg hierher.«

46. KAPITEL

Grant mampfte sein zweites Burrito zum Frühstück. Von seinem Standort aus hatte er eine gute Sicht auf das rosa Haus. Der Straßenverkäufer war überglücklich gewesen, einen ganzen Tag Miete für seinen Imbisswagen zu kassieren. Der Imbiss war zwar geschlossen, die Markise war aufgerollt, und auch der Holzladen vor dem Seitenfenster war vorgeschoben, aber er gehörte ins Straßenbild und würde bei den Schmugglern keinen Verdacht

erregen. Seit einer Stunde beobachteten sie das Einfamilienhaus, aber niemand war gekommen oder gegangen. Grant rechnete damit, dass sie noch eine Weile würden warten müssen, und tat sich an den Vorräten gütlich. Er ging davon aus, dass sie im Mietpreis inbegriffen waren.

»Wie können Sie das nur essen?«

Morgan konnte den Ekel in ihrem Gesicht kaum unterdrücken.

»Mühelos«, antwortete er und stopfte sich den Rest in den Mund. »Einen besseren Burrito habe ich

seit Monaten nicht gegessen. Seattle ist nicht berühmt für seine Tex-Mex-Küche.«

»Ich darf nicht daran denken, was für ein Fleisch da drin ist.«

»Macht nichts. Mein Magen ist aus Eisen.«

Er wischte sich die mit Salsa verschmierten Hände an einer Papierserviette sauber. »Eigenlob stinkt zwar, aber dieser Imbiss war eine großartige Idee.«

»Der Geruch der Taco-Soße wird wochenlang in meinem Haar hängen.«

Grant rieb sich seinen kahlen Schädel. »Versuchen Sie es mit meiner Frisur.«

»Würde bei mir nicht so gut aussehen.«

»He, was war denn das? Ein Kompliment?«

Sie schnaubte vor gespielter Verzweiflung, wurde aber rot dabei. Grant lächelte. Anscheinend begann er doch endlich Eindruck auf sie zu machen.

Ein Transporter kam die Straße entlang. Er verlangsamte die Fahrt, um in die Auffahrt des rosa Hauses

auf der gegenüberliegenden Straßenseite einzubiegen. Grant und Morgan griffen nach ihren Ferngläsern. Auf der Rückseite des Fahrzeugs blühten rote Linien.

»Wir haben das große Los gezogen!«, jubelte Grant.

Das Tor glitt zur Seite, das Garagentor öffnete sich. Der Transporter fuhr hinein, das Tor schloss sich wieder. Morgan funkte Capitán Benitez an. »Die Lieferung ist da. Sie ist im Haus.«

»Wir sind bereit.«

»Denken Sie daran, niemand darf

den Sprengstoff berühren. Wenn das Haus in unseren Händen ist, werden wir ihn an uns nehmen und die Kuriere verhaften.«

»Verstanden. Wir legen in zwei Minuten los.«

»Verstanden.«

Sie würden keinen Wert auf Raffinesse legen. Zwei Kampfeinheiten würden das Haus angreifen, eine von vorn, die andere von hinten. Alle Polizisten waren mit Gasmasken ausgerüstet. Der Mexikaner hatte Schockgranaten einsetzen wollen, aber Morgan

wollte wegen der Bombe auf Nummer sicher gehen und hatte auf Tränengasgranaten bestanden. Drei Männer sollten das Garagentor bewachen, der Rest sollte durch die Haustür eindringen und dabei jeden erschießen, der Widerstand leistete. Sobald sie die Bombe gefunden hatten, würde die mexikanische Drogenfahndung ihnen Geleit bis zur Grenze geben, wo die Waffe an einem sicheren Ort verwahrt würde, bis die Air Force den Rücktransport nach Wright-Patterson organisiert hatte.

Grant quetschte sich in eine kugelsichere Weste und setzte einen Helm auf. Morgan machte sich ebenfalls fertig.

»Sie müssen nicht mitkommen«, sagte sie. Ihre Stimme klang dumpf hinter der Maske.

»Sie glauben doch nicht etwa, dass ich hier warte?«, protestierte Grant.

»Ich habe Sie mitgeschleppt. Es ist nicht Ihr Job.«

»Im Irak und in Afghanistan habe ich Dutzende solcher Überfälle mitgemacht. Es gibt nichts Besseres, um mein Adrenalin in Schwung zu

bringen.«

»Macht Ihnen so etwas Spaß?«

»Ihnen nicht?«

»Mir gibt Fliegen einen Kick.«

»Mir, solchen Gangstern das Handwerk zu legen.«

»Und warum sind Sie dann nicht mehr bei der Armee?«

»Weil ich es hasse, in Kasernen zu schlafen, und nie wieder in meinem Leben eine Einmannpackung essen will.«

Das war längst nicht alles, aber Grant hatte keine Lust, das Thema zu vertiefen.

Capitán Benitez meldete sich über Funk. »Wir sind bereit loszuschlagen.«

»Wir auch.«

»Verlassen Sie Ihren Wagen nicht, bevor meine Leute aufmarschiert sind.«

»Verstanden.«

Grant stellte sich an die Hintertür des Imbisswagens, sein M4-Sturmgewehr in der Hand. Morgar kontrollierte ihre Waffe ein zweites Mal. Sie atmete heftig, schließlich klang es so, als würde Darth Vader hyperventilieren.

»Haben Sie so etwas schon einmal mitgemacht?«, fragte Grant.

Sie zögerte einen Moment, schüttelte dann den Kopf. »Nur in Simulationen.«

Grant versetzte sich zurück in die Zeit, als er Rekruten, die gerade aus der Grundausbildung kamen, ins Gefecht führen musste.

»Achten Sie darauf, jedes Ziel vor dem Schuss optimal ins Visier zu nehmen. Die ganze Aktion wird wahrscheinlich nicht länger als dreißig Sekunden dauern. Aber wenn doch, wird es rasch

verwirrend. Bleiben Sie in meiner Nähe.«

Der Lastwagen der Spezialeinheit hielt gerade mit kreischenden Reifen vor dem rosa Haus. Männer in voller Kampfausrüstung sprangen heraus.

Mit den Worten »Jetzt sind wir dran« riss Grant die Hintertür auf. Er fegte um die Ecke und stoppte erst im Schutz des großen schwarzen Lastwagens der Drogenfahnder. Morgan blieb ihm auf den Fersen. Grant stand neben Capitán Benítez, der auf Spanisch einen Befehl gab. Ein Polizist stand am Granatwerfer.

Die Tränengasgranate flog über den Zaun und traf die Mitte eines Fensters.

Nun brach die Hölle los. Aus dem rosa Haus wallten Rauchschwaden, und aus den beiden Nachbarhäusern prasselte es Kugeln auf die Angreifer. Innerhalb der ersten Sekunden wurden gleich zwei Polizisten getötet. Wenig später war die Gegend zu einem Schlachtfeld geworden. Im Fenster zu seiner Linken sah Grant ein Gesicht auftauchen. Er legte an und schoss. Für einen Soldaten, der darin

ausgebildet war, sein Ziel aus zweihundert Metern ohne Sucher zu treffen, war der Schuss über die Straße praktisch ein Schuss aus allernächster Nähe. Der Kopf des Mannes verschwand in einem roten Nebel. Morgan feuerte ebenfalls, Grant nahm sich aber nicht die Zeit zu kontrollieren, ob sie traf.

Die Kugeln leistungsstarker Gewehre schlugen immer wieder in das gepanzerte Fahrzeug. Sie waren relativ gut geschützt, aber Grant wusste, dass einige Drogenkartelle auch schwere Waffen besaßen. Die

Situation würde schnell zu ihren Ungunsten umschlagen, wenn ihre Gegner eine Panzerfaust einsetzten. Weitere Schüsse waren hinter den drei Häusern zu hören. Capitán Benitez rief seinen Männern etwas auf Spanisch zu. Grant hoffte, dass er ihnen befahl, die anderen Häuser mit Gas zu beschießen, denn wenn sie nicht bald das rosa Haus stürmten, wären sie in absehbarer Zeit alle geschreddert. Er hatte mit hustenden, ins Freie flüchtenden Bandenmitgliedern gerechnet, wurde aber enttäuscht. Unwahrscheinlich,

dass sie alle Masken trugen, und ein Lappen vor dem Gesicht würde auf dem engen Raum eines Hauses nicht gegen das Gas helfen. Er fragte sich, was sie bloß machten. Ob sich alle in die Garage geflüchtet hatten? Als sein Blick auf Morgans Fernglas fiel, klopfte er ihr auf die Schulter und deutete darauf. Sie sah ihn mit wilden Augen an und nahm es ab. Er hängte es sich um den Hals und hielt es vor seine Gasmask.

Nirgendwo rote Linien. Er suchte das ganze Haus ab. Nichts. Dann senkte er den Blick. Unterhalb der

Straßenhöhe entdeckte er sie, aber die Spur riss ab, denn eine dicke Schicht Erde konnten die Signale nicht durchdringen. Grant ließ das Fernglas los.

»Wir müssen sofort in das Haus, sonst ist sie weg!«, rief er Morgan zu.

»Wieso denn das?«

»Capitán Benitez lag richtig. Es gibt einen Tunnel.«

47. KAPITEL

»Hat er dich gesehen?«, fragte

Tyler.

»Nein, aber sie kommen geradewegs hierher. In wenigen Minuten dürften sie die Öffnung entdecken.«

Sie würden die Pyramide nicht mehr verlassen können. Und unbewaffnet waren sie eine leichte Beute.

»Zumindest überraschen sie uns nicht. Das ist für uns von Vorteil.«

»Was sollen wir tun?«

»Ich muss die Kammer zum Einsturz bringen.«

»Das ist lebensgefährlich.«

»Hier wird nicht diskutiert.«

Er nahm ihr das Bleipaket ab und schob es in seinen Rucksack, dann reichte er ihr die Brechstange.

»Komm, los.«

Sie rannten zurück. Doch er hielt nicht an der Säule inne, wie sie erwartet hatte, sondern durchquerte den Raum und betrat den breiten Haupteingang auf der gegenüberliegenden Seite. Nach zehn Schritten und einer Rechtsbiegung versperrte ihnen eine Ziegelwand den Weg. Tyler musterte sie mit höchster

Konzentration, dann drehte er sich einmal um die eigene Achse.

»Was hast du vor?«, fragte Jess.

Er legte die Hand auf die Mauer.

»Sie ist nach Süden ausgerichtet, wo der Haupteingang liegt. Ich wette, die Wand wurde von den Priestern errichtet, bevor sie die Anlage im Schlamm vergraben haben.«

»Worauf willst du hinaus?«

Er ließ das Brecheisen vor der Wand fallen.

»Mit diesem Ding bahnst du dir einen Weg durch die Wand. Nimm

einen Ziegel und haue darauf, dann löst sich der Mörtel leichter.«

»Meinst du das ernst?«

»Wir haben keine andere Wahl.«

»Aber es kann Stunden dauern. Und sie können jeden Moment hier sein.«

»Deshalb müssen sie sich einbilden, dass du tot bist.«

»Was meinst du mit ›tot‹?«

»Vertrau mir.«

Sie wollte protestieren, aber er schob ihr den Rucksack zu.

»Komm.«

»Aber Nana ...«

»Es wird euch nichts passieren.«

»Und was ist mit dir?«

»Das ist jetzt Nebensache.«

Er rannte zurück zur Hauptkammer. Lichter spiegelten sich bereits an den Wänden des Geheimgangs, es blieben ihnen nur noch Sekunden, bis die Russen auftauchten. Als Jess die Kammer betreten wollte, hielt Tyler sie mit den Worten zurück: »Bleib, wo du bist, mit den Rücken gegen die Wand. Mach dich nicht zur Zielscheibe.«

Sie löschte ihre Lampe und stellte sich so, dass die Säule zwischen ihr

und dem Geheimgang stand.

Tyler, der inzwischen auf die Plattform gestiegen war, stellte seine Lampe ab und zog an der obersten Scheibe. Es regnete Ziegel. Noch ein weiterer Zug, dachte er, und die ganze Decke bricht herunter. Er wartete, den Griff fest in der Hand.

Kurz vor der großen Hauptkammer standen die Lichter still.

»Hereinspaziert!«, rief Tyler.
»Aber nicht schießen, wir sind unbewaffnet.«

Die Lampen erloschen. Wenig später kroch ein Mann aus dem

Gang, warf einen Blick in die Kammer und zog sich schnell wieder zurück.

»Wir wollen Ihre Hände sehen!«, verlangte eine hallende Bassstimme.

»Geht nicht«, erwiderte Tyler, der ebenfalls auf der dem Geheimgang abgewandten Seite der Säule stand.

»Haben Sie eben den Ziegelhaufen in der Kammer links gesehen?«

Nach einer Pause kam die Antwort:
»Ja.«

»Dasselbe passiert hier, wenn Sie auf uns schießen.«

Das Licht ging wieder an. Ein

junger Mann in Jeans und Denimjacke betrat die Kammer, ein Maschinengewehr im Anschlag. Er begutachtete den Raum, dann nickte er.

Fay, von Wladimir und seinem bärtigen Gefährten geschoben, erschien. Die Männer waren bewaffnet. Wladimir stellte den Metallkoffer ab, den er Tyler auf der Osterinsel abgejagt hatte.

»Nana!«, rief Jess. »Wie geht es dir?«

»Bestens. Rückt nur ja nichts heraus!«

Sie klang so beherzt wie immer.
Jess seufzte vor Erleichterung.

»Das nimmt kein gutes Ende für Sie, Dr. Locke«, rief Wladimir.

»Vielleicht nicht. Aber dann können Sie sich das Xenobium abschminken.«

»Sie haben es?«

Tyler nickte und deutete auf Jess.
»Sie hat es.«

»Wie soll ich das überprüfen?«

»Sie haben doch sicherlich einen Geigerzähler.«

»Dimitri«, sagte Wladimir. Der Mann neben ihm zückte seinen

Geigerzähler und schwenkte ihn.

»Es gibt eine starke Strahlungsquelle in diesem Raum, aber von hier kann ich nicht feststellen, wo sie ist. Vielleicht hat sie es tatsächlich«, sagte er.

»Und was machen wir jetzt?«, fragte der Russe.

Jess hielt den Atem an. Sie wusste nicht, was Tyler vorhatte.

»Wir tauschen. Mrs Turia gegen das Xenobium. Dann können Sie Ihrer Wege gehen.«

»Wirklich?«

»So einfach ist das.«

»Ich nehme an. Das Mädchen soll das Xenobium bringen, dann lassen wir die Großmutter frei.«

»Nein. Ihr Mann geht mit Mrs Turia und dem Geigerzähler zu Ms McBride. Er kontrolliert den Rucksack. Wenn er sich überzeugt hat, dass alles stimmt, bleibt Mrs Turia bei ihrer Enkelin, und er geht zurück. Dann verlassen Sie die Pyramide einer nach dem anderen mit leuchtenden Taschenlampen, damit wir sehen können, dass Sie weg sind. Sie können Ihre Waffen mitnehmen, lassen aber die Munition

auf dem Boden liegen, damit Sie uns nicht überraschen, wenn wir herauskommen.«

Nach einer Weile des Nachdenkens nickte Wladimir. »Einverstanden. Dimitri, gib ihm den Geigerzähler.«

Bevor sich der Mann in Bewegung setzte, fügte Tyler hinzu: »Noch etwas. Er soll sein Gewehr fallen lassen. Ich möchte, dass er unbewaffnet ist. Drehen Sie die Taschen nach außen, und zeigen Sie mir Hosenbund und Knöchel.«

Der Russe blickte zu Wladimir, der noch einmal nickte. Er gab Dimitri

sein Maschinengewehr und die Pistole aus seinem Gürtelhalfter. Dann zeigte er Tyler, dass er unbewaffnet war.

»Okay. Gehen Sie weiter. Langsam.« Tyler behielt Wladimir und Dimitri im Auge, die ihre Waffen auf Fay gerichtet hatten.

»Wenn Sie schießen oder Ihr Mann einen Schritt nach vorn macht, werden Sie von der Decke erschlagen.«

»Ich will nur, was mir gehört«, sagte Wladimir.

»Ihnen gehört es auf keinen Fall!«,

empörte sich Fay.

»Es gehört mir in einer Minute, es sei denn, Sie wollen alle sterben.«

»Ich sterbe sowieso.«

»Aber nicht Dr. Locke und Ihre Enkelin auch nicht.«

»Es ist okay, Fay. Bitte«, versuchte Tyler, sie zu beruhigen.

Fay schnaubte, setzte sich aber in Bewegung. Der Mann schob sie vor sich her. Seine Augen wanderten von Tyler zur Decke und wieder zurück zu Fay. Als sie die andere Seite erreicht hatten, rannte Jess zu ihrer Großmutter und umarmte sie

fest. Dann sah sie ihr in die Augen. Angst hatte Fay nicht, sie war wütend.

»Das solltet ihr nicht für mich tun«, schimpfte sie.

»Wir können doch nicht zulassen, dass diese Ärsche dich umbringen«, widersprach Jess.

»Den Rucksack!«, befahl Wladimir.

Jess setzte ihn ab und reichte ihn dem Russen, der den Reißverschluss öffnete und den Geigerzähler über die Öffnung hielt.

»Es ist drin!«, rief er

triumphierend.

»Herbringen.«

Er schloss den Reißverschluss. Jess warf Tyler einen kurzen Blick zu. Er nickte leicht. Das also war es, was Tyler im Schilde führte. *Wir können nicht zulassen, dass das Xenobium in seine Hände fällt.* Sie schüttelte den Kopf, sah ihn flehend an, aber als sie sein schiefes Lächeln sah, wusste sie, sie konnte ihn nicht von seinem Entschluss abbringen. Er würde die Russen stoppen, selbst wenn es ihn das Leben kostete.

Kaum war Wladimirs Mann neber

der Säule angekommen, riss Tyler am Griff der Scheibe. Drei Holzbalken fielen polternd in die Säule, und erste Ziegel stürzten von der Decke. Der Russe erstarrte gerade lange genug, um Tyler Zeit zu geben, mit erhobener Faust von der Plattform zu springen. Sein Gegner wich dem brutalen Schlag aus, konnte aber nicht verhindern, dass Tyler ihn mit aller Wucht rammte. Im Ziegelregen kämpften sie um den Rucksack. Eine Salve aus einem Maschinengewehr schlug in die Wand neben Jess und Fay ein.

Dimitri hatte geschossen, aber Wladimir hatte den Lauf gegen die Decke gestoßen, so dass die Kugeln von den Wänden abprallten.

»Nicht schießen, du Idiot!«, fauchte er Dimitri an. Er wandte sich wieder dem Handgemenge zu. »Wirf den Rucksack zu mir!«

Kiselow holte Schwung, aber Tyler hielt den Rucksack fest, der Reißverschluss öffnete sich, das Xenobium kullerte aus der Bleiumhüllung und lag, im Schein der Lampen schimmernd, auf dem Boden. Die Deckenziegel prasselten

nun so dicht nach unten, dass an seine Bergung nicht zu denken war. Tyler wollte es wegstossen, aber sein Gegner packte ihn am Fuß. In diesem Augenblick traf ein Ziegel Tyler am Kopf. Er schwankte. Der Russe nutzte seine Chance und trat gegen seine Brust. Tyler rutschte aus und fiel nur wenige Schritte von Jess entfernt auf den Rücken. Wenn er dort liegen bliebe, hätten ihn die Steine in wenigen Sekunden erschlagen.

»Steh auf!«, schrie Jess, aber er rührte sich nicht. Sie musste ihm

helfen. Sie befreite sich aus Fays Griff und rannte in den Ziegelregen. Der Russe griff nach dem Metall und schleuderte es beiseite, bevor es unter den Steinen verschwunden war. Jess erreichte Tyler und riss ihn auf die Füße. Fallende Ziegel verfehlten sie um Haaresbreite, als sie gemeinsam zurück zu Fay taumelten, die ihre Lampe angemacht hatte, um ihnen die Richtung zu zeigen. Jess schob Tyler in den Gang und hatte ihn gerade selbst erreicht, als die Decke mit dumpfem Dröhnen endgültig

herunterbrach, den Haupteingang abriegelte und sie in dem Tunnel einschloss. Sie fielen zu Boden. Tyler stöhnte, seine Augenlider flatterten.

»Bleib ruhig liegen.«

Jess streichelte über sein Haar. Am Hinterkopf fühlte sie eine gewaltige Beule.

»Ist alles in Ordnung?«, fragte Fay.

»Mir geht es gut, aber ich glaube, Tyler hat eine Gehirnerschütterung. Hast du sehen können, was mit dem Xenobium geschehen ist?«

Fay nickte grimmig.

»Es ist in den Geheimgang gerollt und ist in der Hand der Russen.«

48. KAPITEL

Kaum hatten die Tränengasgranaten die Fenster der beiden Nachbarhäuser getroffen, rannten Grant und Morgan im Schutz des polizeilichen Trommelfeuers los. Es war nicht die allerbeste Taktik, sich Hals über Kopf auf das rosa Haus zu stürzen, aber sie durften nicht länger warten. Morgan hatte das Team des Office of Special

Investigation informiert, dass es tatsächlich irgendwo auf der amerikanischen Seite einen Tunnelausgang gab, aber da sie nicht wusste, wie weit der unterirdische Gang reichte und die Richtung nicht abzuschätzen war, hatte sie den Ort nur ungefähr eingrenzen können.

Grant sprang über den Zaun, landete in dem kleinen Vorhof und setzte seinen Weg zur Haustür fort. Unter dem Gewicht seiner zweihundertfünfzig Pfund gab sie widerstandslos nach und schlug den Schützen, der dahinterstand, zu

Boden. Grant fiel auf der Tür ins Haus und gab dem Mann darunter den Rest.

Als Grant zur Seite rollte, sah er einen mit einem Tuch maskierten Drogenschmuggler von hinten. Der Mann drehte sich um und hob sein Gewehr just in dem Augenblick, als Morgan durch die offene Tür ins Haus preschte. Sie schoss, er war sofort tot. Ohne sich bei Grant aufzuhalten, rannte sie weiter in die Küche und rief wenige Sekunden später: »Hierher!«

Sie wies auf eine Öffnung im

Boden, aus der eine Leiter ragte. Beide näherten sich lautlos und kauerten sich hin. Grant zählte wortlos mit den Fingern. Auf drei sprangen sie auf und schossen in das Loch. Zwei Schreie ertönten, gefolgt vom Aufschlag stürzender Körper und dem Klirren von Patronenhülsen auf den Metallstufen der Leiter. Das Tränengas hatte sich inzwischen verzogen, sie konnten ihre Masken absetzen. Sie luden ihre Waffen. Ein Blick nach unten zeigte ihnen zwei Tote, von den Russen war niemand dabei.

In dem Loch hatten sechs Männer bequem Platz. Nach Norden war eine Tunnelöffnung erkennbar. Grant stieg die Leiter hinunter, während Morgan ihm Deckung gab. Das Gewehr auf den Tunnel gerichtet sprang Grant von der Leiter neben die Öffnung, für den Fall, dass jemand darin lauerte. Er schoss hinein, die Kugeln prallten von den Wänden ab, aber niemand erwiderte das Feuer.

Der Geheimgang war keineswegs ein minimal ausgestatteter Fluchttunnel, sondern mit einem

Gleis und einer Deckenbeleuchtung versehen, die ihren Strom aus der Küche erhielt. In ein paar hundert Metern Entfernung machte er eine Biegung, das andere Ende war nicht einsehbar. Die ganze Strecke geduckt hindurchzulaufen würde viel zu lange dauern. Deshalb freute sich Grant über einen kleinen Flachbettwagen, der auf dem Gleis stand. Einer der Toten war dagegeengefallen, Grant schubste ihn mit dem Stiefel zur Seite. Morgar sprang von der Leiter und sah jetzt ebenfalls den Gleiswagen.

»Die wissen, dass Zeit Geld ist.«

»Beste Qualität«, bestätigte Grant.

»Elektrischer Antrieb, kann vom Wagen aus oder mit diesem Hebel an der Wand gesteuert werden. So schaffen sie in Windeseile eine Menge Drogen aus dem Land.«

»Sieht danach aus, als wären unsere beiden Toten die nächsten Fahrgäste gewesen.«

»Es gibt nur den einen Wagen. Zu Fuß und halb gebückt ist es zu weit.«

Morgan schien nachzudenken.

»Nicht viel Platz für uns beide.«

Sie hatte recht. Sie würden sich eng aneinanderschmiegen müssen.

»Sie bleiben hinter mir und halten Ihr Gewehr nach vorn, während ich fahre«, schlug Grant vor.

»In Ordnung. Aufsteigen.«

Grant kniete sich hin und hängte sich sein Gewehr über die Schulter. Morgan drückte sich an seinen Rücken. Er spürte ihren heißen Atem in seinem Nacken.

»Fertig?«

»Los.«

Er legte den Gang ein, und der kleine Elektromotor begann zu

summen. Sie kamen mit einem guten Tempo voran. Hätten sie nicht in Todesgefahr geschwebt, hätte ihnen die Fahrt regelrecht Spaß gemacht.

»Vince erfährt davon nichts«, sagte Morgan plötzlich.

»Soll das etwa heißen, dass Sie einen unvollständigen Bericht abliefern wollen?«

Eine Sekunde Schweigen. »Mist.«

»Ich hoffe, Sie erwähnen, dass ich der perfekte Gentleman war.«

»Sie haben Ihren Spaß.«

»Warum auch nicht? Ich ziehe in die Schlacht, eine schöne Frau und

ein Gewehr an meiner Seite. Wenn ich kein toller Hengst bin!«

Grant war sich nicht sicher, aber er meinte, ein leises Glucksen zu hören. Sie fuhren um die Kurve, und in hundert Metern Entfernung sah er eine Bewegung.

»Vielleicht kommen wir doch noch nicht zu spät«, flüsterte er.

»Etwas näher, dann kann ich schießen. Ich sehe nur Beine.«

»Sie erwarten einen der ihren. Warten Sie, so lange Sie können, vielleicht gelingt uns ein Überraschungsangriff.« Als sie

näher kamen, hörten sie zwei Männer, die sich auf Spanisch unterhielten. Die Plattform, auf der sie standen, entsprach der unter dem rosa Haus. Nur ihre Beine waren bis zum Knie zu sehen. Auf den Tunnel achtete keiner. Erst als sich der Wagen auf zehn Meter genähert hatte, duckte sich einer der Männer, um zu sehen, wer kam.

»Vamos, Carlos«, sagte er, verärgert, dass sein Kumpel sich verspätet hatte.

Morgan antwortete mit ihrer M4. Der erste Mann war gleich tot, den

anderen hatte sie in die Beine getroffen. Er brach zusammen, zog aber noch geistesgegenwärtig seine Pistole. Morgan tötete auch ihn.

Von oben erschallten Rufe. Morgan kletterte aus dem Tunnel auf die Plattform, Grant kroch hinter ihr her. Sie standen mit dem Rücken zur Wand.

Jetzt würde es schwierig werden. Ihre Gegner waren über ihnen.

»Waren Sie jemals bei den Cheerleadern?«, fragte Grant.

Morgan sah ihn an, als hätte er den Verstand verloren. »Was?«

»Es wäre keine gute Idee, die Leiter Stufe um Stufe hinaufzusteigen. Die Männer haben Sie im Visier, und sobald sie Ihren Kopf sehen, drücken sie ab. Um sie zu überraschen, muss ich nachhelfen.«

Morgan runzelte die Stirn und nickte zögernd. Während sie ihr Gewehr schussbereit hielt, packte Grant sie um die Hüften und wuchtete sie hoch. Selbst in ihrer Kampfausrüstung war sie ein Fliegengewicht. Wer hat da gesagt, dass die ganzen Stunden des

Gewichtsthemmens reine
Verschwendung wären?, dachte er.
Er hob sie, bis sie etwas sah und
feuern konnte.

»Einer weniger!«, rief sie. »Sie sind
im Nebenzimmer. Los!«

Er setzte sie ab und stieg zwei
Sprossen auf einmal nehmend die
Leiter hinauf. Oben kniete er sich
daneben und hielt seine Waffe auf
die Tür gerichtet, während Morgan
heraufgeklettert kam. Um sie herum
sah es aus wie im Lager eines
Bürogebäudes. Sie hatte eben das
Ende der Leiter erreicht, als

überraschend ein Mann in der Tür auftauchte. Es blieb Grant keine Zeit, seine Waffe auf ihn zu richten, also warf er sich vor Morgan. Zwei Kugeln trafen ihn in die Brust. Die Weste verhütete das Schlimmste, aber es tat dennoch höllisch weh, als hätte ihn jemand mit einem Vorschlaghammer traktiert. Ihm blieb die Luft weg, er stürzte sich trotzdem auf den Mann, packte seinen Arm, schleuderte ihn durch die Luft und warf ihn an Morgan vorbei nach unten auf die Plattform. Er landete mit einem scheußlichen

Krachen auf seinem Nacken.

Morgan sprang von der Leiter.

»Danke.«

»De nada.«

Er atmete stoßweise, eine Hand auf der misshandelten Brust.

»Wo ist die Bombe?«

Als wollten sie ihm antworten, kreischten draußen Reifen.

Zwei Männer im Nebenzimmer schrien dem davonjagenden Fahrzeug hinterher.

»Salen!«

»Esos pendejos rusos!«

Grant fegte durch den Flur,

während sie abgelenkt waren, und legte sie beide mit einem Schuss um.

Morgan rannte zur Haustür, und Grant folgte ihr. In der grellen Sonne raste ein weißer Lieferwagen um die Ecke. Zum Schießen war es zu spät.

»Haben Sie die Nummer gesehen?«

Morgan schüttelte den Kopf.

»Zu weit weg. Verdammter Mist!«

Sie nahm ihr Handy, um zu melden, wo sie waren, aber die Straßensperren würden noch nicht aufgestellt sein. Weiße Lieferwagen gab es wie Sand am Meer. Es wäre

unmöglich, diesen zu finden. Sie hatten ihre beste Chance vertan. Nun war die Bombe irgendwo in den Vereinigten Staaten. Hoffentlich hatte Tyler mehr Glück gehabt.

49. KAPITEL

Noch groggy von dem Ziegel, der ihn am Kopf getroffen hatte, wechselte sich Tyler mit Jess ab. Seit zwei Stunden versuchten sie, ein Loch in die Mauer zu schlagen. Er hatte Kopfweg, hauptsächlich wegen seiner Verletzung, aber auch

weil er wütend auf sich selbst war. Er war davon ausgegangen zu sterben, wenn die Ziegel ihn unter sich begruben, aber er hatte fest damit gerechnet, dass das Xenobium mit ihm begraben werden würde. Hatte er einen Fehler gemacht, oder hatte der Russe einfach Glück gehabt? Er kam zu keinem Schluss, sein Kopf war zu benommen. Sein einziger Trost war, dass sich Grant und Morgan wahrscheinlich geschickter angestellt hatten. Trotzdem, er musste aus dieser

Pyramide herauskommen, um sie zu warnen.

Bisher hatten sie zwanzig Lehmziegel gelöst. Da sie nicht wussten, wie dick die Mauer war, arbeiteten sie so schnell sie konnten. Sie wollten nicht riskieren, dass die Batterie ihrer einzigen Lampe leer würde und sie im Dunkeln weitermachen mussten.

Fay saß gegen die Mauer gelehnt. Immer wenn Tyler an der Reihe war, die Ziegel zu lösen, setzte sich Jess zu ihr und legte ihren Arm um sie. Ein Tag ohne Insulin hatte sie

geschwächt, aber noch schwebte sie nicht in Lebensgefahr. Während Tyler den Mörtel weghackte, erzählte Fay ihnen alles, was Wladimir gesagt hatte.

»Weißt du, was er vorhat?«

»Er erwähnte Washington, D.C., und dass Amerika am Ende wäre. Der Angriff würde auch China mit in die Tiefe reißen.«

»Nadja Bedowa, seine frühere Kollegin, fragte mich nach der Wisconsin Ave. Eine Straße dieses Namens gibt es im Innenstadtbereich von Washington. Die Hauptstadt ist

ein verlockendes Ziel.«

Tyler sah sie stirnrunzelnd an.

»Was ist los?«, fragte Jess.

»Etwas leuchtet mir nicht ein.«

»Was?«

»Laut Fay haben sie gesagt, sie hätten nur noch einen Tag Zeit. Es geht also um den 25. Juli. Das hat auch schon die russische Agentin gesagt. Wenn er Washington und Umgebung auslöschen will, warum muss es unbedingt morgen sein?«

»Ist am 25. etwas Besonderes in Washington los?«

»Kann natürlich sein. Aber das

Flugzeug des Präsidenten ist bestens gegen EMP geschützt. Das weiß Koltschew.«

»Die Gammastrahlung. Er will ihr vielleicht töten.«

»Aber warum ausgerechnet morgen? Die russische Agentin hat auch das Baja-Drogenkartell erwähnt und von ›Ikarus‹ gesprochen. Hat er davon etwas gesagt?«

Fay schüttelte den Kopf.

»Bedaure.«

»Es braucht dir nicht leidzutun. Ich war schließlich derjenige, der ...«

Tyler verstummte. Es brachte nichts, wenn er auf seinen Fehlern herumritt.

»Du hast getan, was du konntest«, widersprach Jess. »Du hast mich und Fay gerettet.«

Tyler schwieg. Er kam nicht leicht darüber hinweg, wenn er versagte.

Wieder stieß er die Brechstange in eine Fuge. Der Ziegel bewegte sich, gab nach. Er schlug noch einmal dagegen, der Stein fiel polternd nach draußen, und ein Streifen gedämpftes Licht war plötzlich im Gang zu sehen. Tyler konnte eine

bei den Ausgrabungen freigelegte Kammer ausmachen.

»Wir sind durch!«

Jess und Fay sprangen auf und jubelten. Nun ging die Arbeit sehr viel schneller voran, und bald war das Loch in der Mauer groß genug. Jess stieg zuerst hindurch, dann half sie Fay. Tyler, der die Nachhut bildete, sah sich einer vierköpfigen Familie gegenüber, die gerade die Kammer betrat und das staubbedeckte Trio sprachlos angaffte. Der Vater, in einem Hemd der Pittsburgh Steelers, fand als

Erster die Sprache wieder.

»Was geht hier vor?«, wollte er wissen.

Tyler reagierte zunächst nicht, sondern schob Fay und Jess zum Eingang. Erst als er an dem erstaunten Touristen vorbeikam, sagte er, indem er ihm die Brechstange hinhielt: »Sie glauben nicht, wie lange wir da drin waren.«

Nach einer kurzen Tankpause in Lima flog Wladimirs Privatjet in Richtung Nordamerika. Das Xenobium lag sicher in Tylers altem

Bleikoffer. Die Bombe hätten die Sprengstoffspürhunde mit Sicherheit nicht durchgelassen, aber er war zuversichtlich, eine kleine Menge des Metalls durch den Zoll zu bringen. Er rief seine Leute an, denn wenn alles nach Plan gelaufen war, musste die Bombe schon in den USA sein.

»Wo seid ihr?«, fragte er.

»Auf dem Weg nach Phoenix. Unsere Chartermaschine startet, sobald wir dort sind.«

»Und das Paket?«

»In Sicherheit. An der Grenze gab

es Probleme. Der Schwarze und eine Frau wollten es uns abnehmen, aber wir konnten rechtzeitig flüchten. Unsere Freunde werden allerdings nicht glücklich sein, dass die Behörden nun über ihren Tunnel Bescheid wissen.«

»Das interessiert mich nicht. Wie sieht es mit morgen aus? Läuft alles wie geplant?«

»Ja. Laut den jüngsten Meldungen läuft alles nach Plan.«

»Gut. Wir treffen uns wie verabredet in Shelby. Halt ein Flugzeug bereit.«

»Verstanden.«

»Ich muss zugeben, Waldimir«, sagte Dimitri strahlend, »nach den vielen unerwarteten Hindernissen, die wir überwinden mussten, habe ich nicht mehr geglaubt, dass wir die Sache durchziehen.«

Wladimir schlug ihm auf den Rücken und lachte.

»Man darf nie den Glauben verlieren. Ich stelle heute Abend den Wodka kalt, denn morgen stoßen wir auf den Untergang Amerikas und die Weltherrschaft Russlands an.«

Während die Bundespolizeien beider Seiten die mexikanischen Drogenhäuser und das unauffällige Büro auf der amerikanischen Seite durchkämmten, beantworteten Grant und Morgan Fragen des FBI. Getrennt. Grant hatte genügend Nachbesprechungen erlebt, um zu wissen, dass die Zeichen auf Sturm standen. Er war lange vor Morgan fertig, deshalb versuchte er noch einmal von der Lobby der Behörde in San Diego aus Tyler anzurufen. Keine Antwort, aber er hatte eine Voicemail.

»Grant, hier spricht Tyler. Wir haben das Zeug gefunden, aber der Russe ist damit entkommen. Es ist in etwa so groß wie ein Tennisball. Er könnte damit einen ganzen Bundesstaat von der Landkarte löschen, wenn er es in die Bombe einbaut. Ich habe eine Beule am Kopf, Jess und Fay geht es gut. Lauf Fay hat er etwas von Washington gesagt, aber ich halte die Stadt nicht für sein Ziel. Ich sage dir warum, wenn wir um elf Uhr auf dem Flughafen von Los Angeles ankommen. Morgan soll auf einen

Privatjet aus Südamerika achten. Anders schafft er es mit dem radioaktiven Element nicht durch den Zoll. Was immer er vorhat, es soll morgen stattfinden. Wir müssen uns beeilen. Hoffentlich hattet ihr mehr Glück.«

Ende der Botschaft.

Grant stellte das Telefon ab. Großartig, dachte er. Die Neuigkeiten werden immer besser.

In diesem Augenblick riss Morgan die Tür auf und marschierte an ihm vorbei durch die Lobby. Er hatte sie eingeholt, als sie sich gerade hinter

das Steuer des Dienstwagens setzte. Sie öffnete das Beifahrerfenster.

»Kommst du?«

Grant stutzte kaum merklich. Sie hatte ihn geduzt. Dann stieg er ein, und sie fuhr los in Richtung Highway.

Nach einer Minute des Schweigens, als er ihre getrübe Stimmung bemerkte, fragte er: »Ist es so schlimm?«

»Weil die Bombe jetzt in den USA ist und eine Bedrohung für die nationale Sicherheit darstellt, übernimmt das FBI den Fall. Ich bin

suspendiert, solange untersucht wird, was in den letzten vier Tagen passiert ist und inwieweit ich dafür die Verantwortung trage.«

»Das ist doch verrückt! Warum denn das?«

»Na ja.« Sie hielt eine Faust hoch und ließ jeweils einen Finger hochschnellen, während sie aufzählte: »Ich habe nicht verhindert, dass die Bombe gestohlen wurde, dass das australische Xenobium zerstört wurde, dass unsere Verdächtigen in Sydney getötet wurden, bevor ich sie befragen

konnte, dass die Waffe zurück in die USA geschmuggelt wurde und ... ach ja, dass die Air Force ein zweihundert Millionen teures Transportflugzeug samt Besatzung verloren hat, das sie auf meinen Rat hin zur Osterinsel geschickt hat.«

Grant verzog das Gesicht. »Wenn man es so formuliert, klingt es nicht gut. Was jetzt?«

»Gar nichts. Sie haben mir meinen Ausweis weggenommen, und eine Waffe habe ich auch nicht mehr. Morgen früh soll ich nach Andrews zurückfliegen.«

»Tyler hat sich gemeldet. Koltschew hat das Xenobium. Tyler meint, dass er morgen zuschlägt.«

»Ich weiß. Er hat unser Büro angerufen und mir dieselbe Nachricht hinterlassen.«

»Was hat das FBI vor?«

»Dort beurteilt man die Lage anders als Tyler. Der Präsident wird außerhalb Washingtons in Sicherheit gebracht, die Wisconsin Ave gesperrt, und die Gebäude werden Stück für Stück durchsucht.«

»Koltschew ist viel zu clever. Er wird sich einfach einen anderen Ort

aussuchen.«

»Das FBI denkt, so ist es am besten«, sagte Morgan angeekelt. Sie nahm die Ausfahrt Mission Hill. Grant kannte sich nicht aus in San Diego und ging davon aus, dass sie zum Flughafen fuhr.

»Du gibst doch nicht etwa auf?«

»Was soll ich denn sonst tun?«

»In acht Stunden kommt Tyler in Los Angeles an. Ich würde sagen, wir treffen uns mit ihm und tauschen Informationen aus. Vielleicht fällt uns etwas auf oder ein.«

»In Ordnung, aber erst muss ich

uschen und mich umziehen.«

»Ich auch. Motel?«

Sie hielt vor einem netten Einfamilienhaus.

»Hier wohnen meine Eltern. Sie sind bei der Arbeit.«

Grant benutzte das Gästebad, Morgan das Badezimmer ihrer Eltern. Als er fertig war, fühlte er sich wie neugeboren. Nachdem er sich abgetrocknet hatte, wickelte er sich in das Handtuch und wollte den Korridor hinunter zum Gästezimmer gehen, in dessen Tür Morgan stand. Sie war im Bademantel. Ihre Hau

glänzte, und ihr feuchtes Haar fiel mit verlockendem Schwung bis auf ihre Schultern.

»Hallo«, sagte sie.

»Hallo«, antwortete Grant, nicht sicher, ob er die Zeichen nicht vielleicht doch falsch deutete. Aber er war verdammt interessiert daran, wohin das Abenteuer ihn führen würde. Sein Adrenalin stieg höher als bei sämtlichen Explosionen und Schusswechseln der vergangenen Tage.

Sekundenlang musterten sie sich. Er hatte das deutliche Gefühl,

beäugt zu werden. Nicht, dass es ihm etwas ausmachte. Ohne ein Wort zu verlieren, ging er zu ihr. Ein paar Zentimeter vor ihr blieb er stehen. Er spürte ihren Atem auf seiner Brust. Es war ihm egal, wenn er danebenlag. Er nahm sie in die Arme und küsste sie. Sie erwiderte seinen Kuss so nachdrücklich, dass sie ihn dabei rückwärts ins Gästezimmer schob. Er hatte richtig gelegen.

50. KAPITEL

Nach dem neunstündigen Flug von Lima nach Los Angeles waren Tyler, Jess und Fay erschöpft, aber froh, dass es ihnen gelungen war, Peru zu verlassen, bevor die Behörden entdeckt hatten, welchen Schaden sie ihrem berühmten Baudenkmal zugefügt hatten. Tyler hatte sich den Kopf darüber zerbrochen, was Koltschew im Schilde führen mochte, auch wenn er zwischendurch immer wieder eingenickt war. Fay ging es besser, weil sie wieder ihr Insulin hatte, aber die vergangenen

Tage hatten sie strapaziert, und Jess beschloss, in Los Angeles gleich ein Hotelzimmer zu nehmen. Nach ihrer Landung schickte Tyler eine SMS an Grant und schlug den Flughafen als Treffpunkt vor. Der Pendelbus brachte sie zum Foyer des Hotels. Grant und Morgan erwarteten sie schon. Tyler klopfte seinem Freund auf die Schulter.

»Na, wie geht's?«

»Uns geht es gut. Das heißt ... Morgan hatte einen schweren Tag. Ich versuche, sie aufzuheitern.«

Tyler hob eine Augenbraue. Grant

wusste genau, was die unausgesprochene Frage bedeutete, und grinste ihn breit an.

»Wir brauchen einen Ort, an dem wir uns in Ruhe unterhalten können«, sagte Morgan.

»Ich habe eine Suite gebucht. Das Wohnzimmer dürfte groß genug für uns alle sein«, antwortete Jess.

Nach einer Weile saßen sie um den Couchtisch, selbst Fay war bei ihnen, obwohl Jess sie gebeten hatte, sich hinzulegen. Eine Stunde lang tauschten sie ihre Erlebnisse in Sydney, auf Rapa Nui, in Peru und

Tijuana aus. Die Mannschaft ihres Gegners war zwar kräftig geschrumpft, aber unter dem Strich hatte er sie jedes Mal geschlagen, und sie waren noch immer weit davon entfernt, ihn unschädlich zu machen. Frustriert strich sich Tyler durchs Haar.

»Könnte es ihm um Geld gehen?«

»Grundsätzlich ist alles möglich«, erwiderte Morgan. »Falls er spekuliert, könnte er davon profitieren, wenn ein Angriff die Kurse fallen lässt.«

»Zugegeben, möglich wäre es, aber

was soll dann ›Wisconsin Ave‹?«, warf Grant ein.

»Überhaupt, ich finde, es ist ein merkwürdiger Ort für einen Angriff«, nahm Morgan seine Frage auf. »Ich habe die Satelliten- und die Straßenkarten gründlich studiert. Weit und breit gibt es nichts, was irgendwie mit der Regierung zu tun hat.«

»Darauf kommt es nicht an. Er verfügt über eine Riesenmenge Xenobium. Die Strahlen vernichten meilenweit alles Leben, und der EMP setzt jeden Computer bis nach

Baltimore außer Gefecht, egal auf welcher Straße die Detonation stattfindet.«

»Ich habe den Eindruck, wir übersehen etwas Entscheidendes. So ähnlich wie bei dem Satz des Außerirdischen, den ich nicht als russisch erkannt habe«, erklärte Fay. »Wenn es denn ein Außerirdischer war.«

Tyler schmunzelte. Sie räumte zum ersten Mal ein, dass sie vielleicht doch keine Begegnung mit einem Besucher aus dem Weltall gehabt haben könnte.

»Ich glaube, Fay hat recht«, sagte er. »Nadja Bedowa hat mich in der Lagerhalle in Alice Springs zum Beispiel gefragt, ob in Neuseeland irgendwann das Wort ›Ikarus‹ gefallen sei.«

Jetzt meldete sich Morgan zu Wort. »Vielleicht kann ich dazu etwas sagen. Ich konnte nicht früher damit herausrücken, weil es der Geheimhaltung unterlag. Tut mir leid, aber ich war gesetzlich gebunden.«

»Und jetzt?«, fragte Grant.

Sie verzog den Mund. »Ich habe ir

den Augen meiner Behörde so viel in den Sand gesetzt, dass es darauf nicht mehr ankommen dürfte. ›Ikarus‹ ist der russische Codename für einen Fallschirm.«

Jess sah sie zweifelnd an. »Sozusagen ein geheimer Fallschirm?«

»Er wurde für ihr militärisches Raumfahrtprogramm entwickelt, und sie können damit aus einem suborbitalen Raumschiff, das heißt aus einer Höhe von bis zu hundertdreißig Kilometern, zurück auf die Erde springen.«

»Du machst wohl Witze. Ich bin ein ziemlicher Draufgänger, aber selbst in meinen Ohren klingt das ein bisschen weit hergeholt.«

»Vielleicht ja nicht«, widersprach Tyler. »Es gab bei uns einmal ein Programm, es dürfte in den späten Fünfzigern gewesen sein, das ›Excelsior‹ hieß. Man stellte damals Überlegungen darüber an, was mit den Piloten geschehen würde, die in den Höhen aussteigen mussten, in denen die U-2 flog. Die Lösung war ein Mehrfach-Fallschirmsystem, mit dem das tödliche Trudeln verhindert

werden sollte. »Ikarus« könnte sehr wohl eine russische Variante derselben Sache sein.«

»Woher weißt du davon?«

»Mein Vater war bei der Air Force. Er kennt den Mann, der den Fallschirm getestet hat. Joseph Kittinger hieß er, wahrscheinlich hat niemand jemals so viel Mut wie er bewiesen.«

»Warum?«, schaltete sich Fay neugierig ein. »Wie ging der Test vonstatten?«

»Nur mit einem Druckanzug ausgestattet saß Captain Kittinger

im Korb eines riesigen Heliumballons, der bis auf eine Höhe von einunddreißigtausenddreihundertdreißig Meter stieg.«

Grant pfiff durch die Zähne. »Über dreißig Kilometer.«

»Er war also praktisch im Weltraum. Als er sprang, sah es für ihn so aus, als würde er in ein Satellitenfoto springen. Er fiel ganze viereinhalb Minuten. Bis heute ist das der längste freie Fall bei einem Fallschirmsprung geblieben.«

»Und er hat es überlebt?«

Tyler nickte. »Nicht nur das, er hat auch jede Menge Medaillen dafür kassiert und wurde schließlich Colonel.«

»Eine tolle Geschichte, aber wo ist die Verbindung zu unserem Problem?«, fragte Jess. »Hat denn dieser Koltschew einen russischen Weltraumfallschirm?«

»Das entzieht sich unserer Kenntnis«, antwortete Morgan. »Wir können leider nicht kontrollieren, ob den Russen einer fehlt. Außerdem ist der Name des Jungen mit den Wachsfügeln durchaus gängig.

Wenn du Ikarus bei Google eingibst, landest du Tausende von Treffern.«

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass er in einem Ballon aufsteigt.«

»Von der Wisconsin Ave aus?«, lachte Grant. »Eher unwahrscheinlich. Die Ausmaße der Dinger sind gigantisch.«

»Wenn er die Bombe aus einer solchen Höhe zünden würde, wäre der Schaden sehr viel größer.«

»Warum?«

»Weil die Wirkung des EMP durch den Magnetfluss in der Ionosphäre verstärkt würde. Die Militärplaner

machen sich seit Jahren Sorgen darüber, welche Folgen es hätte, wenn über den Vereinigten Staaten eine Atombombe gezündet würde. Die gesamte Infrastruktur könnte lahmgelegt werden. Von einer Sekunde auf die nächste würde jede Maschine stillstehen.«

Jess holte tief Luft. »Wenn alle Kommunikationssysteme ausfielen, würde niemand wissen, dass eine weltweite Katastrophe eingetreten ist.«

»Die Frage ist aber doch, wie schafft er die Bombe so hoch

hinauf?«, gab nun Tyler zu bedenken.

»Vielleicht hat er ja das Roswell-Raumschiff gefunden«, konnte sich Fay nicht verkneifen einzuwerfen. Auf die Blicke der anderen hin fügte sie hinzu: »Ich will ja nur sagen, dass die Russen den Ikarus entwickelt haben, damit ihre Piloten aus Raumschiffen aussteigen können. Und ich habe in Roswell ein Raumschiff gesehen. Wenn ihr mich fragt, ist das ein erstaunlicher Zufall.«

Tyler lachte.

Grant prustete. »Statt mit einem Ballon steigt er mit einem Raumschiff von der Wisconsin Ave auf.«

Tyler wollte erneut auflachen, hielt aber plötzlich inne und setzte sich kerzengerade hin.

»Raumschiff – aufsteigen – Wisconsin«, murmelte er.

Irgendetwas kam ihm bekannt vor. Er bat Grant um seinen Laptop und begann zu suchen. Sein Freund rückte zu ihm.

»Was habe ich gesagt?«

»Die Russin hat Wisconsin Ave

gesagt, nicht Avenue, ja?«

Grant zuckte die Achsel. »So erinnere ich mich.«

»Macht das einen Unterschied?«, fragte Morgan.

»Entweder hat Koltschew einen Code benutzt, als er die Nachricht in dem Forum schrieb, und tatsächlich ›Ave‹ geschrieben, oder Nadja Bedowa hat die Abkürzung falsch gelesen. Es handelt sich nicht um Wisconsin Ave im Sinne von Avenue, sondern um Wisconsin A V.«

»Und was bedeuten die Buchstaben

A V?«, fragte Jess.

»Air Venture.«

»Wisconsin Air Venture?«,
wiederholte Fay. »Noch nie gehört,
was ist das?«

Grant schlug sich auf die Stirn.
»Aber ja doch! Die EAA!«

Da Jess und Fay immer noch auf
der Leitung saßen, erklärte Tyler
ihnen, worum es sich drehte.

»Die Experimental Aircraft
Association hält jedes Jahr eine
riesige Flugschau ab. Sie findet in
Oshkosh statt, das liegt genau in der
Mitte von Wisconsin. Abertausende

von Hobbyfliegern kommen mit ihren Flugzeugen dahin. Die Veranstaltung ist eine solche Attraktion, dass für eine ganze Woche im Jahr kein Flughafen der Welt mehr zu tun hat als der von Oshkosh. Ich war vor ein paar Jahren dort. Die Veranstaltung kam mir deshalb nicht in den Sinn, weil ich sie in meinem Kopf unter Oshkosh Fly-in gespeichert habe.«

Morgan sah sich das Programm an. Tyler deutete auf eine Stelle und fragte: »Was ist am Mittag los?«

Morgan las, bekam immer größere

Augen und sprang schließlich auf und wählte eine Nummer auf ihrem Handy.

»Ich rufe das FBI an.«

»Was ist denn los? Was passiert morgen?«, fragte Jess.

Tyler legte die Hand auf Fays Schulter. »Tut mir leid, dass ich dich ausgelacht habe.«

»Warum?«

»Weil du genau ins Schwarze getroffen hattest. Morgen stellt eine Firma mit dem Namen ExAtmo ihr jüngstes Produkt vor, das Raumflugzeug ›Skyward‹. Um zwölf

Uhr soll ein Vorführflug stattfinden.«

Grant erinnerte sich sofort an den Namen.

»Verdammt! Meinst du, dass Koltschew die Maschine entführen will?«

Tyler nickte mit zusammengepressten Lippen.

»Er hat anscheinend vor, die Bombe auf eine Höhe von über hundert Kilometer zu bringen.«

»Ich stehe völlig auf dem Schlauch«, jammerte Jess. »Kann mich jemand einweihen und mir

sagen, wer oder was ExAtmo ist?«

»Eine Firma für touristische Weltraumflüge. ›Skyward‹ heißt ihr Prototyp.«

IM WELTRAUM

51. KAPITEL

Vom Kopilotensitz einer Cessna 340A aus sah Wladimir lange Flugzeugreihen, die Flügelspitze an Flügelspitze auf dem Gras neben der nördlichen Rollbahn des Oshkosh Wittman Regional Airport parkten.

Am Abend zuvor waren er und Dimitri in Calgary, Kanada, gelandet, hatten die Gulfstream aufgetankt und mit zwei anderen Piloten zurück nach Moskau geschickt. Sie hatten die Grenze nach Montana mit neuen gefälschten

Pässen überquert und waren auf dem winzigen Flugplatz von Shelby in die Cessna gestiegen. Um seine Spurer zu verwischen, hatte Wladimir dafür gesorgt, dass eine Sprengladung an Bord der Gulfstream über der kanadischen Tundra explodieren würde.

Dimitri, der die Cessna flog, erhielt Landeerlaubnis auf Rollbahn 27. Nach der letzten Kurve leuchtete Lake Winnebago einige Kilometer weiter östlich unter dem klaren blauen Himmel auf. Besser hätten die Wetterbedingungen nicht sein

können.

Sekunden später sah Wladimir zum ersten Mal das Raumflugzeug Skyward mit seinem Träger Lodestar. Sie hatten einen Ehrenplatz auf dem Rollfeld inne, das zur Hauptstartbahn führte. Selbst aus der Ferne war zu erkennen, dass es sich um ein technologisches Wunderwerk handelte. Wie eine Glucke hockte Lodestar auf dem Raumflugzeug, das sich in den Bogen seiner konkaven Unterseite schmiegte.

Die Rumpfkonstruktion – kreuz

und quer verlaufende Streben, die zufällig angeordnet wirkten – war bei beiden Flugzeugen ungewöhnlich. Trotz ihres zerbrechlichen Aussehens war sie wie die hohlen Knochen eines Vogels extrem stabil. Hochmoderne Polymerfenster füllten die dreieckigen Zwischenräume, was unerschrockenen Passagieren einen freien Blick auf die Erde gab, bis das Raumflugzeug seine Maximalhöhe von hundertzwölftausend Metern erreicht haben würde.

Wladimir hatte die Entwicklung des Skyward verfolgt, seit er davon erfahren hatte. Als er vor sechs Monaten von dem geplanten Demonstrationsflug hörte, wusste er sofort, dass sich ihm hier eine unvergleichliche Chance bot, die gesamten Vereinigten Staaten mit einem Schlag zu vernichten.

Es hatte sich als schwierig, aber nicht unmöglich erwiesen, an Informationen über den Skyward heranzukommen. Zu den Perlen, die er ergatterte, gehörten die Filmaufnahmen eines Testflugs, auf

dem die Piloten im Cockpit des Raumflugzeugs sowie seines Trägers gezeigt wurden. Nachdem er sie gesehen hatte, wusste er, dass sein Plan durchführbar war.

Das Flugprofil des Raumflugzeugs war unkompliziert, er hatte es auf einem CGI-Video der ExAtmo-Website gefunden. Starten konnte der Lodestar von jeder Flugpiste aus. In einer Höhe von fünfzehntausendzweihundertvierzig Metern löste sich Skyward von ihm und zündete einen Flüssigkeitsraketenmotor, der es auf

viertausendachthundertzwanzig
Stundenkilometer brachte, was in
etwa Mach 4, der doppelten
Geschwindigkeit des
Überschallflugzeugs Concorde,
entsprach. Das Raumflugzeug
schoss senkrecht in Richtung
Weltraum. Nach siebenzig Sekunden
schaltete sich der Motor ab.
Während es mit leerem Tank zurück
zur Erde fiel, erlebten die sechs
Insassen fünf Minuten lang
Schwereelosigkeit. Fünfundzwanzig
Minuten später landete es wie ein
Spaceshuttle ohne Antrieb auf dem

Flughafen. Es war natürlich ein Pilot vorgesehen, für den Fall, dass es während des Fluges zu Komplikationen kam. Für den Start wurde er gewöhnlich nicht benötigt, denn das Raumflugzeug war vollständig automatisiert, ein Rechner steuerte die gesamte angetriebene Strecke des Fluges. Hatte sich Skyward von seinem Träger gelöst, musste der Pilot nichts weiter tun, als die Instrumente beobachten, bis es Zeit zur Landung war.

ExAtmo hatte weder die Namer

der Piloten des Raumflugzeugs und des Trägerflugzeugs noch die der beiden Passagiere bekannt gegeben, um das Interesse der Öffentlichkeit anzuheizen. Im Druckanzug und mit Helm sollten Mannschaft und Passagiere mit einem Pendelbus zur Startposition fahren, wo sie für die Zuschauer gut sichtbar, aber nicht identifizierbar, einsteigen würden. Der Flug sollte mit Hilfe von Teleskopen von der Erde aus aufgezeichnet werden. Nach der Landung würden die Besatzungen und die Passagiere auf einer großen

Pressekonferenz direkt auf dem Flugplatz der Öffentlichkeit vorgestellt werden.

Aber, dachte Wladimir, so würde sich das Experiment nicht abspielen.

Als die Räder der Cessna aufsetzten, wurde Wladimir aus seiner Träumerei gerissen. Von den Einwinkern geführt rollten sie durch einen Irrgarten von Maschinen und Zelten zu ihrem Parkplatz. Dimitri stellte die Motoren ab. Wortlos wies er auf einen Hangar zu ihrer Rechten, am Rande des Flughafens.

»Das da ist er. Dort macht sich die

Besatzung bereit.«

Die Tür des Hangars war geschlossen. Der Pendelbus, der die Besatzung zum Raumflugzeug bringen sollte, parkte davor. Von Wachpersonal keine Spur, es hielt sich ausschließlich bei den beiden Flugzeugen auf. Wo Mannschaft und Passagiere die Minuten vor dem Abflug verbrachten, war vor der Presse geheim gehalten worden, aber Wladimir hatte sich zu informieren gewusst.

»Hat jeder von euch den Ablauf im Kopf?«

Dreimaliges Nicken.

Nisselowitsch und Oborski marschierten zum Raumflugzeug, um zu inspizieren, ob alles so war wie erwartet. Wladimir öffnete den Behälter der Bombe, nahm vorsichtig das Xenobium aus dem Koffer und setzte es ein. Greifer umfassten es, zogen es in eine strahlungsdichte Kammer und schlossen sie. Nun musste er nur noch den Entsicherungscode eingeben und den Timer starten.

Sie legten den Bombenbehälter auf einen mitgebrachten Handwagen.

Um sie herum herrschte ein so großes Durcheinander von Zuschauern, die mit Campingstühlen, Tischen und Grillgeräten zugange waren, dass niemand sie auch nur eines Blickes würdigte, als sie ihr Gepäck zum unbewachten Hangar zogen.

52. KAPITEL

Das Spruchband auf dem Kontrollturm verkündete stolz, Oshkosh sei der verkehrsreichste Flughafen der Welt. Das ständige

Dröhnen von Motoren und Propellern bestätigte den Besuchern, dass die Behauptung keine Übertreibung war. Jede Minute starteten und landeten Flugzeuge, manchmal auf beiden Pisten gleichzeitig, aber auch am Himmel brummt Maschinen, und ein Geschwader P-51-Mustang-Kampfflugzeuge donnerte in Formation vorbei.

Am Boden war ebenfalls alles in Bewegung. Tyler und seine Begleiter mussten stehen bleiben, um einen AWACS-Aufklärer

vorbeizulassen, der neben einem
weißen

Überschallausbildungsflugzeug und
einem Chinook-Helikopter mit
Tandem-Rotoranordnung einparkte.
Besucher standen Schlange, um
Maschinen zu besichtigen oder den
Piloten Fragen zu stellen. Einige
Neugierige durften sich sogar ins
Cockpit setzen. In einer anderen
Reihe standen historische Flugzeuge,
von Doppeldeckern aus dem Ersten
Weltkrieg bis zu Helikoptern aus der
Zeit des Vietnamkriegs. Etwas
weiter entfernt boten Boeing und

Airbus Besichtigungstouren durch ihre neuesten Linienmaschinen an.

Auf einer Strecke von tausend Metern waren in riesigen Zelten Ausstellungen von Herstellern und Anbietern, aber auch verschiedene Restaurants untergebracht. Vor vielen Zelten standen neue Modelle von Sportflugzeugen und Prototypen, um die Besucher aus aller Welt anzulocken. In den breiten Durchgängen drängten sich die Menschen, Pendelbusse transportierten Personal und Gegenstände in alle Richtungen.

Eine ganze Woche lang war der Flughafen eine Kleinstadt, die an sonnigen Tagen von annähernd hunderttausend Interessenten besucht wurde.

»So viele Flugzeuge an einer Stelle habe ich noch nie gesehen«, staunte Fay. »Es ist gewaltig.«

»Wie geht es dir, Nana? Vielleicht wärest du doch besser in Los Angeles geblieben ...«

»Es geht mir gut.«

Tyler fand, dass sie alles andere als gut aussah. Das viele Reisen und der Mangel an Schlaf hatten jeden

von ihnen erschöpft, aber Fay sah besonders mitgenommen aus. Die dunklen Ringe unter ihren Augen und ihre hängenden Schultern verrieten, dass sie ihre Grenze erreicht hatte. Er hatte noch nie jemanden kennengelernt, der in ihrem Alter so fit war, aber nun holte ihre Krankheit sie offenbar ein.

Morgan hatte das FBI und ihre Vorgesetzten davon überzeugen wollen, dass Koltschew ein Attentat plante, damit sie den Start des Raumflugzeugs verhinderten oder zumindest streng bewachen ließen.

Ihre Suspendierung hatte jedoch ihrer Glaubwürdigkeit so sehr geschadet, dass man ihr kein Gehör schenkte. Außerdem, hielt man ihr entgegen, habe es eine neue Entwicklung gegeben. Der Privatjet des Russen sei über einer unbesiedelten Gegend Kanadas explodiert. Der Heimatschutz ging davon aus, dass er kalte Füße bekommen hatte und das Xenobium statt in die USA nach Russland bringen wollte. Die kanadischen Behörden hatten Ermittler losgeschickt, die von einer

forensischen Einheit des FBI und der Air Force unterstützt wurden. Der Heimatschutz vertrat die Auffassung, dass die Bedrohung vorüber war. Nun konzentrierte man alle Kräfte darauf, den teuren Prototyp der Bombe wiederzufinden.

Tyler traute dem Frieden jedoch nicht. Der Russe war weder leichtsinnig noch neigte er dazu aufzugeben. Deshalb war Tyler persönlich nach Oshkosh geflogen. Er war fest entschlossen, den Russen aufzuhalten, falls er wider Erwarten doch auftauchte. Da alle Nachtflüge

nach Chicago ausgebucht waren, hatte Tyler einen Privatjet seiner Firma aus Seattle nach Los Angeles kommen lassen, der sie von dort direkt nach Oshkosh flog. Er hatte auch Pistolen angefordert, da Morgans Waffe konfisziert worden war. Sollte es zu einer weiteren Begegnung mit den Russen kommen, wären sie ohne Waffen im Nachteil. Durch eine Verzögerung beim Abflugcheck in Los Angeles waren sie später als geplant abgeflogen und kamen erst eine Stunde vor dem Start des Raumflugzeugs an. Viel

Zeit hatten sie also nicht mehr, und Fay würde sie behindern, auch wenn sie sich große Mühe gab, mit ihnen Schritt zu halten.

»Fay«, fragte nun auch Tyler, »wie fühlst du dich wirklich?«

Sie lächelte schwach.

»Nur ein wenig müde.«

»Warum suchst du dir nicht ein Plätzchen unter den Sonnenschirmen, dort drüben, in dem Café?«, schlug Jess vor, die verstanden hatte, worauf Tyler hinauswollte. »Du könntest den Skyward im Auge behalten und uns benachrichtigen,

falls du etwas Ungewöhnliches bemerkst.«

Fay wollte protestieren, änderte dann aber ihre Meinung.

»Vielleicht habt ihr recht. Die Stelle ist gut, dort sitze ich nicht auf dem Präsentierteller. Wenn ich Koltschew sehe, rufe ich euch an.«

»Perfekt. Und denk daran, viel Wasser zu trinken. In dieser Hitze bist du schnell dehydriert.«

Fay drückte ihrer Enkelin die Hand.

»Passt auf euch auf!«

»Das versprechen wir dir.«

»Ach ja, und wenn du Koltschew siehst, hätte ich nichts dagegen, wenn du ihm eine Kugel verpasst.«

Mit diesen Worten wandte sie sich zur Terrasse des Cafés. Tyler, Jess, Morgan und Grant setzten ihren Weg in einer schnelleren Gangart fort.

»Was für ein wunderbares Vorbild sie ist«, sagte Tyler.

»Ich will genau werden wie sie, wenn ich groß bin«, antwortete Jess.

»Wann wird das sein?«

»In rund vierzig Jahren.«

An der Absperrung blieben sie stehen und sahen sich das

Raumflugzeug genau an. Männer in gelben Hemden bewachten die Maschine, während das Bodenpersonal mit den letzten Überprüfungen vor dem Flug beschäftigt war.

»Wir müssen sie überzeugen, dass sie nicht fliegen dürfen«, sagte Morgan.

»Ohne deine Ausweise dürfte das schwierig sein. Warum sollten sie uns glauben?«

»Ich werde das Flugzeug höchstpersönlich außer Gefecht setzen, wenn es sein muss.«

»Im Augenblick dürfen wir uns ihm gerade einmal auf zwanzig Meter nähern.«

Ein Mechaniker des Bodenpersonals kam an ihnen vorbei. Morgan packte ihn am Arm. Überrascht blieb der Mann stehen, vermutlich hielt er sie für eine übereifrige Zuschauerin. Doch dann hob sie ihr Shirt, zeigte ihm die Pistole in ihrem Hosenbund und reichte ihm eine ihrer Karten.

»Ich bin Special Agent Morgar Bell«, sagte sie. »Ich habe eine Meldung erhalten, dass jemand den

heutigen Flug stören will. Ist es heute Morgen zu einem ungewöhnlichen Vorfall gekommen?«

Der verblüffte Mechaniker schaute mit großen Augen erst auf die Karte, dann auf Morgan. Ihr selbstsicherer Ton überzeugte ihn, dass sie die Person war, deren Name auf der Karte stand.

»Nein, Madam«, antwortete er. »Es ist alles unter Kontrolle und startbereit.«

»Was ist mit der Besatzung?«

»Sie ist noch im Hangar und macht

sich fertig. In dreißig Minuten dürfte sie hier eintreffen.«

»Wer trägt hier die Verantwortung?«

»Robert Gillman. Er ist der Flugdirektor. Sie finden ihn in dem mobilen Kontrollzentrum dort drüben.«

Er deutete auf einen Anhänger mit einer Satellitenschüssel auf dem Dach.

»Melden Sie mich bei ihm an«, befahl Morgan. Der Mann nickte und trabte zum Anhänger.

»Was hast du vor?«, fragte Grant.

»Wir versuchen den Flugdirektor zu überreden, den Demonstrationsflug zu streichen. Aber ich will nicht alles auf diese eine Karte setzen. Tyler, könntest du mit Jess die Besatzung aufsuchen und sie aufhalten, bis das hier wirklich ordentlich bewacht wird? Falls du die Russen siehst, gib mir Bescheid, bevor du etwas unternimmst.«

»Gute Idee.«

Während Morgan und Grant sich auf den Weg zum Kommandozentrum machten,

suchten Tyler und Jess auf der Karte des offiziellen Führers der Luftschau nach dem Vorbereitungshangar. Jess fand ihn als Erste.

»Er liegt am anderen Ende des Flugplatzes. Selbst wenn wir rennen, dürfte es eine Weile dauern, bis wir dort sind.«

Tyler schaute sich suchend um, dann griff er Jess' Hand und spurtete mit ihr los. Er hatte neben dem Empfangszentrum ein Nutzfahrzeug des Flughafens entdeckt.

Der Schlüssel steckte.

»Wir leihen es uns aus. Spring

auf.«

Tyler startete. Vorsichtig bahnte er sich seinen Weg durch das Menschengewühl. Als sie die Fußgänger hinter sich gelassen hatten, drückte er auf die Tube.

»So lebst du jetzt also?«

Ihm wurde plötzlich bewusst, dass er und Jess zum ersten Mal wieder alleine waren, seit sie die Osterinsel verlassen hatten.

»Du meinst, dass ich ohne zu schlafen um die Welt düse, mich mit Koffein wach halte und den Tag nur mit viel Glück überlebe?«

»Ganz davon zu schweigen, dass du Fahrzeuge klaust und Frachtmaschinen der Air Force in die Luft jagst.«

»Es ist nicht immer so«, antwortete er. »Aber in den letzten beiden Jahren immer öfter. Gefällt dir der Wahnsinn?«

»Ja. Nein. Beides.«

»Es klingt, als wäre das Leben deines Doktorfreundes ähnlich.«

»Sein Job ist befristet. Er bleibt nicht für immer bei Ärzten ohne Grenzen.«

Der blaugraue Hangar war nicht

mehr weit.

»Und wie soll es mit euch beiden weitergehen? Zieht ihr in dein Haus in Queenstown? Eröffnet er eine Privatpraxis, um Snowboarder und Bungeespringer zusammenzuflicken? Kinder?«

»Willst du Kinder?«

»Ich wollte welche mit Karen.«

»Und jetzt?«

»Ist das wichtig?«

»Für mich schon.«

»Nur mit einer Frau, die ich liebe.«

»Wärst du bereit, die Globetrotterei an den Nagel zu

hängen?«

»Wenn die richtige Frau aufkreuzt.«

»Aber solange du mit Karen verheiratet warst, hast du weitergemacht.«

»Das liegt nun schon ein paar Jährchen zurück. Seither ist eine Menge Zeit vergangen.«

Jess drückte schweigend sein Bein. Er wusste nicht, was die Geste zu bedeuten hatte. Es war ohnehin nicht der richtige Zeitpunkt, das Thema zu vertiefen. Sie hatten den Hangar erreicht.

Seine Tür war verschlossen. Er klopfte. Wenige Augenblicke später vernahmen sie das rhythmische Quietschen von Gummisohlen auf einem glatten Betonboden. Die Schritte kamen hinter der Tür zum Stillstand.

»Ja?«

»Ich muss jemanden sprechen, der hier etwas zu sagen hat.«

»Worum geht es? Wir haben viel zu tun.«

Fast hätte Tyler geantwortet. Die Stimme. Er hatte sie erst gestern gehört. Sotkin. Er war mit

Koltschew in dem Hangar. Es waren keine dreißig Minuten mehr bis zum Start, aber jetzt konnten sie die Polizei holen. Sie hatten einen unumstößlichen Beweis.

»Ach, ich glaube, wir können später wiederkommen.«

Kaum hatte er die Worte ausgesprochen, flog die Tür auf. Dimitri hatte Tylers Stimme ebenfalls erkannt. Er zog die Pistole, aber bevor er sie abfeuern konnte, sprang Tyler auf seinen Gegner zu und stieß ihn nach hinten. Er traf ihn mit dem Knie in der Leiste und

rammte ihm den Ellbogen gegen den Kopf. Der Mann lag am Boden bevor er auch nur im Geringsten wusste, wie ihm geschah. Tyler entwaffnete ihn, riss ihn auf die Füße und hielt ihm seine Glock gegen die Schläfe.

»Los, laufen!«, befahl er und schob ihn vor sich her, eine Hand an seinem Kragen. Als er um die Ecke kam, sah er sechs Männer gefesselt und geknebelt auf dem Boden liegen.

»Waffe wegwerfen!«, ertönte es hinter ihm.

Er wirbelte herum. Wladimir beugte sich über einen Behälter. Sein Finger schwebte über dem roten Knopf der Bombe.

»Der Zeitschalter steht auf null, Dr. Locke. Entweder Sie werfen Ihre Waffe weg, oder ich drücke auf diesen Knopf. Das wäre das Ende von hunderttausend Menschen.«

53. KAPITEL

Der Flugdirektor dachte nicht daran, den Flug abzusagen, da konnte Morgan so viele Argumente

vorbringen, wie sie wollte. Die Firma hatte alles auf diese Karte gesetzt, erklärte er, um weitere Investoren zu gewinnen. Ohne gerichtliche Anordnung würde alles seinen geplanten Verlauf nehmen. Grant unterstützte Morgan, aber da sie sich nicht amtlich ausweisen konnte, behandelte man sie wie eine Verrückte. Sie wäre sogar so weit gegangen, den Mann mit ihrer Pistole zu bedrohen, hätte sie nicht vorhergesehen, dass in einem solchen Fall sämtliche Wachmänner

zum Kontrollzentrum gerannt gekommen wären und das Flugzeug noch weniger gut bewacht gewesen wäre.

Nachdem sie unverrichteter Dinge abgezogen waren, setzten sie sich auf eine Bank in der Nähe des Raumflugzeugs und studierten die Zuschauermenge durch ihre Infrarotgläser. Wer sie sah, würde denken, dass sie mit ihren Hightechgeräten die Flugzeuge verfolgten.

»Meinst du wirklich, die Jungs tragen die Markierung immer

noch?«, fragte Grant ungläubig.

»ID-Pulver ist anhänglich. Die Russen, die uns in San Diego durch die Lappen gegangen sind, haben mit Sicherheit noch welches an sich.«

Grant stieß einen theatralischen Seufzer aus.

»Ach, San Diego.«

»Du liebe Güte! Du wirst doch hoffentlich nicht rührselig? Du hast einfach den richtigen Zeitpunkt erwischt.«

»Rührselig? Zum Teufel, nein. Darf man sich denn nicht an einen Nachmittag erinnern, an dem man

seinen Spaß hatte?«

»Gut. Denn mehr war es nicht.«

»Kein Problem für mich.«

Sie suchten die Menge noch ein paar weitere Minuten lang ab, dann fuhr Grant fort: »Nur damit es klar ist, gegen einen weiteren solchen Nachmittag hätte ich nichts einzuwenden.«

Morgan lächelte. »Vielleicht findet sich noch einmal der richtige Zeitpunkt.«

»Ich kenne ein großartiges Hotel in Chicago. Wenn wir das hier hinter uns ...« Plötzlich verstummte er.

»Da ist einer von ihnen. Zwanzig Meter von hier.«

Er wies auf einen Mann mit rundlichem Gesicht und dunklem Haar, der ein graues T-Shirt und Jeans trug. Er schien gerade hinter dem Trailer hervorgekommen zu sein, in dem das Kontrollzentrum untergebracht war. Sie blickte durch ihr Fernglas. Der Mann war mit roten Linien bedeckt.

»Wie fassen wir ihn?«

»Ich lenke ihn ab, während du dich von hinten an ihn heranschleichst.«

»Sie meinen, so?«, ertönte eine

Stimme hinter ihnen. Morgan fühlte den Lauf einer Waffe in ihrem Rücken.

»Eine Bewegung und Sie sind tot.«

Der Mann, den sie observiert hatten, kam auf sie zu, eine Pistole unter dem Veranstaltungsprogramm in der Hand. Er zog vorsichtig Morgans Pistole aus dem Hosenbund, dann nahm er Grant die Waffe ab. Der Mann hinter ihr beugte sich vor.

»Sie hätten sich einen Partner suchen sollen, der weniger auffällig ist als Mr Westfield. Ich habe ihn

sofort entdeckt, als Sie das Kontrollzentrum betreten haben.«

Er nahm ihr das Fernglas ab und betrachtete seinen Kumpel.

»Der Nachrichtendienst hatte recht. Sie haben ein ID-Pulver entwickelt. Ich habe es dir doch gesagt, nur so konnten sie überhaupt entdecken, dass wir in dem Haus in Tijuana waren.«

Er steckte das Fernglas in die Tasche seiner Cargo-Hose.

»Wo ist Koltschew?«, fragte Morgan.

»Wir bringen Sie zu ihm.

Langsam.«

Die Männer hatten schallgedämpfte Pistolen. Eine Jacke, die er über dem Arm trug, versteckte die Waffe des anderen Mannes.

»Jetzt los.«

Sie setzten sich in Marsch, jeder mit einer Pistole im Rücken.

»Wir wissen, was ihr vorhabt«, sagte Grant.

»Ach ja?«

»Deshalb verrate ich euch gleich, dass es nicht klappt.«

»Warum denn nicht?«

»Wir haben den Flugdirektor

überzeugen können, dass es ratsam ist, den Flug abzusagen.«

Der Russe lächelte.

»Wenn das zuträfe, wäre es über Lautsprecher angesagt worden. Weiterlaufen oder ich schieße.«

»Das würde Ihre Pläne ruinieren, was? Ein paar Schüsse und alle würden aufmerksam. Könnte sogar die Stornierung des Fluges zur Folge haben.«

»Das Risiko gehen wir gerne ein. Und Sie?«

Grant sah Morgan an. Sie schüttelte den Kopf. Bei dem allgemeinen

Lärmpegel würden die Leute zwei schallgedämpfte Schüsse für Fehlzündungen eines Flugzeugmotors halten. Die Russer mussten genau hinter ihnen bleiben, damit ihre Waffen nicht sichtbar wurden. Diese Nähe war ein zweischneidiges Schwert. Ihre Gegner würden sie zwar nicht verfehlen, wenn sie schießen würden, aber Morgan hatte auch eine Chance, einen von ihnen zu entwaffnen. Sie brauchte nur eine Ablenkung.

»Wohin gehen wir?«

»Ist das wichtig?«, fuhr Grant sie an.

Zuerst hielt sie ihn für ehrlich verärgert, dann sah sie seine Augen, die sich um ein Winziges vergrößerten. Er versuchte ihr eine Ablenkung zu verschaffen. Sie spielte mit.

»Ich würde ja nicht fragen, wenn du nicht daran schuld wärest, dass sie uns so leicht schnappen konnten.«

»Ach ja? Jetzt bin plötzlich ich an allem schuld?«

»Ich habe es gewusst, ich hätte dich nicht mitnehmen sollen. Seit ich dich

kenne, bist du die reinste Nervensäge.«

»Und du bist eine unerträgliche Zicke!«

Die Russen lachten.

Darauf hatte Morgan gewartet. Sie wirbelte herum und hob die Hand, als wollte sie Grant eine Ohrfeige verpassen. Grant schien ihr ausweichen zu wollen, schlug dabei aber den Mann mit einem schwungvollen Hieb gegen die Schulter zu Boden. Morgan verließ sich darauf, dass Grant in einem Handgemenge seinem Ruf gerecht

wurde, und konzentrierte sich auf ihren eigenen Gegner. Sie packte seine Pistole, umklammerte seinen Finger am Abzug und riss ihn nach hinten. Die Sehne riss, er schrie auf und ließ die Waffe fallen. Allerdings versetzte er ihr noch einen Stoß mit dem Ellbogen, der ihre Rippen traf. Sie ging in die Knie, stand wieder auf, drehte sich, packte das Haar des Mannes und rammte ihm ihr Schienbein in den Schenkel. Mit einem lauten Aufschrei sank er zu Boden. Sie half noch etwas nach und stieß seinen Kopf so fest auf das

Pflaster, dass es krachte. Der Mann erschlaffte. Als sie aufblickte, sah sie auch Grants Widersacher bewusstlos zu Boden sinken. Grant rieb sich die Hände sauber und ging zu Morgan. »Alles in Ordnung?«, fragte er.

Sie streckte sich.

»Gleich. Sieht so aus, als wärst du mit deinem Kerl fast so gut fertig geworden wie ich mit meinem.«

»Sein Kopf prallte unglücklicherweise mit meinem Knie zusammen.«

Er legte ihr die Hände auf die

Schultern.

»Tut mir leid, dass ich das mit der unerträglichen Zicke gesagt habe.«

Sie zog ihn zu sich und küsste ihn fest. Verdammtes Adrenalin.

»Du bist verdammt sexy, wenn du dich prügelst.«

»Du solltest dir die Videos aus meiner Zeit als Ringer ansehen.«

»Hab ich schon«, sagte sie lächelnd. »Habe keinen deiner Kämpfe verpasst.«

Er grinste. »Ich muss schon sagen, du kleine ... Und die ganze Zeit hast du so getan, als könntest du mich

nicht ausstehen.«

»Dein Ego war groß genug. Keir Grund, dich anzuhimmeln.«

Er lachte leise und hob eine SIG Sauer auf.

»Zeigen wir die Kerle deinen Chefs. Sie müssten der Beweis sein, der uns fehlte, damit sie den Flug annullieren. Ich schicke eine SMS an Tyler, dass Koltschew zwei Leute weniger hat.«

Während Grant die SMS schrieb, hob Morgan die andere Waffe auf und durchsuchte den Mann. Sie fand nichts und wollte Grant gerade

sagen, er solle warten, während sie die Wachleute holte, aber das war nicht nötig.

Zwei Polizisten rannten mit gezogenen Pistolen auf sie zu. Sie sahen die beiden Männer auf dem Boden und richteten die Waffen auf Grant und Morgan.

»Lassen Sie sofort die Waffen fallen!«

Morgan und Grant gehorchten und hoben die Hände.

»Ich bin Bundesbeamtin«, erklärte Morgan.

»Zeigen Sie mir Ihren Ausweis.«

»Den habe ich nicht dabei.«

Die Männer sahen sich an, dann sagte der eine: »Sofort auf den Boden!«

Morgan und Grant legten sich nebeneinander, das Gesicht nach unten. Während sie durchsucht wurden, sagte Grant: »Vielleicht läuft es doch nicht so glatt, wie wir gedacht hatten.«

54. KAPITEL

Wutentbrannt las Koltschew die Nachricht auf Tylers Handy. Er

würde seinen Plan ändern müssen. Seine beiden Männer waren verhaftet. Reden würden sie nicht, sie waren Profis, aber nun fehlten ihm zwei Besatzungsmitglieder für den Flug. Der Flugdirektor würde sofort Lunte riechen und den Start verschieben. Es blieben ihm noch acht Minuten, bis der Pendelbus sie zum Skyward fuhr. Er musterte Tyler und Jess. Der Mann war größer als Nisselowitsch und die Frau war kleiner als Oborski, aber es würde gehen.

Er hob die Druckanzüge auf.

»Anziehen.«

»Warum?«, fragte Jess.

»Sie werden Astronauten spielen.«

Um ihren Protest abzuwürgen, setzte er hinzu: »Wenn wir es nicht bis in den Skyward schaffen, bleibt mir nur noch, die Bombe auf der Stelle zu zünden. Die Strahlung wird alle, die hier sind, töten. So, jetzt los.«

Dimitri trug bereits seine Pilotenuniform und den Helm. Er würde das Trägerflugzeug fliegen und brauchte deshalb keinen Druckanzug. Helm und Sonnenbrille reichten als Verkleidung aus. Die

drei blaugoldenen Druckanzüge waren komplett geschlossen. Im Skyward herrschte normaler Luftdruck, die Anzüge waren für den Fall vorgesehen, dass es zu einem Riss im Rumpf kam. Das leichte Material lag nicht eng an, war aber bei Weitem weniger sperrig als die Anzüge der Apollo-Astronauten. Solange sie noch am Boden waren, ermöglichte ein kleiner Schlitz in der Basis des Helms das Atmen. Im Raumflugzeug würde sich der Schlitz schließen, und die Sauerstoffversorgung würde über

das Bordsystem per Schlauch erfolgen. Koltschew trug bereits seinen Anzug. Da der Hangar nicht klimatisiert war, wurde ihm allmählich heiß. Tyler und Jess beeilten sich, ihre Anzüge anzuziehen. Sie bestanden aus zwei Lagen, einer luftdichten Außenhaut und einer wärmenden Innenhaut gegen die Kälte des Vakuums in hundertzwanzig Kilometern Höhe.

»Was passiert mit den Männern?«, fragte Tyler und deutete auf den Lagerraum.

»Sie werden für meinen Nachruhm

sorgen«, sagte Koltschew lächelnd.
»Haben Sie einen erkannt?«

»Vielleicht bin ich ja verrückt, aber mir scheint einer Trent Walden zu sein.«

»Der Actionfilmregisseur?«

Koltschew nickte. »Richtig. Er sollte einer der beiden Passagiere sein. Der andere ist ein russischer Produzent namens Michail Arschan. Sie wollten die Erde aus dem All filmen für einen gemeinsamen Film. ExAtmo sah darin eine gute Chance, für beide Unternehmungen Werbung zu machen. Wer wäre besser

geeignet, meine heutige Leistung zu verbreiten?«

»Sie lassen sie am Leben?«

»Natürlich. Nicht nur wird die russische Regierung keine Zweifel mehr an meiner Vaterlandsliebe hegen, auch das russische Volk wird von meinem glorreichen Triumph erfahren.«

»Und die amerikanische Regierung wird nicht ruhen, bis sie Sie eingefangen oder umgebracht hat.«

Koltschew lächelte.

»Gewiss – wenn sie davon ausginge, dass ich lebe. Aber warum

sollte sie davon ausgehen, dass ich die Katastrophe überlebe? Anschließend brauche ich nichts weiter als ein neues Gesicht. Nicht nur in Ihrem Land gibt man seinen Bürgern bei Bedarf eine neue Identität.«

Ein Rauschen des Walkie-Talkies kündigte den Flugdirektor an. Dimitri bewachte Tyler und Jess, während Wladimir antwortete.

»Ja?«

»Wir sind fertig. Sind Sie im Anzug?«

»Ja.«

»Gut. Der Fahrer ist unterwegs.
Ende.«

Wladimir reichte Tyler und Jess die Helme. Hinter den verspiegelten Helmvisieren würden sie nicht zu erkennen sein.

»Ich werde mich die ganze Zeit dicht bei der Bombe aufhalten. Die Helme bleiben auf. Wenn Sie sie abnehmen oder irgendwie um Hilfe bitten, drücke ich auf den Knopf. Haben Sie mich verstanden?«

»Wir haben Sie verstanden«, antwortete Tyler. »Wenn Sie drücken, töten Sie Tausende für

nichts und wieder nichts. Und wenn Sie die Bombe im Weltraum zünden, ist sie genauso sinnlos.«

»Falsch! Sie wird endlich die Waagschalen zu Gunsten Russlands verschieben. Mit dieser einzigen Tat werde ich die Gleichung ändern, die die Weltkultur seit dem Ende des Kalten Krieges bestimmt. Bald wird Amerika wissen, was es heißt, ein Weltbürger zweiter Klasse zu sein.«

»Sie kennen mein Land schlecht. Wir erholen uns von dem Schlag, wie wir es schon immer getan haben.«

»Sie verstehen nichts von der Macht des Chaos. Ich habe es mit eigenen Augen gesehen, als die Sowjetunion unterging. Um ein Land aus dem Gleichgewicht zu bringen, bedarf es nur einer Kleinigkeit. Und dank der amerikanischen Rüstungsindustrie haben wir diese Kleinigkeit in der Hand. An dieser Ironie des Schicksals werde ich mich mein ganzes Leben lang erfreuen.«

»Wenn Ihre Leute verhaftet wurden, weiß die Polizei, dass Sie hier sind«, sagte Jess. »Man wird uns aufhalten,

noch bevor wir am Raumflugzeug sind.«

»Und der Anruf des Flugdirektors, dass Lodestar und Skyward startbereit sind?«

»Vielleicht ein Trick, Sie aus dem Hangar zu locken.«

Wladimir wusste, dass sie recht haben konnte, aber was blieb ihm anderes übrig, als weiterzumachen und von seinem Sieg auszugehen?

»Im Interesse aller Menschen auf dem Flugplatz kann ich nur hoffen, dass Sie sich täuschen.«

Ein Klopfen an der Tür, gefolgt von

dem Ruf: »Der Bus ist da!«

Wladimir setzte den Helm auf und befahl Tyler und Jess, ihre Helme ebenfalls anzulegen. Dimitri griff die schwere Tasche mit dem Ikarus-Fallschirmsystem, seinem eigenen normalen Fallschirm sowie mehrere Gummiseile. Wladimir nahm den Handwagen. Die Bombe steckte in einer schwarzen gepolsterten Reisetasche. Seine Hand hatte er durch ihren Reißverschluss gesteckt, sein Finger lag neben dem Knopf.

»Es wird auffallen, wenn Sie die Tasche mitnehmen«, sagte Tyler.

»Waldens und Arschans
Filmausrüstung?«

Darauf wusste er keine Antwort.

Sie konnten es nicht sehen, aber
Wladimir lachte unter seinem Helm.

Dimitri öffnete die Tür und führte
Tyler und Jess nach draußen.
Wladimir folgte mit dem Wagen.
Die Bombe, darauf achtete er, lag
immer zwischen Tyler und ihm
selbst. Der Fahrer beäugte das
Gepäck, verlor aber kein Wort
darüber, sondern schloss die Tür
und fuhr ab.

Eine riesige Menschenmenge hatte

sich versammelt, um mitzuerleben, wie die Mannschaft einstieg. Diese Menschen würden ihren Enkeln viel erzählen können, dachte Wladimir, vorausgesetzt, sie saßen nicht gerade in einem Flugzeug oder Auto, wenn seine Bombe explodierte. Er lehnte sich zu Tyler und Jess hinüber.

»Denken Sie daran, winken, ja, aber keinerlei Zeichen. Kein Wort gegenüber dem Bodenpersonal. Ich höre mit.«

Als sie aus dem Bus ausstiegen, jubelte die Menge. Wladimir zeigte

ihr den Daumen, und die Massen rasteten aus. Sie hatten keine Ahnung, dass er sie beleidigte. In Russland bedeutete die Geste »Du kannst mich mal«.

Tyler winkte und Jess machte zum Entzücken der Menge das Victoryzeichen mit beiden Händen. Nachdem sie noch ein paar Mal gewunken hatten, begleitete das Bodenpersonal sie zur offenen Luke des Skyward. Dimitri bewachte Tyler, als Wladimir einstieg und sich mit der Bombe helfen ließ. Danach waren Tyler und Jess an der

Reihe. Dimitri schloss die Luke hinter sich. Die vier Motoren des Lodestar liefen bereits.

Im Inneren des Skyward war es durch die unzähligen dreieckigen Fenster des Rumpfes taghell. Die drei Reihen mit jeweils einem Sitz rechts und links vom Gang waren für die Schaulustigen deutlich von außen erkennbar. Der Pilot saß vorne in der Mitte. Da jedes Gramm Geld kostete und jeder Passagier zweihunderttausend Dollar einbrachte, war für einen Kopiloten kein Raum.

»Ganz nach hinten«, befahl Wladimir.

Während sie mit dem Rücken zu den Fenstern standen, gab Dimitri vor, etwas an ihren Raumanzügen zu korrigieren, fesselte jedoch in Wirklichkeit ihre Handgelenke. Sie mussten sich durch den Mittelgang getrennt nebeneinandersetzen. Ihre Arme schnallte er mit den Sicherheitsgurten fest. Als er fertig war, sicherte er die Bombe und Ikarus zwischen den Sitzen.

Dimitri stieg in den Trägerjet, und Wladimir schloss die Luke hinter

ihm, bevor er sich auf seinen Pilotensitz im Skyward setzte. Er stöpselte seinen Helm in das interne Kommunikationssystem. Mit einem Schalter konnte er die Kanäle wechseln und entweder mit der Flugkontrolle oder mit Dimitri im Lodestar sprechen.

»Okay, Skyward«, meldete sich der Flugdirektor, »beginnen wir mit der Checkliste.«

»Roger«, sagte Wladimir.

Bevor der Flugdirektor fortfahren konnte, hatte er den Kanal gewechselt und fragte Dimitri:

»Bereit?«

»Alle Instrumente wie erwartet. Bir bereit.«

»Dann leg los, solange man dich noch für den richtigen Piloten hält.«

Wladimir schaltete zurück auf den Kanal des Flugdirektors und hörte gerade noch: »... Skyward, können Sie mich hören?«

»Ich höre Sie laut und deutlich.«

»Warum halten Sie sich nicht an die vorgeschriebene Startroutine? Was ist los?«

»Alles roger. Skyward meldet sich ab.«

Er hätte den Kanal abstellen können, aber es machte ihm Spaß, dem verdutzten Flugdirektor zuzuhören, während die Motoren auf Touren kamen und das Raumflugzeug zur Startbahn rollte.

55. KAPITEL

Grant zerrte an seinen Handschellen. Seit zehn Minuten redeten sie auf die Beamten ein, aber deren einzige Sorge schien es zu sein, jede Störung des großen Ereignisses zu verhindern.

»Hören Sie, Sie müssen unbedingt den Flugdirektor des Skyward anrufen. Es könnte jemand an Bord sein, der eine Bombe mitgenommen hat.«

»Richtig. Und die beiden Männer, die Sie bewusstlos geschlagen haben, sind böse russische Spione. Nun hören Sie mir mal ganz genau zu. Wir haben Ihre Bedenken den zuständigen Stellen gemeldet. Jetzt bringen wir Sie in unser Büro, und wenn Ihre Geschichte Hand und Fuß hat, schauen wir nach, ob wir die anderen Russen finden.«

Sie schoben Grant und Morgan in ihren Wagen. Auf der Höhe der Restaurants war lautes Rufen zu hören. Als der Fahrer die Fahrt nicht verlangsamte, ertönte ein so gellender Schrei, als würde jemand ermordet. Der Polizist hielt an.

»Was zum Teufel ist nun schon wieder los?«

Fay kam mit beiden Armen fuchtelnd zu ihnen gerannt.

»Ich brauche die Hilfe dieser Leute«, stieß sie völlig außer Atem hervor.

»Sie kennen sie?«

»Es sind Freunde meiner Enkelin.
Was wird hier gespielt?«

»Sie haben zwei Männer
bewusstlos geschlagen. Wir bringen
sie in unser Büro. Wenn Sie wollen,
können Sie dort mit ihnen reden.«

Das Funkgerät des Beamten quäkte
los.

»Moline, wo sind Sie?«

»Hier Moline. Wir sind bei den
Restaurants in der Nähe des
Helikopterzentrums.«

»Wir haben ein dickes Problem mit
dem Demo-Flug. Die
Funkverbindung zwischen

Kontrollmobil und Pilot riss ab, und danach ist er einfach durchgestartet.«

Grant sank das Herz in die Hose. Sie waren schon auf dem Weg in den Weltraum.

»Genau das habe ich Ihnen doch die ganze Zeit gesagt! Das Raumflugzeug wird entführt!«

»Und Sie sind ein Mitglied der Bande. Halten Sie endlich Ihre Klappe!«

»Moline, fahren Sie zum Kontrollzentrum und machen Sie sich nützlich.«

»Wir haben Verdächtige
festgenommen.«

»Verdammt! Dann bringen Sie die
eben mit.«

Moline legte das Funkgerät weg.

»Gnädige Frau, wir müssen ...«

Fay drückte ihm den Lauf einer
Glock in die Rippen. »Sie müßten
gar nichts. Sie lassen die beiden
laufen, und zwar sofort.«

Der Polizist lachte verächtlich.

»Soll das ein Witz sein?«

»Sehe ich aus wie ein Komiker?«

Fay fixierte ihn, ohne eine Miene
zu verziehen. Molines Grinsen

verschwand.

»Fay«, sagte Morgan, »wo kommt die Glock her?«

»Tyler hat sie mir gegeben. Sie haben doch wohl nicht geglaubt, dass ich als Einzige unbewaffnet herumlaufe?«

Erstaunlich war es nicht, ging es Grant durch den Sinn. Wenn man bedenkt, wie sie mit der Schrotflinte umgegangen war.

Als Moline sich nicht gleich entschließen konnte, Fay zu gehorchen, stocherte sie ihm mit der Glock in die Rippen.

»Hüten Sie sich, sonst schieße ich.«

Moline nickte seinem Kollegen zu, der daraufhin zuerst Grants und dann Morgans Handschellen aufschloss.

»Und was machen wir jetzt mit denen?«, fragte Morgan, während sie den Polizisten ihre Dienstwaffen und dann Grants und ihre eigene Pistole abnahm. Grant sah sich suchend um.

»Da drüben, die Reihe Mobilklos, am Ende der Fressmeile.«

Möglichst unauffällig schlossen sie die Beamten in die Toiletten ein und sicherten die Türen mit den

Handschellen. Selbst wenn die Männer um Hilfe riefen, würde es eine ganze Weile dauern, bis man sie befreit hätte.

»Saubere Arbeit«, lobte Grant Fay.

»Was blieb mir anderes übrig? Jess und Tyler sitzen in dem Raumflugzeug.«

Grant und Morgan sahen sich verdutzt an.

»Im Skyward? Bist du dir sicher?«

Fay nickte. »Sie trugen Raumanzüge. Als sie aus dem Bus stiegen, war ich natürlich völlig ahnungslos. Dann hob die kleinere

Gestalt ihre Hände zum
Victoryzeichen hoch.«

»Ich kapiere gar nichts.«

Fays Worte überschlugen sich
beinahe.

»Wenn man die Handflächen nach
außen dreht, heißt es – in
Neuseeland will ich sagen –
Victory. Wenn du aber die
Handflächen nach innen drehst, heißt
es ›Leck mich‹. Du weißt schon, wie
wenn man jemandem den
Stinkefinger zeigt. Na ja, die
kleinere Gestalt machte das
Victoryzeichen, als sie sich der

Menschenmenge zuwandte, die Männer an beiden Enden bedachte sie aber eindeutig mit der anderen Version. Und als ich sah, wie der Große seine Hand auf ihre Hüfte legte, um sie zum Flugzeug zu geleiten, erkannte ich sie an ihrem Gang. Es waren Jess und Tyler. Und jetzt sitzen sie mit diesem Wahnsinnigen in einem Flugzeug. Ihr müsst sie da raushauen!«

»Und die Bombe ist vermutlich auch an Bord. Wann trennen sich Raumflugzeug und Trägerflugzeug?«, fragte Morgan.

Grant hatte sich über das Skyward informiert, als sie von Los Angeles nach Oshkosh flogen.

»Wenn der Pilot sehr steil aufsteigt, können sie die Starthöhe in fünfzehn Minuten erreicht haben.«

Morgan rechnete. Sie schüttelte den Kopf.

»Nicht genug Zeit. Der nächste Stützpunkt ist in Madison. Wenn die dort nicht jetzt sofort losfliegen, sind sie nicht rechtzeitig da, um ...« Sie warf einen kurzen Blick auf Fay.

»... um sie nach unten zu zwingen.«

Grant schüttelte ebenfalls den

Kopf.

»Richtig. Und wer weiß, wie lange wir brauchen, um sie zu überzeugen, dass es wirklich brennt? Und dass sie unbedingt ein Kampfflugzeug losschicken müssen?«

»Und was ist mit den Kampfflugzeugen hier auf dem Platz?«

Fay deutete auf die T-38, an die bereits ein externes Hilfstriebwerk angeschlossen war. »Die könnten doch auch aufsteigen und das Raumflugzeug suchen.«

»Unbrauchbar. Das ist eine

Trainingsmaschine, sie ist unbewaffnet. Wie alle anderen Maschinen hier. Außerdem würden die Piloten nicht ohne Befehl fliegen.«

»Aber du könntest sie doch fliegen«, sagte Grant.

»Ich?«

»Du bist dafür ausgebildet. Kannst du diese Maschine nicht fliegen?«

Morgan sah die T-38 an, dann wieder Grant.

»Meinst du das ernst?«

»Bleibt uns eine andere Wahl?«

Morgan schürzte nachdenklich die

Lippen, dann nickte sie.

»Du hast recht. Komm, los!«

Sie rannte zu der T-38. Die Piloten standen neben dem Jet und sprachen mit einem Besucher. Morgan schob den Mann aus dem Weg.

»Captain, ich bin Bundesagentin. Ich requiriere Ihr Flugzeug.«

Der Pilot lächelte sie an, dann lachte er schallend. »Hudson«, fragte er seinen Leutnant, »haben etwa Sie dieser hübschen Lady den Floh ins Ohr gesetzt?«

Der verblüffte Leutnant lachte mit und zog die Schultern hoch.

»Ich habe keine Zeit für Fisimatenten«, fuhr Morgan fort und zog ihre Pistole.

Die beiden Piloten verstummten auf der Stelle.

»Ich würde ihr gut zuhören«, kam es von Grant.

»Was bei allen Teufeln soll das?«, fragte der Hauptmann.

»Ich habe auch keine Zeit für lange Erklärungen, und Sie würden mir sowieso nicht glauben. Geben Sie mir Ihren Helm.«

»Den Teufel werde ich tun.«

Sie sah zur Treppe, die ins Cockpit

führte.

»Er wird im Cockpit liegen. Ist Ihr Flugzeug flugbereit?«

»Sie kriegen mein Flugzeug nur über meine Leiche.«

Fay zog ihre Pistole und legte auf ihn an.

»Dazu könnte es kommen, mein Sohn. Meine Enkelin wurde entführt. Mit dem Raumflugzeug, das eben gestartet ist. Sie reichen jetzt dieser Frau die Schlüssel oder was immer sie braucht, sonst erschieße ich Sie eigenhändig.«

»Es handelt sich wirklich um eine

Sache von nationaler Bedeutung«, ergänzte Morgan. »An Bord des Raumflugzeugs befindet sich eine EMP-Waffe. Wenn sie zur Starthöhe gelangt und gezündet wird, könnte die gesamte Infrastruktur der USA zerstört werden. Ich war F-16-Pilotin, und ich hole sie herunter, bevor es dazu kommt. Verstanden?«

»Wie lautet Ihr Rufzeichen?«

Ohne zu zögern, antwortete sie:
»Buster.«

Der Captain sah sie stirnrunzelnd an.

»Ich fliege selbst, sobald ich

Bestätigung erhalte.«

»Dauert alles viel zu lange. Fay, behalte sie im Auge.«

Morgan kletterte ins Cockpit. Grant hinterher. Oben drehte sie sich um.

»Was hast du vor?«

»Ich komme mit.«

»Ausgeschlossen.«

»Und wenn dir dort oben schwindelig wird? Immerhin kann ich einen Helikopter fliegen. Ich kann zwar so ein Ding nicht starten, aber in der Luft kann ich sie halten, wenn dir schwarz vor Augen wird.«

»Ich komme klar.«

»Bist du bereit, die Zukunft deines Landes darauf zu verwetten?«

Sie presste die Lippen zusammen.

»Ich weiß, was dich da oben erwartet«, fuhr er fort. »Wenn sie nicht landen wollen, gibt es nur einen einzigen Weg, sie herunterzuholen.«

»Deshalb will ich nicht, dass du dabei bist.«

»Dort oben fliegt mein bester Freund. Wenn du sie rammen musst, will ich dabei sein. Er soll wenigstens nicht umsonst sterben.«

Sie kämpfte mit sich selbst, aber er

hatte recht, und sie wusste es, das konnte er sehen.

»Okay«, lenkte sie widerwillig ein.
»Steig auf den vorderen Sitz. Ich starte das Hilfstriebwerk.«

Grant kletterte ins Cockpit, quetschte sich in Helm und Fallschirm, während Morgan nach unten rannte und heftig gestikulierte. Fay schien sie gleich zu verstehen, denn sie wedelte mit ihrer Pistole, als die beiden Piloten nicht schnell genug reagierten. Morgan kam zurück und nahm den hinteren Sitz ein.

»Ich habe Fay gesagt, die Piloter sollen das Hilfstriebwerk entfernen, wenn die Motoren auf Touren sind. Sie wird auch dafür sorgen, dass sie die Treppe abnehmen.«

Sie schlossen das Kabinendach und gurteten sich an. Grant hütete sich, den Instrumenten zu nahe zu kommen. Sie waren zehnmal komplizierter als die des leichten Helikopters, den er flog. Die Triebwerke rührten. Er warf den Kopf zurück. Das APU wurde gerade weggezogen. Auch die Leiter und die Bremsklötze wurden entfernt. Er

machte das Victoryzeichen, die Handfläche zu Fay gewandt. Sie antwortete mit derselben Geste.

Grant hatte immer geglaubt, dass es Frauen wie Morgan nicht mehr gab, aber er musste sich korrigieren. Die Frau, die hinter ihm saß, war aus echtem Schrot und Korn.

Morgan löste die Bremsen.

»Fangen wir sie ab«, sagte Grant.

»Weiß noch nicht. Selbst mit Nachbrennern wird es zeitlich knapp.«

Morgan verlangte vom Tower freie Bahn, denn sie würde jetzt starten,

egal, was der Fluglotse sagte. Eine Minute später rollte die T-38 kreischend die Startbahn hinunter, und Grant fragte sich, ob er jemals wieder erleben würde, wie es sich anfühlt, wenn man festen Boden unter den Füßen hat.

56. KAPITEL

Das Trägerflugzeug über dem Skyward verdeckte die Sonne, aber durch die ungewöhnliche Bauweise des Rumpfes konnte Tyler ungehindert in alle Richtungen

sehen. Würde er an Agoraphobie leiden, wäre er jetzt schon vor Angst gelähmt. Er probierte aus, wie fest er gefesselt war. Die Gummischnüre saßen stramm. Der Russe war gründlich gewesen und hatte Tyler alles abgenommen, was er in den Taschen hatte, auch sein Leatherman. Er atmete den Geruch der Kabine durch den Schlitz in seinem Helm ein und fühlte sich an ein fabrikneues Auto erinnert, was vermutlich an den Polstersitzen lag. Die winzige Helmöffnung

verhinderte, dass er erstickte, aber sie half nicht, ihn zu kühlen. Er war bereits schweißgebadet. Aufgrund ihres Steigungswinkels erwartete er, dass sie in fünf Minuten die Fünfzehn-Kilometer-Starthöhe des Skyward erreicht hätten.

»Alles in Ordnung?«, flüsterte er Jess zu, denn die Motoren waren nur gedämpft zu hören. Sie wehrte sich vergebens gegen ihre Fesseln. Kläglich sah sie ihn an.

»Werden wir sterben?«

»Nicht, wenn ich es verhindern kann.«

»Wie können wir es verhindern?
Ich bin verschnürt wie ein Postpaket.
Kannst du dich befreien?«

»Ich versuche es.«

Er zog wieder. Diesmal konnte er seine Arme ein wenig heben. Er versuchte es ein zweites und drittes Mal, aber er hatte seine maximale Bewegungsfreiheit erreicht. Wenn ihm nicht einfiel, wie er die Sicherheitsgurte lösen konnte, steckte er in der Klemme.

Wladimir hatte seinen Fliegeroverall ausgezogen und schlüpfte nun in den Ikarusanzug.

Fallschirm und Sauerstoffbehälter machten ihn sperrig. Wenn es ihm gelänge, sich zu befreien, dachte Tyler, hätte er wenigstens den Vorteil, beweglicher als der Russe zu sein. In Situationen wie dieser verhielt sich Tyler immer nach der Devise, Handeln ist besser als Nichtstun. Er würde mit Reder anfangen. Um den Gegner zu beeinflussen, war Reden ein gutes Mittel, hatte er festgestellt.

»Ich weiß, was Sie vorhaben. Sie lassen die Bombe hier und springen. Das wird aber nicht klappen. Wir

sind im freien Fall. Sie schweben neben uns, bis das Raumflugzeug explodiert.«

»Irrtum.«

Mehr sagte er nicht, aber Tyler hatte sich schon gedacht, dass er nicht so dumm wäre. Vermutlich würde er genau andersherum vorgehen und die Bombe abwerfen, sobald die Zeituhr lief, und den Skyward benutzen, um sich möglichst weit von der Stelle zu entfernen, an der sie explodieren würde. Zumindest würde Tyler es so machen.

»Sind Sie sicher, dass Ikarus überhaupt funktioniert?«

»Er wurde von den besten russischen Ingenieuren gebaut.«

»Genau das meine ich.«

Wladimir schmunzelte.

»Vergessen Sie nicht, dass wir die erste Nation im Weltraum waren. Erster Satellit. Erster Kosmonaut. Erster Spaziergang im All. Und heute fliegt Amerika in russischen Raketen zur Raumstation. Ich habe mehr Vertrauen in diesen Fallschirm als in dieses Raumflugzeug.«

Tyler versuchte es auf einem

anderen Weg.

»Hier drinnen können Sie uns nicht erschießen. Die Kugeln könnten durch uns hindurchgehen und den Rumpf beschädigen.«

»Richtig. Falls Sie sich Gedanken darüber machen, wie Sie sterben werden – ich werde Gnade walten lassen. Ich nehme einfach Ihre Anzüge vom Versorgungssystem. Irgendwann werden Sie bewusstlos, und schließlich sterben sie. Angenehm.«

»Das ist sehr freundlich von Ihnen.«

»Ich bin kein Monster.«

»Obwohl Sie schon ein Dutzend Leute getötet haben und noch Abertausende umbringen wollen?«

»Man zeichnet Soldaten mit Order aus, wenn sie töten, weil sie einen gottverlassenen Hügel einnehmen wollen. Ich habe getötet, weil ich die Weltordnung verändern will. Was ist gerechtfertigter?«

»Ja, Sie sind ein wahrer Held.«

»Was dem einen sein Uhl, ist dem anderen sein Nachtigall. Für Amerika mag George Washington ein Held sein, für die Briten war er

ein niederträchtiger Verräter. Hätten die Kolonien den Krieg verloren, hieße Washington heute Kingsville. Genau so wird es mit mir in Russland sein.«

»Koltschewgrad?«, spottete Tyler.
»Nicht sehr einprägsam. Aber eines ist mir noch nicht klar. Woher kannten Sie die Höhle auf der Osterinsel? Ohne Fays Holztafel?«

Wladimir sah ihn erstaunt an.
»Wissen Sie wirklich nicht Bescheid?«

»Worüber?«

»Dombrowski.«

»Ich weiß, dass er die Bedeutung der Nasca-Linien erkannt hat.«

Wladimir schüttelte den Kopf.

»Ihr Amerikaner könnt also doch ein Geheimnis wahren. Dombrowski hat das Xenobium aus der Tunguska in die Vereinigten Staaten mitgenommen und im Austausch dafür Asyl verlangt. Er hat das Projekt Caelus für die Air Force initiiert. Deshalb suchte er nach weiteren Quellen des Metalls.«

»Projekt Caelus?«

Koltschew wusste Details über Dombrowskis Projekt, die Kessler

ihnen vorenthalten hatte. Der Russe musste Zugang zu den gestohlenen Laborberichten gehabt haben.

»Witzig, dass wir mehr wissen als Sie. Dombrowski lebte für zwei Dinge: Projekt Caelus und seine Frau Catherine. Vermutlich hat er sich nach dem Tod seiner ersten Frau und seiner Tochter ganz auf sie fixiert. Doch dann starb auch Catherine. Jeden Morgen suchte er ihr Grab auf, bevor er zur Arbeit ging.«

»War Dombrowski ein russischer Spion?«

»Nein, er hasste die Kommunisten. Wir hatten jedoch jemanden in seinem Labor, der auf unserer Seite stand. So sind wir in den Besitz seiner Aufzeichnungen gekommen. Für den Laborbrand waren wir verantwortlich. Wir haben auch sein Flugzeug zum Absturz gebracht. Bei seinen Unterlagen befand sich ein Foto des Verstecks der Nasca. Dombrowski hatte darauf verzichtet, das dort liegende Stück Xenobium zu holen, weil er nicht wusste, wie man es entfernt, ohne dass die Kammer einstürzt.«

»Er hatte vor, es später zu holen, aber die Sowjets haben ihn vorher getötet«, warf Tyler ein.

»Wir wollten seine Aufgabe vollenden. Wir hatten Fotos der Holztafel, wussten aber nicht, auf welchen Ort sie sich bezog. Wir wussten nur, dass es in der Pyramide Xenobium gab. Als ich Mrs Turia in dem Video sagen hörte, ›Rapa Nui führt zu Xenobium‹, dachte ich, dass sie im Besitz des Nasca-Xenobiums wäre. Als sich herausstellte, dass ich mich geirrt hatte, flog ich zur Osterinsel. Sie

waren zufällig vor mir da.«

Tyler zog an seinen Fesseln.

»Und trotz Ihrer Bombe sind wir hier.«

Wladimir schloss die letzte Schnalle seines Anzugs.

»Sie sterben wenigstens für Ihr Land. Vielleicht errichtet man Ihnen ein Denkmal. Ich weiß, dass ich in meinem Land mit Sicherheit eines erhalten werde.«

Koltschew legte die Hand ans Ohr und nickte.

»Wir nähern uns der Abflughöhe. In wenigen Minuten sind Sie tot,

deshalb verabschiede ich mich von Ihnen. Ich habe eine Verabredung mit dem Schicksal.«

Er ging zurück zum Pilotensitz und schnallte sich an.

Tyler mühte sich weiter ab, seine Gurte zu weiten, und schwor sich, nicht auf seinem Hintern sitzend zu sterben.

57. KAPITEL

Seit einer Weile war Morgan verstummt und Grant sehr beunruhigt. Er hielt die Hand auf

dem Steuerknüppel der T-38. Die Maschine war leicht zu fliegen, weil sie ein Ausbildungsflugzeug war, aber er konnte gerade einmal den Kurs halten oder allenfalls leichte Kurskorrekturen vornehmen, für alles, was ein wenig komplizierter war, brauchte er Morgan. Der zweiminütige Senkrechtflug auf neun Kilometer Höhe hatte einen schlimmen Schwindelanfall bei ihr ausgelöst. Er hatte schon gedacht, es sei alles in Ordnung, als sie plötzlich abkippten und waagerecht

weiterflogen. Es war schlimm genug für ihn, denn durch die negativen G-Kräfte schoss ihm das Blut in den Kopf, für sie war es zu viel gewesen. Sie hatte ihm befohlen, das Steuer zu halten, und war verstummt.

Durch das Funkgerät waren sie ausreichend informiert, um dem Lodestar folgen zu können. Er war vierundzwanzig Kilometer von ihnen entfernt und stieg sechshundert Meter pro Minute. Hätten sie ihre Geschwindigkeit beibehalten, wären sie bei dem Trägerflugzeug

gewesen, bevor Skyward hätte starten können. Da zu ihm noch immer keine Funkverbindung bestand, hatte die Bodenkontrolle zwei Kampfflieger der Air Force angefordert. Man erwartete die Ankunft der Maschinen aber erst in fünfzehn Minuten, was viel zu spät wäre. Die T-38 war das einzige Flugzeug weit und breit, das rechtzeitig intervenieren konnte. Die Bodenkontrolle versuchte auch, eine Verbindung zu Morgan und Grant herzustellen, aber sie antworteten nicht.

Grant war sich nun ziemlich sicher, dass sich die Bombe an Bord des Raumflugzeugs befand. Hätte nur die Funkverbindung versagt, wäre der Pilot nach Oshkosh zurückgekehrt. Es gab keine andere Erklärung, die Russen hatten die beiden Maschinen entführt und versuchten tatsächlich, die Bombe in der Ionosphäre zur Explosion zu bringen. Ihm wurde übel bei dem Gedanken, schuld an Tylers und Jess' Tod zu sein. Er zermarterte sich das Gehirn nach einer Lösung, fand aber keine. Wenn sie zur

Warnung an Koltschew vorbeiflogen oder ihn per Funk bedrohten, konnte es sein, dass er den Start des Skyward bereits auslöste, bevor er die optimale Höhe erreicht hatte. Sie mussten ihn überraschend angreifen, das war ihre einzige Chance.

Grant versuchte, sich damit zu trösten, dass Tyler seiner Meinung wäre. An erster Stelle kamen die Vereinigten Staaten. Tyler war Offizier gewesen, er hatte seine Soldaten tödlichen Gefahren aussetzen müssen. Mit Jess war es jedoch etwas anderes. Sie hatte sich

nie offiziell dazu bereit erklärt, ihr Leben für ihr Land zu opfern. Er und Tyler hatten den Eid geleistet und waren deshalb bereit, den Start des Raumflugzeugs auch auf Kosten ihres Lebens zu verhindern.

»Morgan, sag etwas.«

Nach ein paar Sekunden hörte er:
»Bin wieder bei mir.«

»Wie geht es dir?«

»Ich habe mein Mittagessen bei mir behalten können. Ich sehe noch unscharf, aber es wird besser.«

»Und der Schwindel?«

»Auch besser. Ich kann jetzt wieder

das Steuer übernehmen.«

Grant ließ los, und sie setzte das Flugzeug auf Abfangkurs. Sie schien wieder dazu in der Lage zu sein.

»Wir nähern uns von hinten. Selbst wenn sie von uns wissen sollten, weil sie die Bodenkontrolle mithören, werden sie uns erst sehen, wenn wir praktisch schon bei ihnen sind. Dann verlangsame ich, damit ich sie nicht verfehle. Wir sind dann immer noch schnell genug, um das Raumflugzeug zu zerstören.«

»Und unser eigenes.«

»Deshalb springen wir kurz vor

dem Zusammenstoß. Unter deinen Armstützen sind Abzuggriffe. Suche sie, aber zieh nicht daran.«

Grant fand die Hebel.

»Hab sie.«

»Wenn es so weit ist, ziehst du beide Armstützen nach oben und schiebst die Griffe nach unten. Dann fliegt das Dach über der Kanzel weg, und eine Rakete schleudert deinen Sitz nach draußen. Setze dich möglichst gerade hin, dann ist die Gefahr eines Wirbelsäulenbruchs geringer. Der Gegenwind wird auf dich prallen. Dein Helm sollte dabei

eigentlich nicht verrutschen, aber wenn du ihn verlierst, bist du bewusstlos, bevor du auf sechs Kilometer Höhe gefallen bist. Der Fallschirm öffnet sich automatisch.«

»Ziehen wir gleichzeitig?«

»Nein, wenn du ziehst, werden wir beide herauskatapultiert, einer nach dem anderen.«

Morgan war diejenige, die sich auskannte. Grant musste sich auf sie verlassen.

»Ich rechne immer noch mit dem besagten Nachmittag«, sagte er.

»Versprochen. Ich werde da sein.«

Ein weißer Fleck in der Ferne erweckte Grants Aufmerksamkeit.

»Ziel genau vor uns«, verkündete er.

In wenigen Sekunden näherten sie sich dem weißen Lodestar, dessen weit ausladende Flügel den blauen Himmel zu durchschneiden schienen. Sie kamen direkt von hinten. Das Trägerflugzeug wurde schnell größer.

»Ich habe ihn«, sagte Morgan.
»Bist du bereit?«

»Sag mir, wenn es so weit ist.«

»Ich zähle. Ich werde langsamer.«

Grants Brust wurde gegen die Gurte gepresst, als Morgan die Nachbrenner abstellte. Sie flogen jetzt stattliche tausendeinhundertelf Stundenkilometer. Bei dieser Geschwindigkeit aus dieser Höhe zu springen war äußerst riskant, denn er trug keinen Flugoverall. Wenn er nicht an Sauerstoffmangel starb, bestand die Gefahr, dass er erfror, bevor er tiefere Höhen erreicht hatte.

Sie hatten sich dem Lodestar so weit genähert, dass er den Skyward darunter ausmachen konnte. Tyler und Jess hatten keine Ahnung, was

auf sie zukam. Grant tröstete sich damit, dass sie sowieso sterben würden, wenn der Killswitch detonierte, aber dieses Wissen machte seine Schuldgefühle nicht kleiner. Wenn er mit ihnen hätte tauschen können, hätte er keine Minute gezögert.

»Es tut mir so leid«, flüsterte er.
»So sehr leid.« Er betete für sie.

»Grant, es ist Zeit«, sagte jetzt Morgan. »Ich sehe dich auf der anderen Seite.«

»Ich kann es kaum erwarten.«

Der Lodestar füllte die Scheibe.

Morgan zielte genau auf seine Mitte. Die T-38 würde mitten durch seinen Rumpf stoßen. Grant hoffte, dass Tyler und Jess nie erfahren würden, was geschehen war.

Morgan begann mit dem Countdown.

»Zieh bei eins. Fünf.«

Grant umklammerte die Armlehnen und Hebel.

»Vier.«

Morgans Stimme klang friedlich.

»Drei.«

Als wüsste sie, dass sie diesen Augenblick auskosten musste.

»Zwei.«

Als wäre sie endlich da, wo sie hingehörte.

»Eins. Spring! Spring! Spring!«

Grant riss die Armlehnen hoch, und tausend Sinneseindrücke überwältigten ihn. Die Explosion der Riegel, durch die das Dach abgehoben wurde. Die eiskalte Luft, die auf seine Arme stürzte. Die Wucht, mit der sein Sitz ihn aus dem Flugzeug hinauskatapultierte. Der Eisengeschmack seines Blutes von seinem Biss in die Lippe. Die Einschränkung seines Sichtfelds, als

die Luft ihn abrupt bremste. Das Auffalten seines Bremsschirms, der seine Drehbewegung stoppte, als er taumelnd fiel. In diesem Moment erkannte er, dass Morgan sich verschätzt hatte. Er war gesprungen, als sie noch einige Hundert Meter von ihrem Ziel entfernt gewesen waren. Er sah sich um. Wo war ihr Fallschirm? War sie nicht gesprungen? Einen Augenblick lang packte ihn die Angst, dass ihr Katapult versagt hatte. Dann dämmerte ihm, dass sie ihn ausgetrickst hatte. Sie selbst würde

bis zum bitteren Ende in ihrem Flugzeug bleiben.

In allerletzter Minute wich der Pilot des Lodestar plötzlich nach links aus. Irgendwie musste er das Flugzeug hinter sich doch entdeckt haben. Wäre Morgan gesprungen, hätte sie das Raumflugzeug verfehlt. Nun sah Grant mit eigenen Augen, warum man sie als Kampfpilotin ausgewählt hatte, denn sie riss den T-38 zur Seite und flog durch den Steuerbordflügel des Lodestar. Morgans Fighter wurde zu einem Feuerball, der so groß war, dass

Grant die Hitze des explodierenden Brennstoffes fühlen konnte. Morgan hatte keine Chance zu springen. Die Steuerbordmotoren des Trägerflugzeugs wurden durch die Luft geschleudert. Flammen schossen aus dem Flügelstummel, der Lodestar drehte sich um die eigene Achse und flog auf dem Rücken weiter.

Grant kämpfte in der dünnen Atmosphäre um Luft, er wollte unbedingt bei Bewusstsein bleiben. Er war es Tyler schuldig, das Ende mitzuerleben.

Er war davon ausgegangen, dass das Trägerflugzeug unter den extremen aerodynamischen Kräften zerbrechen würde, aber der Rumpf blieb intakt. Eine beeindruckende Demonstration der Vogelknochenbauweise. Gemächlich drehte sich der Lodestar weiter, bis er wieder normal flog. Und dann löste sich zu Grants Entsetzen das Raumflugzeug von ihm. Es senkte sich, und der Lodestar blieb mit brennendem Flügel zurück.

Kurz bevor er explodierte, zündete der Raketenantrieb des

Raumflugzeugs. Die brennenden Wrackteile, die durch die Luft wirbelten, konnten ihm nichts mehr anhaben.

Seinem Namen entsprechend stand der Skyward auf dem Heck und schoss von einer Feuerzunge angetrieben mit vierfacher Schallgeschwindigkeit in den blauen Himmel.

Noch nie in seinem Leben hatte Grant sich so hilflos gefühlt.

»Es tut mir so leid«, flüsterte er, bevor er das Bewusstsein verlor.

58. KAPITEL

Das satte Blau hatte Iwan Koltschew zutiefst fasziniert. Trotz der gewaltigen Belastung seines Körpers durch die Beschleunigung hatte er den Kopf gedreht und die Erde mit einem Tempo kleiner werden sehen, wie er es sich in seinen kühnsten Träumen nicht vorgestellt hatte. Bald war vom Lake Michigan nur noch die Uferlinie erkennbar, alles andere war wie weggewischt. Da er nichts zu tun gehabt hatte, bis sein Freund Dimitri Raumflugzeug und

Trägerflugzeug trennte, bewunderte er den unvergleichlichen Panoramablick. Rein zufällig hatte er dabei durch eines der zahllosen Fenster nach hinten gesehen, das Kampfflugzeug entdeckt und seinem Freund eine Warnung zugeschrien. In allerletzter Sekunde war es Dimitri Sotkin gelungen, die Kollision zu verhindern, das Raumflugzeug vom Lodestar zu trennen und seinen automatisierten Flug zu initiieren. Wladimir bewunderte seinen Freund für das Opfer, das er gebracht hatte,

und schwor sich, dafür zu sorgen, dass er einen Ehrenplatz an der Seite all der anderen erhielt, die für diese Mission ihr Leben gelassen hatten.

Während dieser Überlegungen überkam ihn das Gefühl einer ungeheuren Verantwortung. Er war der Letzte. Er war als Einziger übrig geblieben, das Werk zu vollenden. Die Zukunft der Welt lastete allein auf seinen Schultern. Dennoch war er zuversichtlich. Skyward hatte sich zwar vor der Zeit von dem Trägerflugzeug getrennt, würde aber eine ausreichende Höhe erreichen.

Er selbst brauchte nichts weiter zu tun, als den Antrieb abzustellen, wenn sich der Tankstoffanzeiger der Fünf-Prozent-Markierung näherte. Die restliche Menge würde ihm reichen, sich weit genug zu entfernen, bevor die Bombe losging. Er riss sich von dem hypnotisierenden Anblick des Himmels los und konzentrierte sich auf seine Aufgabe. Die enormen G-Kräfte pressten ihn so fest in seinen Sitz, dass er sich wie festgeklebt fühlte, er konnte nur mit Mühe den Arm heben. Das Tempo, mit dem

der Raketenmotor das Hydrazin schluckte, war unglaublich. Zum Glück war der Schalter zum Abstellen des Antriebs in Reichweite.

Noch zwei Minuten.

Tyler war zu sehr damit beschäftigt, sich aus den Gummischnüren zu befreien, um die Aussicht zu bewundern. Wer immer der Kamikaze-Angreifer gewesen sein mochte, er dankte ihm für die Hoffnung, die er in ihm geweckt hatte, so schwach sie auch war.

Während der Rückenfluglage war er mit dem Kopf nach unten in seinen Sicherheitsgurten gehangen, dadurch hatte er mit viel Mühe seine Hände darunter hervorziehen können. Der Raketenantrieb rührte hinter ihnen, aber nicht mehr lange. Er drehte die Arme, um irgendwie die Schnalle seines Gurts zu öffnen, aber mit den Fingern konnte er sie nicht erreichen. Er arbeitete leise, der Russe schien noch mit den Instrumenten beschäftigt. Tyler hatte sich Gedanken darüber gemacht, wie er eigentlich abspringen würde, denn

per Hand, wie er behauptet hatte, konnte er den Druck mit Sicherheit nicht herabsetzen. Er würde sie erschießen, und deshalb musste Tyler ihn unbedingt vorher überraschen.

Er schob seinen Ellbogen unter die Schnalle und öffnete sie. Seine Muskeln waren von dem fünffachen Gewicht, das auf ihnen lastete, überfordert, aber er schaffte es. Die beiden Gurtenden fielen auf den Sitz. Nun waren seine Handgelenke nur noch mit der Gummischnur gefesselt. Allein konnte er sie nicht

lösen, er brauchte Jess dazu, aber die gewaltigen Beschleunigungskräfte drückten ihn in seinen Sitz.

Plötzlich herrschte von einer Sekunde auf die andere völlige Stille. Der Raketenantrieb war verstummt. In dem einen Augenblick hatte Tyler fünfhundert Kilo gewogen, im nächsten schwebte er wie ein Ballon über seinem Sitz. Er stieß sich mit gefesselten Händen ab. Jess zitterte noch von den Auswirkungen der G-Kräfte. Warnend hob er die Hände, sie solle

keinen Laut von sich geben. Er baute darauf, dass der Russe wegen seines Helms nicht hörte, was hinter seinem Rücken vorging.

So leise wie möglich öffnete er Jess' Gurtschnalle, aktivierte ihren Sauerstoffschlauch und schloss ihr Helmvisier, so dass ihr Anzug luftdicht wurde. In aller Eile befreite er sie von ihren Gummischnüren und hielt ihr dann seine Hände hin. Sie konnte den Knoten jedoch nicht lösen. Frustriert blickte sie auf. Da zuckte sie zusammen, als hätte sie hinter Tylers Schulter etwas

gesehen. Er drehte sich um. Der Russe stand gerade auf, eine SIG Sauer in der behandschuhten Hand.

Zum ersten Mal in seinem Leben erlebte Wladimir den Zustand der Schwerelosigkeit. Einen Augenblick lang dachte er, seine Innereien schoben sich durch seinen Mund hinaus, aber das Gefühl verging schnell. Im Kino wurden Astronauten in der Schwerelosigkeit oft dargestellt, als würden sie durch Sirup schwimmen, aber er fühlte sich körperlos wie ein Geist. Schon

ein kleiner Stoß genügte, und er segelte davon. Er prüfte, ob seine Sauerstoffversorgung funktionierte und sein Helm dicht war. Als Nächstes musste er die Luke öffnen. Durch den Druckunterschied zwischen drinnen und draußen drückten zehntausend Kilo auf die Tür. Er musste gleiche Druckverhältnisse schaffen, und das würde er mit seiner Pistole tun. Kein Flugzeugbauer, der bei klarem Verstand war, würde davon ausgehen, dass jemand den Kabinendruck absichtlich senken

wollte, es gab also keinen Knopf oder Hebel dafür. Wladimir musste seine Fantasie spielen lassen. Durch die Fenster konnte er nicht schießen, sie waren noch fester als kugelsicheres Glas, aber die Kohlenstofffaser des Rumpfes war weniger stabil. Sein Plan war riskant, aber er war schon so viele Risiken eingegangen. Um sicherzugehen, würde er die Bombe vorher scharf machen. Sie würde auf jeden Fall detonieren, auch wenn etwas schief lief und er sein Leben verlor.

Er stand vorsichtig auf und griff nach der Kopfstütze, um sich umzudrehen. Trotz des sperrigen Druckanzugs fühlte er sich leicht wie ein Schmetterling. Bis sein Blick auf Tyler Locke fiel, der mit ausgestreckten Armen auf ihn zusegelte.

Tyler hatte erst den halben Weg durch die Kabine zurückgelegt, aber er konnte seinen Kurs nicht mehr korrigieren. Ducken konnte er sich auch nicht, wenn der Russe auf ihn schoss. Als sein Gegner die Pistole

herumriss, hatte Tyler schon mit dem Leben abgeschlossen. Aber Wladimir Koltschew hatte nicht mit den Folgen der Schwerelosigkeit gerechnet. Seine unkontrollierte Armbewegung reichte, um ihn sein Ziel verfehlen zu lassen. Die Kugel flog an Tylers Helm vorbei und landete im Rumpf des Flugzeugs. Wladimir schoss noch zwei Mal, aber er hatte offenbar das dritte Grundgesetz der Bewegung vergessen, dass Kräfte immer paarweise auftreten. Er stand nicht fest verankert, und der Rückstoß

seiner Pistole bewirkte, dass auch er zurückgestoßen wurde. Beide Schüsse blieben im Fensterglas stecken.

Der erste Schuss hatte Tyler zwar nicht getroffen, aber es war das geschehen, was Wladimir ursprünglich geplant hatte, und nun zischte die Luft des Raumflugzeugs durch das Loch ins All. Es würde eine Frage von Sekunden sein, bis die Kabine luftleer war.

Tyler schloss sein Visier, während er auf den Russen zusegelte. Nicht, dass es einen großen Unterschied

gemacht hätte, der Luftvorrat in seinem Anzug war nicht groß. Ohne Verbindung zur Sauerstoffversorgung der Kabine würde er in einer Minute wie ein Fisch auf dem Trockenen nach Luft schnappen.

Er streckte die Beine und trat gegen den Pilotensitz. Dadurch änderte sich seine Flugbahn, und er traf den Russen mit beiden Fäusten in den Magen. Durch das Visier des Ikarusanzugs sah er, wie sich Koltschews Gesicht vor Schmerz verzernte. Er hob den Ellbogen und

schlug ihm damit die Pistole aus der Hand. Wladimir versetzte Tylers Helm einen Schlag, so dass er sich rückwärts überschlug. Der Sauerstoffmangel machte Tyler bereits benommen, er musste den Kampf abkürzen. Das Rauschen war verstummt, Innendruck und Außendruck waren gleich.

Wladimir wollte sich auf die Bombe werfen, aber Tyler packte ihn an den Knöcheln, noch bevor der Russe sie erreicht hatte. Er stoppte seinen eigenen Schwung, indem er sich mit den Zehen an der Rücklehne

des Pilotensitzes festhakte. Der plötzliche Halt wirbelte den Russen in Richtung der Luke. Zu spät sah Tyler, dass er am Nothebel riss und die Luke aufschwang. Wladimir stieß sich zurück zur Bombe. Er wehrte sich gegen Tyler, der wusste, dass sein Gegner bald im Vorteil wäre, weil die Stickstoffkonzentration in seinem eigenen Anzug in wenigen Sekunden ein tödliches Niveau erreicht hätte. Es war eine reine Frage der Zeit, bis er bewusstlos wurde.

Hilflos zermartete sich Jess den Kopf, wie sie Tyler helfen konnte. Der Sieg des Russen würde auch ihr Ende bedeuten. Er hatte die Bombe erreichen wollen. Plötzlich sah sie eine Möglichkeit, die tödliche Waffe für immer aus dem Weg zu schaffen. Mit pochendem Herzen löste sie sich von ihrem Sauerstoffschlauch, zog sich an den Sitzen entlang, bis sie über der Bombe schwebte. Deren Zeituhr war auf drei Minuten gestellt, aber der Countdown lief noch nicht, der Russe hatte sie offenbar noch nicht scharf gemacht.

Wladimir ruderte wild mit den Armen, um zu ihr zu gelangen, aber Tyler ließ ihn nicht los, obwohl er schon fast bewusstlos war. Jess löste die Befestigungen der Bombe und fasste sie an einem Ende. Wie sie erwartet hatte, war sie leicht zu bewegen. Sie hielt sich fest, stemmte ihre Füße gegen den Rumpf und sprang mit dem Killswitch in der Hand zur Luke. Als sie sicher war, dass die Bombe hindurchsegeln würde, ließ sie los. Dann schlug sie mit den Armen um sich. Sie suchte nach einem Halt, damit sie nicht

ebenfalls in den Abgrund stürzte. Sie umklammerte die Armlehne des Sitzes, der ihr am nächsten war, und drehte sich um. Ihre Füße hingen jedoch noch in der offenen Luke. Sie schrie auf, konzentrierte dann jedoch alle ihre Kräfte darauf, sich zurück in die Kabine zu ziehen. Als sie wieder bei ihrem Sitz war, zog sie den Sauerstoffschlauch zu sich, befestigte ihn und atmete erleichtert die kühle Luft ein. Sie kam gerade wieder langsam zur vollen Besinnung, als sie Tyler in sich zusammensinken sah. Koltschew

befreite sich aus seinem Griff.

Jess bereitete sich innerlich auf einen Kampf mit ihm vor, aber er bückte sich nur und suchte eine Weile etwas unter den beiden vordersten Sitzen. Mit einem Feuerlöscher in der Hand richtete er sich wieder auf. Dann stemmte er die Füße gegen die Kabinenwand gegenüber der Luke und stieß sich zu Jess' ungläubigem Erstaunen kräftig ab. Mit dem Feuerlöscher in den Händen segelte er ins Weltall hinaus.

59. KAPITEL

Tylers Gliedmaßen erschlafften. Kälte sickerte in seine Adern. Seine Ohren sausten, als lauschte er dem Rauschen in einer Muschel. Vor seinem Visier schien alles dunstig zu sein. Eine verschwommene Gestalt schwebte auf ihn zu. Der Russe. Sein Gegner versuchte die Bombe zu erreichen. Er musste ihn aufhalten, aber seine Hände verweigerten den Gehorsam, sie bewegten sich nicht. Die Kälte war unerträglich. Jemand schien ihn am

Bein zu zerren. Sein Rücken stieß gegen etwas Weiches. Klopff. Klopff. Er riss die Augen auf. Sein Körper wurde durchgeschüttelt, jemand pochte an seinen Helm. Luft kreiste durch seinen Anzug. Jess schwebte vor ihm, sagte etwas, das er nicht hörte. Er sah sich um. Er saß ganz vorne, in der ersten Reihe. Die Luke war geschlossen. War sie nicht offen gewesen? Ja. Der Russe hatte sie geöffnet. Wo war er? Wo war die Bombe? Er zog Jess zu sich, bis ihre Helme sich berührten.

»Kannst du mich hören?«

»Ja.«

Ihre Stimme klang blechern.

»Was war los?«

»Ich habe die Bombe hinausgeworfen, und Koltschew ist hinterhergesprungen. Er bewegt sich mit einem Feuerlöscher vorwärts. Wie viel Zeit wir noch haben, weiß ich nicht.«

Tyler löste sich vom Sauerstoffschlauch und stieß sich zum Sitz des Piloten. Knapp fünfhundert Meter weit entfernt schwebte der Russe. Die Kupferhülle der Bombe blitzte vor

ihm auf.

Ihnen blieb vielleicht noch eine Minute. Sobald Koltschew die Bombe erreicht hätte, würde er keine Sekunde verlieren. Seine Mission war zum Himmelfahrtskommando geworden. Aus dem Raumflugzeug zu springen wäre sinnlos. Er würde den Russen nie und nimmer einholen. Aber der Treibstoffanzeige war zu entnehmen, dass er den Raketenantrieb noch einmal starten konnte. Für große Erklärungen war jetzt keine Zeit. Er gab Jess ein Zeichen, sich anzuschnallen, setzte

sich selbst auf den Pilotensitz, legte den Gurt um und schloss den Sauerstoffschlauch an. Plötzlich vernahm er leise Jess' Stimme.

»Tyler, ich hoffe, du weißt, was du tust.«

»Ich auch.«

»Tyler! Wieso kannst du mich hören?«

Im Luftschlauch musste gleichzeitig ein geschlossenes Sprachrohr verlaufen, damit der Pilot mit den Passagieren sprechen konnte, aber er nahm sich nicht die Zeit, ihr das im Einzelnen zu erklären.

»Ich ramme Koltschew. Das ist unsere einzige Hoffnung.«

Tyler wusste, dass das Raumflugzeug mit winzigen Gasraketen ausgestattet war, mit denen der Pilot bei Schwerelosigkeit jede Lage einnehmen konnte, um den Passagieren einen optimalen Ausblick zu ermöglichen. Nicht unwichtig angesichts der Tatsache, dass sie für ihren Flug den Preis eines Einfamilienhauses auf den Tisch geblättert hatten. Tyler suchte das Bedienungsfeld ab und fand einen Doppel-Joystick. Das musste

es sein.

Er drehte den linken Joystick, und die Nase des Raumflugzeugs schwenkte herum. Er hatte zu viel Gas gegeben, deshalb musste er in die andere Richtung ausgleichen. Die Hebel waren einer Spielkonsole nachempfunden. Er verstand in Sekundenschnelle, wie sie funktionierten. Zur Seite konnte er das Flugzeug nicht bewegen, er würde auf demselben Kurs wie sein Ziel fliegen müssen, um es zu treffen.

Vierhundert Meter vor Tyler

korrigierte Wladimir seinen eigenen Kurs, indem er seinen Feuerlöscher als Steuerrakete einsetzte. Er näherte sich der Bombe. Tyler dachte, jetzt oder nie.

»Festhalten!«

Eine Hand auf den Steuerraketen, drückte er mit der anderen auf den Knopf, der den Raketenmotor des Skyward zündete. Der Skyward schoss nach vorn. Er hielt die Hebel umklammert und machte winzige Kurskorrekturen, während das Raumflugzeug vorwärtsraste.

Er war insofern im Vorteil, als sein

Gegner das Brüllen des Antriebs im Vakuum nicht hören konnte. Irgendetwas verriet ihm trotzdem, dass er verfolgt wurde. Vielleicht sah er einen Lichtreflex im Inneren seines Helms. Jedenfalls drehte er sich um und hob den Feuerlöscher. Die Zeit schien stillzustehen. Tyler sah Wladimirs entsetztes Gesicht. Er wusste, dass seine eigenen Züge hinter dem getönten Visier des ExAtmo-Helms versteckt waren. Der Russe konnte nicht sehen, mit welcher Befriedigung Tyler den Feuerlöscher mit der

Flügelvorderkante des Skyward aus seiner Flugbahn stieß. Er hatte Koltschew zwar nicht getötet, aber die Bombe war nun unerreichbar für ihn. Er stellte die Rakete ab, der Treibstofftank war leer.

»Hast du ihn erwischt? Bitte, sag mir, dass du ihn erwischt hast«, flehte Jess.

»Ich glaube, ja. In ein paar Minuten werden wir es wissen.«

Tyler streckte sich, um besser zu sehen, aber die Waffe und ihr Dieb waren im tiefen Blau verschwunden.

60. KAPITEL

Die Bombe schien Wladimir zu verhöhnen. Sie segelte nur wenige Meter von ihm entfernt durch das All, aber es hätten tausend Kilometer sein können – ohne Feuerlöscher konnte er sich ihr nicht nähern. Und selbst wenn er sie hätte erreichen können, hätte er den Knopf vermutlich nicht mehr drücken können. Als Tyler ihm den Feuerlöscher aus den Händen riss, hatte er seine Handschuhe am Handgelenk beschädigt. Die Risse

waren nicht groß, und er verlor noch nicht das Bewusstsein, aber seine Hände erfroren, weil die Kälte in seinen Anzug drang. Wenigstens hatte er seinen Bremsfallschirm öffnen können, bevor sie komplett unbeweglich waren.

Koltschew konnte die Bombe auf ihrem gemeinsamen Weg nach unten nur wütend anfunkeln. Er hatte unzählige Hindernisse überwunden, und nun blieb ihm der Erfolg buchstäblich Armlängen vor dem Ziel versagt. Er würde, schwor er sich, seine Drohung wahr machen.

Sollten Jess McBride und Tyler Locke überleben, würde er sie gnadenlos jagen, bis er sie vernichtet hatte.

Langsam stieg der Luftwiderstand, und die Bombe, die nicht durch einen Bremsfallschirm stabilisiert wurde, geriet auf ihrem Sturzflug ins Trudeln. Die sich verdichtende Luft würde ihr Tempo verringern, der Aufprall würde nicht heftig genug sein, um sie zur Detonation zu bringen. Tatenlos musste Wladimir zusehen, wie er die Bombe aus den Augen verlor, weil er von seinem

Fallschirm gebremst wurde. Seine erfrierenden Hände taten so entsetzlich weh, dass ihm Tränen über das Gesicht liefen. Aber er würde nicht schreien. Das taten nur die Schwachen. Die Besiegten. Er presste seine steinharten Hände an den Körper.

Seit sieben Minuten schien der Boden auf ihn zuzurasen, und er nutzte den wachsenden Luftwiderstand, um seine Richtung zu verändern. Inzwischen war ihm der Gedanke gekommen, dass man ihn in seinem Vaterland trotz allem

noch als Held feiern würde, denn er hatte erstens den längsten freien Fall in der Geschichte überlebt, zweitens würde er seinen ehemaligen Vorgesetzten den Beweis für eine amerikanische Geheimwaffe liefern können, und drittens hätte er die Waffe, die eine Bedrohung für sein Land darstellte, zerstört.

Trotz der Qualen, die ihm seine Hände bereiteten, begrüßte Koltschew die Luft, die an seinem Helm vorbeirauschte. Sie war ein Zeichen, dass er das Schlimmste überstanden hatte. Tyler Locke hatte

zwar die Schlacht gewonnen, aber Wladimir Koltschews Mut war ungebrochen.

Er kontrollierte den Höhenmesser an seinem Handgelenk. Achttausend Meter. Bei fünftausend Metern würde sich sein Fallschirm automatisch öffnen. Zu seinen Füßen erstreckte sich grünes Weideland. Wenn er unten war, würde er sich überlegen müssen, auf welchem Weg er die Vereinigten Staaten am besten verlassen würde.

Er erreichte die fünftausend Meter und fiel weiter, ohne dass er den

Ruck verspürte, den der sich öffnende Fallschirm normalerweise bewirkte. Plötzlich fiel ihm ein, dass er im Durcheinander des Kampfes mit Tyler Locke vergessen hatte, die automatische Entfaltung seines Fallschirms zu aktivieren. Voll Entsetzen tastete er nach dem Aufziehgriff, aber seine erfrorenen Hände konnten den Metallring nicht greifen. In Panik schlug er sich auf die Brust. Vergeblich, der Ring blieb, wo er war. Er konnte grasende Kühe in der grünen Landschaft zu seinen Füßen ausmachen. Die

Weide sah saftig und weich aus, aber für ihn würde sie hart wie Beton sein. Auf ihn wartete kein Heldenschicksal. Statt Amerika zu verheeren, würde er nicht mehr als ein blutiger Fleck auf ihm werden.

Bei dem Gedanken an diese Demütigung übermannte ihn das Entsetzen. Die letzten neunzig Sekunden seines Lebens dauerten eine Ewigkeit. Er schrie, bis er auf der Weide aufschlug.

Während sich Skyward im freien Fall der Erde näherte, konnte Tyler

Funkkontakt mit dem Tower in Oshkosh herstellen und sich einweisen lassen, wie er mit dem antriebslosen Flugkörper landen musste. Sobald der Luftwiderstand ausreichte, um an den Flügeln Auftrieb zu bewirken, nahm er Kurs auf Oshkosh. Auf halber Strecke informierte ihn der Fluglotse jedoch, dass er nicht mehr ausreichend hoch sei, um bis zum Flughafen zu schweben. Auf dem See Winnebago zu landen war keine gute Idee. Tyler erkundigte sich nach der am nächsten gelegenen Landebahn. Zum

Sheboygan County Memorial Airport könnte er es vielleicht schaffen, sagte man ihm. Dort werde man die Landebahn für ihn frei halten.

Er korrigierte seinen Kurs, merkte dann aber, dass er dabei Höhe verschwendet hatte.

»Verdammt!«

»Wie läuft es?«, fragte Jess nervös.

»Vielleicht könntest du mir helfen, ein gerades Stück Landstraße zu finden, auf dem ich landen könnte.«

»Meinst du das ernst?«

»Anders schaffen wir es nicht.«

»Kannst du nicht die Rakete anstellen?«

»Gern. Nur machen wir dann noch schneller eine Bauchlandung.«

»Mit dir werde ich nie wieder in ein Raumschiff steigen!«

Sie hielten Ausschau nach einem geeigneten Landeplatz. Theoretisch hätte er auch auf einem Feld landen können, aber wenn ein Stein im Weg gelegen oder eine Senke im Gelände dazu geführt hätte, dass sie sich überschlugen, hätten die Dämpfe im Tank in Brand geraten können.

»Dort drüben!«, rief Jess auf

einmal.

Sie wies auf eine Straße, die hinter einer Ortschaft eine Kurve machte und dann gut drei Kilometer weit geradeaus verlief. Daneben zog sich ein Asphaltstreifen entlang, Elkhart Raceway, eine Rennstrecke, die Tyler gut kannte. Die Tribünen waren dicht mit Zuschauern besetzt.

»Volltreffer«, sagte er.

Das Raumflugzeug war nicht viel größer als ein Privatjet, und Straßenlandungen gelangen häufig. Er hoffte nur, dass die Autofahrer ihn sahen und ihm freie Bahn ließen.

Er hatte sich schon zu einem Anflug von Norden her entschieden, als er unerwartete Hindernisse entdeckte. Bauarbeiten. Orangefarbene Leitkegel standen auf dem Gehsteig und gelbe Asphaltfertiger und Hecklader auf der Straße. Ihm bot sich nur die Rennstrecke als Ausweg, deren Gerade mit etwas Glück für eine Landung ausreichte. Er korrigierte noch einmal seinen Kurs und hielt genau darauf zu.

»Bist du verrückt geworden?«, rief Jess. »Da können wir doch nicht landen!«

Tyler verzog das Gesicht, während er sich auf den schmalen Streifen konzentrierte.

»Du hättest es mir früher sagen müssen, wenn du einen besseren Vorschlag hast.«

»Du hast noch nicht einmal die Landeklappen ausgefahren!«

»Wir sind noch zu schnell. Wir können nur eine Bauchlandung versuchen. Solange keine Rennwagen dazwischenfunken.«

»O mein Gott!«

»Festhalten.«

Die letzte Kurve der Rennstrecke

blitzte vor ihm auf. Bei den Rennautos handelte es sich um Oldtimer. Dann kam die Fußgängerbrücke in Sicht, die den Beginn der Geraden markierte. Wie durch ein Wunder war die Strecke leer. Beim Flug über die Brücke konnte er die erstaunten Gesichter der Fans erkennen. Sie machten lange Hälse, um seine Landung zu verfolgen.

Er zog die Nase des Skyward nach oben, und das Raumflugzeug senkte sich so sanft wie eine Feder. Doch dann wurde die ruhige Landung von

einem lauten Knirschen
unterbrochen, weil der Asphalt den
Bauch des Flugzeugs aufriss. Tylers
Sitz wackelte heftig.

Während das Flugzeug
weiterrutschte, konnte er es nicht
mehr steuern. Er war ebenso zum
Zuschauer geworden wie die
perplexen Leute auf den beidseitigen
Tribünen. Die erste Kurve näherte
sich, aber die gerade Strecke endete
in einem langen Auslauf und nicht in
einem Zaun. Das Raumflugzeug
rutschte hinein, spritzte hohe
Sandfontänen nach rechts und links

und kam zum Halt.

Die plötzliche Stille war ohrenbetäubend. Tyler stand auf und wandte sich nach hinten zu Jess.

»Alles in Ordnung?«

Jess nickte und öffnete ihren Sitzgurt. Zitternd stand sie vor Tyler. Doch nachdem sie ihren Helm abgenommen hatte, sah er, dass sie nicht vor Entsetzen zitterte. Sie strahlte ihn an.

»Nach dieser Landung hat Bungee Jumping gewaltig an Reiz verloren. Meinst du, meine Firma kann diesen Flug in ihr Programm aufnehmen?«

Den Rest des Tages behielt Tyler nur verschwommen in Erinnerung. Die Polizei brachte ihn und Jess zum Büro des FBI nach Milwaukee, bevor die vielen Journalisten, die nach Wisconsin gekommen waren, ihn mit Fragen löchern konnten. Es hatte nicht lange gedauert, bis man festgestellt hatte, dass sich die Killswitch-Bombe an Bord des Raumflugzeugs befand, denn man hatte im Hangar den Bombenbehälter, die ursprüngliche Besatzung und die Passagiere gefunden, die übereinstimmend

aus sagten, dass Tyler und Jess von den Russen entführt worden waren.

Tyler informierte das FBI darüber, dass sie über dem Michigan-See geflogen waren, als die Waffe aus dem Raumflugzeug gestoßen wurde, und die Bergung wurde in die Wege geleitet.

Den toten Russen Wladimir Koltschew fand ein Farmer auf seinem Land in der Nähe des Sees. Seine beiden Komplizen, die Grant und Morgan auf der Luftschau eingesperrt hatten, wurden an einen unbekannten Ort gebracht. Erst am

Abend durften Fay und Grant, die ebenfalls Befragungen über sich hatten ergehen lassen müssen, Jess und Tyler wiedersehen. Während sich Fay und Jess rege unterhielten, ging Tyler zu Grant, der sich zurückgezogen hatte. Er legte seinem Freund, der stumm den Tisch anstarrte, die Hand auf die Schulter und setzte sich neben ihn. Er wusste inzwischen, dass Morgan ihr Leben geopfert hatte, und er sah, dass Grant nicht nur um den Tod einer Kollegin trauerte. Aber der Zeitpunkt, darüber zu sprechen, war

noch nicht gekommen. Er erinnerte sich, wie man ihn nach dem Tod seiner Frau hatte trösten wollen und wie hohl die Beileidsbekundungen in seinen Ohren geklungen hatten. Und trotzdem hatte er sich damals darüber gefreut.

»Es tut mir so leid wegen Morgan.«
Grant schluckte.

»Sie hat mich ausgetrickst. Ich kannte mich nicht aus mit diesem Kampfflieger. Ich bin gesprungen, bevor sie den Lodestar gerammt hat. So etwas Dummes. Sie hatte es versprochen.«

»Ihr Tod war heldenhaft. Ohne sie lägen Jess und ich jetzt in den Tiefen des Michigan-Sees, und Koltschew würde den Untergang der Vereinigten Staaten feiern.«

Grant lächelte, aber ohne sich zu freuen.

»Meinst du, dass man die Bombe jemals wiederfindet?«

Tyler seufzte.

»Möglich. Das Gebiet, das abgesucht werden muss, ist zwar riesig, und die Waffe ist vermutlich bei dem Aufprall zerstört worden, aber dem Xenobium wird nichts

passiert sein. Hat man erst einmal die strahlende Stelle in dem dicken Bodenschlick gefunden, kann man mit der Bergung beginnen. Vielleicht nehmen sie sogar das Programm wieder auf, obwohl Dr. Kessler nicht so ohne Weiteres ersetzbar sein dürfte.«

»Eines steht auf jeden Fall fest«, sagte Grant. »Das Zeug könnte gefunden werden, aber erfahren werden wir es mit Sicherheit nicht.«

Tyler nickte und fragte sich insgeheim, welche anderen Geheimnisse die Regierung seit

fünfundsechzig Jahren unter
Verschluss hielt.

EPILOG

Ein Monat später

Das Gras auf dem South Park Cemetery trotzte der brennenden Augustsonne. Tyler wischte sich die Stirn in der brütenden Hitze und bewunderte die Gärtner, die den Rasen feucht und saftig hielten. Vereinzelte Eichen spendeten erholbaren Schatten, und er konnte nachvollziehen, warum Dombrowski seine Frau an diesem schönen Ort zur letzten Ruhe gebettet hatte. Tyler und Jess suchten ihren

Grabstein.

Jess und Fay durften die Vereinigten Staaten erst verlassen, wenn die Ermittlungen abgeschlossen waren, aber eine private Reise nach New Mexico wurde ihnen gestattet. Zumindest ging das FBI davon aus, dass sie persönliche Gründe für ihre Reise hatten.

Wladimir Koltschew hatte gesagt, Iwan Dombrowski habe in seinem letzten Lebensjahr jeden Tag das Grab seiner Frau aufgesucht, und die Sowjets hätten nie in Erfahrung

gebracht, auf welche Insel sich die Karte auf der Holztafel bezog.

Der sterbende Außerirdische, hatte Fay erzählt, habe ein K, ein umgekehrtes E und ein T in ein senkrecht stehendes Rechteck gemalt. Im lateinischen Alphabet waren diese Buchstaben rätselhaft, schrieb man sie aber auf Kyrillisch, hatte man den Anfang des Wortes Katrin. Der Außerirdische hatte offenbar den Namen seiner Frau in seiner Muttersprache schreiben wollen.

»Hier!«, rief Jess.

Sie stand vor einem schlichten
Granitstein. Catherine Dombrowski.
Meine geliebte Frau. 1890-1946.

»Ich wünsche mir so sehr, Nana
könnte das sehen«, sagte Jess mit
Tränen in den Augen.

Tyler legte den Arm um sie und
drückte sie.

»Ich auch. Aber sie wollte, dass
wir alleine herkommen.«

Er kniete sich vor den Grabstein
und untersuchte den Granit.
Irgendwelche Ritzen waren nicht
erkennbar. Er tastete die Oberfläche
auf der Suche nach einem

versteckten Riegel oder Knopf ab. Als sein Zeigefinger den Punkt auf dem i von Catherine berührte, schien er leicht nachzugeben. Tyler drückte, und eine Tür, deren Angeln an der unteren Kante befestigt waren, sprang auf. Es war das Stück Stein, auf dem der Name eingemeißelt war.

Sein Verdacht hatte sich also bestätigt, dachte Tyler. Er war stutzig geworden, weil er an den Tod seiner eigenen Frau zurückdenken musste. Selbst als er völlig verzweifelt gewesen war, hatte er ihr

Grab nicht jeden Tag aufgesucht. Der Verdacht, es könne einen anderen Grund für die täglichen Besuche des Wissenschaftlers geben, hatte ihm keine Ruhe gelassen. Vermutlich hatte Dombrowski gewusst, dass er einen Maulwurf in seinem Labor hatte. Deshalb brauchte er einen sicheren Ort für seine wichtigsten Unterlagen. Der Grabstein war ein perfektes Versteck.

Vorsichtig öffnete Tyler das Fach ganz und spähte hinein. Die Dichtung war noch vollkommen

intakt, der Inhalt unversehrt. Der erste Gegenstand, den er dem Versteck entnahm, war eine alte Filmrolle ohne Aufschrift. Er reichte sie Jess.

»Vielleicht finden wir in der Stadt einen Projektor, mit dem wir sie abspielen können.«

Der zweite Gegenstand, den er herausholte, war eine dicke Mappe vergilbter Dokumente. Lächelnd zeigte er Jess den Namen, der darauf geschrieben stand.

Projekt Caelus.

Es war gar nicht so einfach, einen Filmprojektor aufzutreiben. Ein Lehrer der Highschool erklärte sich schließlich bereit, ihnen aus den Beständen der Schule ein Gerät zu leihen. Sie luden es in ihren Kofferraum. Jess fuhr die Hauptstraße hinunter, am Internationalen UFO-Museum und am Roswell-Weltraumzentrum vorbei, während Tyler die Zeit nutzte, sich die Hinterlassenschaft des russischen Wissenschaftlers genauer anzusehen. Nach wenigen Minuten war ihm klar, dass sie einen

bedeutsamen Fund gemacht hatten. Als sie die Auffahrt des Bezirkskrankenhauses erreicht hatten, wusste er genug über das Projekt, um zu durchschauen, was Fay vor fünfundsechzig Jahren erlebt hatte.

Sie parkten ihr Auto und trugen das Vorführgerät in den zweiten Stock des Krankenhauses. Im Zimmer dreihundertacht trafen sie eine dösende Fay an. Es ging ihr nicht gut. Sie hatte Tyler und Jess auf die weite Reise begleitet, weil sie unbedingt wissen wollte, was sie als

Kind erlebt hatte, aber bei der Ankunft in Roswell war sie schließlich im Flughafen zusammengebrochen.

Tyler baute den Projektor auf, während sie darauf warteten, dass Fay aufwachte. Eine Stunde später öffnete sie blinzeln die Augen.

»Und?«, sagte sie mit brüchiger Stimme. »Ich habe keine Zeit mehr für Spannung.«

»Wir haben ihr Grab gefunden. Die Unterlagen mit allen Antworten auf unsere Fragen lagen im Versteck des Grabsteins.«

»Es war kein Außerirdischer, oder? Ich weiß es jetzt. Ich will nur einfach eine Antwort hören, es ist mir egal, wie sie lautet.«

Tyler seufzte. Er enttäuschte sie nur ungern, aber sie hatte die Wahrheit verdient.

»Ich glaube, du solltest dir den Film ansehen, den wir in dem Versteck gefunden haben.«

Er verdunkelte das Zimmer und schaltete den Projektor ein. Es war ein Stummfilm, den er für Fay kommentierte.

Die erste Einstellung zeigte einen

lächelnden, kahlköpfigen Mann in einem weißen Laborkittel. Er hatte den Arm um eine wunderschöne weißhaarige Frau gelegt.

»Iwan Dombrowski und seine zweite Frau. Er war Physiker und sie Flugzeugkonstrukteurin.

Ursprünglich stammte sie aus der Ukraine. Beide flohen vor den Kommunisten. Sie fiel 1946 der Grippe zum Opfer.«

Im Hintergrund war ein Mann mit einer runden Brille zu sehen, der ein steinernes Gesicht machte. Er trug einen Bürstenschnitt.

»Das ist Fjodor Dinowitsch, der Kollege der Dombrowskis, ebenfalls russischer Herkunft. Sie verdächtigten ihn, ein Spion zu sein, konnten es aber nie beweisen. Nachdem, was Koltschew zu uns sagte, halte ich seinen Verdacht für bestätigt. Wegen Dinowitsch versteckte Dombrowski seine wichtigsten Aufzeichnungen.«

Als Nächstes sah man das Innere eines Hangars. Scheinwerfer strahlten einen großen silbernen Flügel an. Die Arbeiter um ihn herum wirkten wie Zwerge. Dem

eleganten Flugzeug lagen deutsche Entwürfe zugrunde, die den Russen in die Hände gefallen waren.

»Das ist XB-32, ein experimenteller Bomber, der von Xenobium angetrieben wurde. Iwan Dombrowski träumte davon, ein Flugzeug zu entwickeln, das tagelang in der Luft bleiben konnte. Er hoffte, dass Xenobium eine sicherere Energiequelle als die Atomkraft wäre, weil man es nicht für Atombomben zweckentfremden konnte.«

Als Fay das Flugzeug ir

Flügelform sah, sagte sie mit schwacher Stimme: »Genau das habe ich gesehen. Das ist auf der Ranch abgestürzt.«

»Von vorne gesehen kann man es leicht für eine Scheibe halten. Die Bauweise war ihrer Zeit weit voraus. Ich verstehe vollkommen, warum du es mit einem Raumschiff verwechselt hast. Den Aufzeichnungen ist zu entnehmen, dass am 2. Juli 1947 ein Testflug stattfinden sollte. Ich glaube, dass Dinowitsch den Absturz absichtlich herbeiführte. Zufällig geschah es in

deiner Nähe. Er muss bei der Explosion ums Leben gekommen sein.«

Bevor Fay ihre nächste Frage stellen konnte, zeigte der Film Iwan Dombrowski in einem silbernen Flugoverall.

»Er trug ihn zum Schutz, wenn sie in der Luft waren. Er war mit Blei gefüttert. Damit dem Träger des Anzugs nicht zu heiß wurde, war er mit einer Kühlflüssigkeit gefüllt. Bei einer Beschädigung wäre sie herausgelaufen, sie hätte wie leuchtend blaues Blut ausgesehen.«

Dann setzte Dombrowski seinen Helm auf. Fay zog die Luft ein. Zwei große schwarze Linsen bedeckten die Augen, und ein schmaler Schlitz war über dem Mund angebracht. Tyler wandte sich an Fay.

»Der Außerirdische, den du gesehen hast, der Mann, der dich gerettet hat, war Iwan Dombrowski.«

Tränen liefen Fay über das Gesicht.

»Bist du sehr enttäuscht?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Er wusste, dass das Xenobium

explodieren würde, deshalb hat er seine letzten Kräfte dafür eingesetzt, mich zu retten. Ich wünschte nur, ich könnte mich bei ihm bedanken.«

»Du hast seine Suche zu Ende geführt. Ich glaube, er hätte sich darüber gefreut.«

»Ein paar Dinge beschäftigen mich aber doch noch. Warum hat er Russisch mit mir gesprochen und nicht Englisch?«

»Der Schock nach dem Absturz könnte bewirkt haben, dass er in seine Muttersprache zurückfiel.«

»Er war sehr schwach, als er mir

die Holztafel gab. Wie ist sie überhaupt in seinen Besitz gekommen?«

»Angeblich lernte er einen Antiquitätenhändler kennen, der behauptete, die Holztafel mit der eingeritzten Karte stamme von der Osterinsel. Es war ein winziges Stück Xenobium in die Tafel eingelassen.«

»Warum hat Dombrowski, sofern er auf der Osterinsel war, das Xenobium aus der Höhle nicht mitgenommen?«

»Mein Geigerzähler war achtzig

Jahre moderner als das Gerät, das ihm zur Verfügung stand. Wahrscheinlich hat er das Metall gar nicht entdeckt.«

»Und warum hat die Regierung den Absturz seines Flugzeugs in Roswell unter den Teppich gekehrt?«

»Ich könnte mir vorstellen, dass die Regierung nicht wollte, dass die Welt von dem Prototyp erfährt, falls noch mehr Xenobium entdeckt wurde. Das, was von dem Flugzeug noch übrig war, wird wahrscheinlich tief in einer Höhle unter dem Stützpunkt Area 51 versteckt.«

Der Film war zu Ende. Er drehte sich in der Rolle. Tyler stellte das Gerät ab und zog die Vorhänge zur Seite.

Fay lächelte Tyler an.

»Was für ein großartiges Abenteuer du mir geschenkt hast! Danke.«

Tyler nahm ihre Hand. Er wollte ihr noch mehr erzählen, aber sie war schon wieder eingeschlafen. Er nahm den Film und die Aufzeichnungen Iwan Dombrowskis und ging mit Jess auf den Flur.

»Was hast du damit vor?«, fragte

sie.

»Ich weiß es noch nicht. Vielleicht behalte ich das Ganze erst einmal eine Weile. Ich will kein Spaßverderber sein. Sollen die Leute doch weiterhin denken, dass damals ein UFO abstürzte.«

»Wie unlogisch.«

Tyler gab ihr einen kleinen, zärtlichen Kuss. Ihre Wege trennten sich. Sie hatte sich entschieden.

»Wenn es mit ihm, du weißt schon, wie er heißt, nicht klappt«, sagte er, »dann weißt du, wo ich bin.«

»Ich liebe dich, Tyler. Und werde

dich immer lieben.«

»Ich dich auch. Grüße Fay vor mir.«

»Mach ich. Ich wünschte mir nur, wir hätten ihr nicht alles nehmen müssen, wovon sie überzeugt war. Sie hat es tapfer aufgenommen, aber es muss ihr das Herz gebrochen haben, besonders da sie ihr Buch über Roswell jetzt nicht wird schreiben können. Wie du dir denken kannst, würde sie dich nie und nimmer in Schwierigkeiten bringen, denn immerhin hast du Geheiminformationen

ausgeplaudert.«

Tyler nickte dankbar.

»Sie war schon wieder eingeschlafen, bevor ich ihr noch etwas sagen konnte.«

»Etwas, das mit Roswell zu tun hat?«

»Gewissermaßen. Es bezieht sich auf das Xenobium. Tunguska. Australien. Nasca. In meinen Augen sieht es so aus, als sei das Element Xenobium außerirdischen Ursprungs.«

»Stimmt. Aus dem Weltall.«

»Aber wie wurde es hergestellt?«

Jess runzelte verwirrt die Stirn.

»Hergestellt? Ist es nicht einfach ein Stein?«

»Das weiß ich nicht. Wir Menschen auf der Erde wissen nicht, wie man es macht. Dr. Kessler konnte sich nicht erklären, wie es auf natürlichem Weg entstanden sein könnte. Sag Fay doch bitte, sie sei vielleicht auf einen Beweis gestoßen, dass es außerirdisches Leben gibt.«

»Das glaubst du doch selbst nicht.«

»Solange das Gegenteil nicht bewiesen ist, wie willst du das so

genau wissen?«

Jess lächelte.

»Danke. Sie wird begeistert sein.«

Sie umarmten sich ein letztes Mal. Dann löste sich Jess aus Tylers Armen und ging zurück ins Krankenzimmer ihrer Großmutter.

Er blieb noch eine Weile stehen, bevor er mit einem melancholischen Lächeln den Flur hinunterschlenderte. Es tat ihm leid, dass er Jess verlassen musste, aber wenigstens hatte er ihrer Großmutter noch eine Freude bereitet. Ihre Fragen waren beantwortet, und sie

hatte einen Grund, ihren Traum weiterzuspinnen.

Was soll das Leben, dachte Tyler, ohne Geheimnisse?

DANK

Einen solchen Roman ohne die Hilfe anderer zu schreiben ist unmöglich, deshalb möchte ich mich bei allen bedanken, die mir großzügig geholfen haben.

Meine Agentin Irene Goodman war immer für mich da, und ich kann mir keinen besseren Führer auf dieser Achterbahnfahrt vorstellen. Ihre Hilfe war von unschätzbarem Wert.

Meine Foreign-Rights-Agenter Danny Baror und Heather Baror-Shapiro sind nicht nur unschlagbar,

sondern auch echt nette Menschen.

Ich danke Jade Chandler und David Shelley für ihr Vertrauen in meine Erzählkunst und ihre Hilfe, das Buch so gut zu machen, wie ich dazu in der Lage bin. Ihre Begeisterung half mir, die Ziellinie zu erreichen.

Ich schätze mich sehr glücklich, auf Experten zurückgreifen zu können, die zum Teil aus meiner Familie, zum Teil aus meinem Freundeskreis stammen. Die Verantwortung für alle Fehler oder absichtlichen Veränderungen liegt allein bei mir.

Ich danke Jeff Davis, Noreen Moer

und John Hopkins für all die Antworten auf meine Fragen zu der Experimental-Aircraft-Association-Flugschau.

Mein Freund, der Onkologe Dr. Craig Lockhart, beriet mich in allen Fragen zu Bauchspeicheldrüsenkrebs.

Susan Tunis redigierte mit scharfem Blick das Manuskript.

Meinem Bruder, dem ehemaligen Air Force Lieutenant Colonel Martir Westerfield, danke ich für seine Beratung in militärischen und fliegerischen Fragen.

Beth Morrison ist nicht nur meine Schwester und Kuratorin von Bilderhandschriften am Getty Museum, sondern auch einmalig darin, die Stellen zu entdecken, an denen meine Handlung Schlagseite hat.

Ich danke meinem Schwiegervater, dass er sich die Zeit genommen hat, verschiedene Fassungen des Romans zu lesen.

Meine Frau Randi hat bei der Entstehung der Story eine entscheidende Rolle gespielt. Es ist keine Übertreibung, wenn ich

behaupte, ohne sie hätte ich den Roman nicht schreiben können. Sie ist einfach großartig. Ich bin ein echter Glückspilz.

NACHWORT

In einem Thriller, der bestehende technische Möglichkeiten ausreizt und neue Erklärungen für alte Menschheitsrätsel anbietet, ist es häufig schwierig, den Verlauf der Grenze zwischen der realen Welt und der Fiktion auszumachen. Vielleicht überrascht es Sie, wie wenig ich erfinden musste, um diese Geschichte zu schreiben.

Die seltsame Explosion, die 1908 in der Tunguska, Sibirien, stattfand, ist noch immer ein ungelöstes

Rätsel. Laut »The Mystery of the Tunguska Fireball« von Surendra Verma war der Goldschmied Susdalew der erste westliche Forscher, der das Katastrophengebiet aufsuchte. Man kann noch heute umgestürzte Bäume in einem Areal von der Größe Londons sehen, und auch die Insekten sind immer noch ekelhaft zudringlich. Eine ähnliche Explosion ereignete sich 1993 in Westaustralien. Auch ihre Ursache ist noch unbekannt.

Ich habe die aufregende Fahrt in

einem Jetboot auf dem Shotover River in Queenstown selbst erlebt. Der Fluss ist nicht weit von den Southern Proving Grounds entfernt, wo Wintertestfahrten durchgeführt werden, wenn auf der nördlichen Halbkugel Sommer ist.

Die ultrageheime Joint Defence Facility Pine Gap liegt außerhalb von Alice Springs in Australien. Ich würde niemandem raten, die private Zufahrt entlangzufahren, aber mit Google Maps kann man die Anlage gut sehen.

Projekt Caelus ist meine ureigene

Erfindung, aber die Air Force befasste sich mit der Machbarkeit von atomar angetriebenen Flugzeugen. Es wurde sogar ein Kernreaktor in einen B-36-Bomber eingebaut. Soweit mir bekannt ist, hat man es bei der B-49, einem 1947 gebauten Prototyp mit Düsenantrieb, nicht versucht.

Lastzüge mit vier Anhängern sind die längsten legalen Fahrzeuge auf der Welt und fahren durch den riesigen australischen Outback.

Die Kletterpartie über die Brücke im Hafen von Sydney durfte ich

ebenfalls erleben. Ich habe sie genau so beschrieben, wie sie ist, einschließlich der Wartungskräne und Stege.

Das amerikanische Militärwesen hat Millionen von Dollar in die Entwicklung von Mitteln gesteckt, die die Spurensuche vereinfachen sollen.

An der Grenze zwischen Tijuana und San Diego werden ständig neue Drogentunnel entdeckt. Es gibt sogar Tunnel, die mit Betonwänden und Aufzügen ausgestattet sind.

Private Raumflugzeuge sind bereits

Realität, seit SpaceShipTwo von Virgin Galactic startete. Es wird in absehbarer Zeit zahlende Passagiere in eine Höhe von hundertzehn Kilometern bringen. Airbus erforscht die Möglichkeiten des Vogelknochenrumpfes, mit dem ich das Raumflugzeug Skyward ausgestattet habe. Die vielen Fenster würden eine großartige Aussicht garantieren, aber es bedarf starker Nerven, um in einem solchen Flugzeug zu sitzen.

Joseph Kittingers Leistungen sind umso unglaublicher, wenn man

bedenkt, dass er sie vor über fünfzig Jahren vollbrachte und bis heute niemand Vergleichbares geschafft hat.

Die AirVenture Show in Oshkosh hat mir einen Riesenspaß gemacht. Die Flugzeugreihen so weit das Auge reicht sind wirklich überwältigend. Wenn Sie Flugzeuge lieben, sollten Sie im Juli eine Woche in Oshkosh verbringen.

Es gibt noch sehr viel mehr Theorien darüber, wie die Moai auf der Osterinsel transportiert wurden, als ich erwähnt habe. Sie schaukelnd

fortzubewegen funktioniert
tatsächlich. Lavahöhlen, die bunt
ausgemalt sind, gibt es viele.

Xenobium ist ein von mir
erfundenes Metall, es gibt jedoch
das hochexplosive Hafnium-3,
dessen Herstellung sehr kostspielig
ist. Theoretisch sind Bomben mit
induzierter Gammastrahlung
möglich, und ihre Auswirkungen
wären ähnlich wie die der
Killswitch-Bombe.

Elektromagnetische Pulse nach
einer nuklearen Explosion stellen
eine sehr reale Bedrohung dar. In

Kriegsspielen gibt es immer wieder das Szenario, dass die Sowjets eine große Wasserstoffbombe mitten über den USA zünden, die deren elektronische Infrastruktur vernichtet und gleichzeitig einen Gegenschlag verhindert. Heute bedrohen Terroristen und Schurkenstaaten die Welt damit. In diesem Buch war die Bombe gegen die USA gerichtet, aber diese Art Waffe könnte die technologische Uhr jeder Industrienation um hundert Jahre zurückstellen.

Die Nasca-Linien und Symbole

das geometrische Muster des Mandalas und die alte Stadt von Cahuachi in Peru sind zu beliebten Touristenzielen geworden. Ihre wahre Bedeutung hat bisher noch niemand erklären können.

Der Vorfall in Roswell bleibt nach wie vor faszinierend. Was ist dort wirklich abgestürzt? Warum hat die Air Force erst das eine, dann das andere behauptet? Was ist mit den Wrackteilen passiert, die gefunden wurden? Die von der Air Force verbreitete Erklärung, ein Wetterballon sei vom Kurs

abgekommen, klingt reichlich prosaisch.

Aber glaube ich tatsächlich, dass es ein außerirdisches Raumschiff gewesen sein könnte? Ich bin Skeptiker, aber es wäre natürlich cool. Trotzdem, Außerirdische, die viele Lichtjahre gereist sind, dürften eine bessere Landung zustande bringen. Wenn Sie mir auf einer Führung durch Area 51 allerdings das Gegenteil beweisen, habe ich nichts dagegen.

Boyd Morrison

ist promovierter Ingenieur. Er arbeitete unter anderem für die NASA und Microsoft und hat zahlreiche Patente entwickelt. Sein im Jahr 2005 zunächst als Gratis-Download publizierter Thriller *Die Arche* ebnete Morrisons Karriere als international erfolgreicher Buchautor. Er lebt mit seiner Frau in Seattle.

Außerdem von Boyd Morrison bei Goldman lieferbar:

Die Tyler-Locke-Serie in

chronologischer Reihenfolge:

Die Arche. Thriller (☞ nur als E-Book erhältlich)

Das Midas-Komplott. Thriller (☞ auch als E-Book erhältlich)

Weitere Romane:

Todesflut. Thriller (☞ auch als E-Book erhältlich)

Substance – Die Formel. Thriller (☞ auch als E-Book erhältlich)



GOLDMANN

Lesen erleben

BOYD MORRISON

Die Roswell-Verschörung



GOLDMANN

Lesen erleben